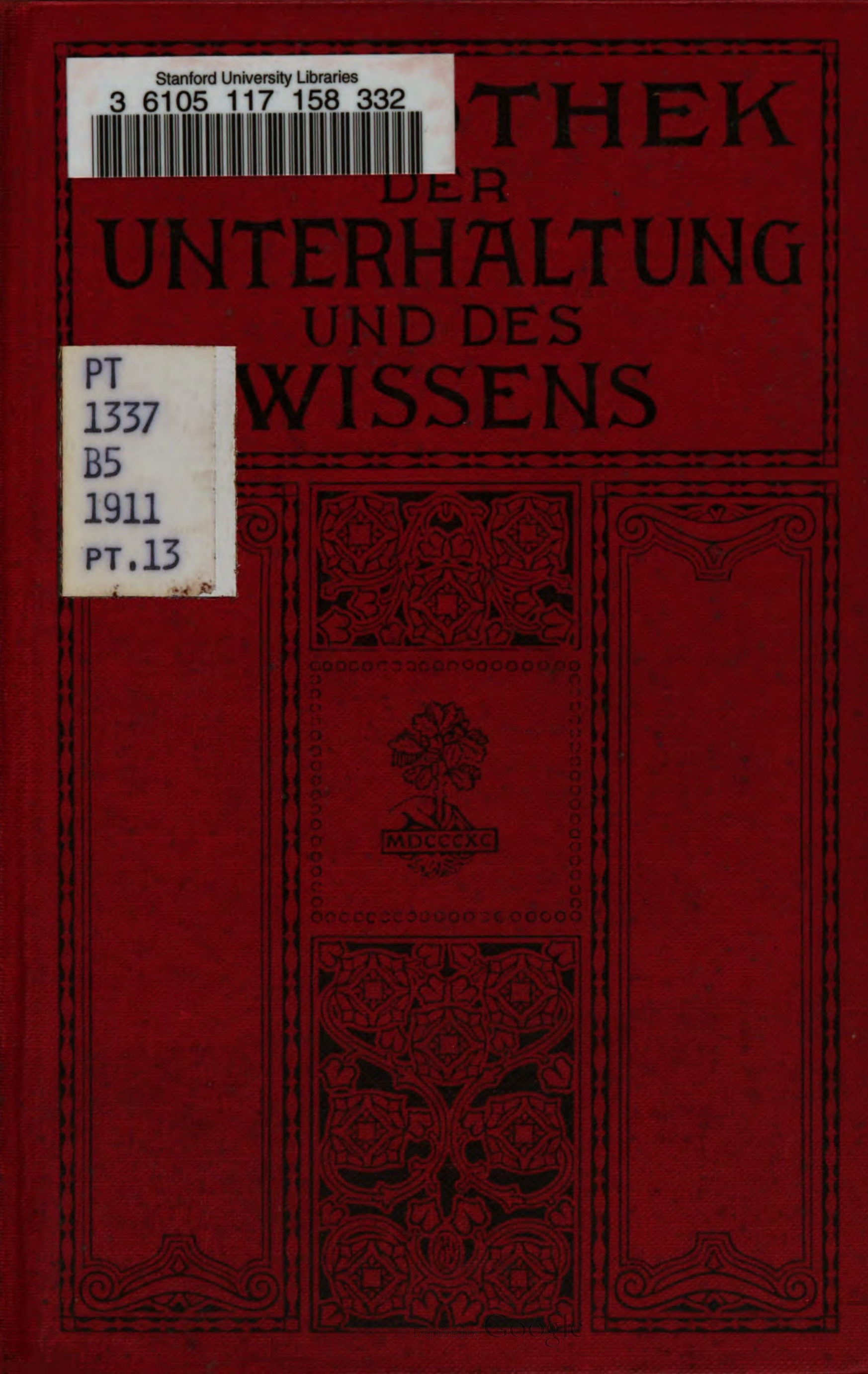

THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC

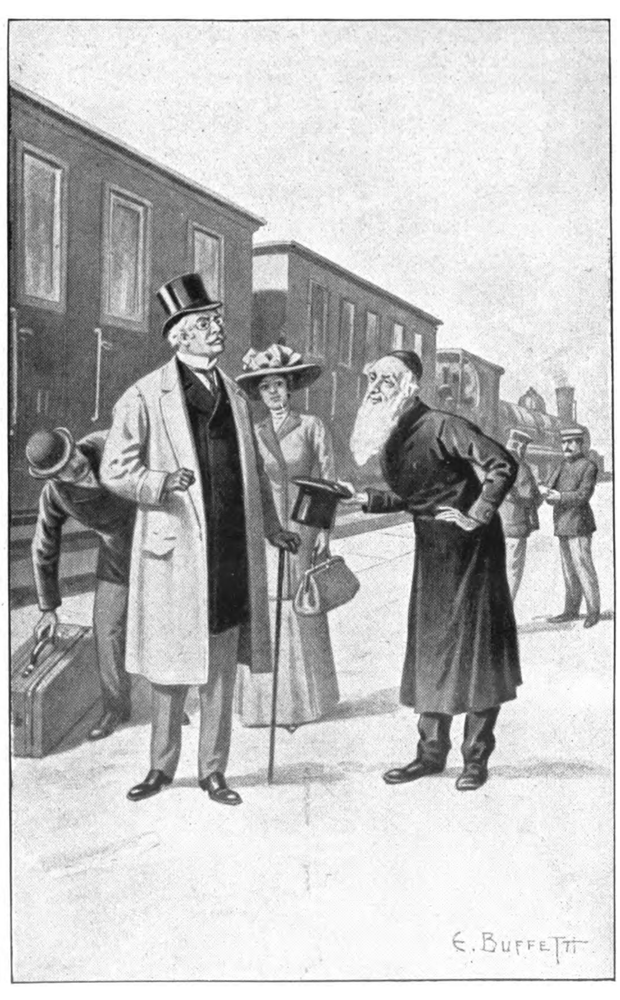
Bücher-Sammlung

von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Der teure Professor" von Heinrich Lee.
(S. 93)
Originalzeichnung von E. Buffetti.



Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Dreizehnter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Stiefkinder. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung und Schluß) 5

Der teure Professor. Humoreske von Heinrich Lee 78
Mit Bildern von E. Buffetti.

Kneipen in aller Welt. Von Alex. Cormans . . 96
Mit 9 Bildern.

Der Tod von Möön. Novelle von F. C. Oberg . 110

Galeerensträflinge. Von Wilhelm Fischer . . . 151
Mit 12 Bildern.

Sehnsucht. Erzählung von Else Krafft 171

In der Hauptstadt Australiens. Von W. H. Geinborg 184
Mit 8 Bildern.

Ein Unglücksdiamant. Von M. Elsner 198
Mit 5 Bildern.

Mannigfaltiges:

Aus der Briefmappe eines berühmten Schauspielers 207

Beerdigung eines anglikanischen Erzbischofs . . . 211
Mit Bild.

Ein königlicher Besuch 212

Geheimbünde bei den Naturvölkern 213

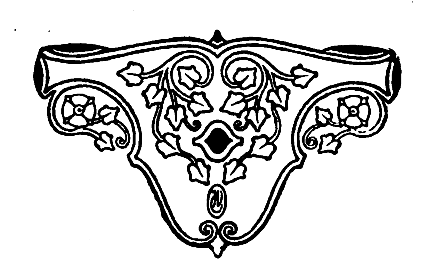
Eine zur Prophezeiung gewordene Inschrift . . 216

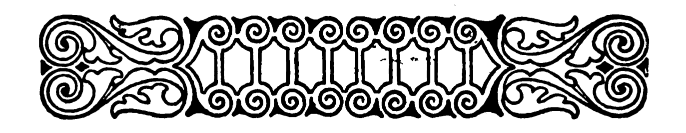
Die Schleimwege der Wasserschnecken 217

Handfeuerlöscher „Hydrofix“ 218
Mit Bild.

Ein Millionärsport 220

Seite
Wie die Fledermäuse fressen 223
Cäsars Sextius und Napoleon I. 224
Wechselbalg 225
Der Verkünder des Dreißigjährigen Krieges . . 225
Mit Bild.
Helden der Feder 229
Der „narrische Seppl“ 230
Der Stationsmeister von Poissy 232
Englische Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes 233
Mit Bild.
Die Geschichte eines Goldschiffes 235
Zu spät 236
Gespensterfang 238
Die Angst vor dem Kuß 239
Eine Grille 240





Stiefkinder.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung und Schluß.) ▽ (Nachdruck verboten.)



Die Stunde ging schnell herum, nach der Jobst kommen sollte. Und dann stand Elisabeth am Fenster und sah auf den Hof hinaus, ob nicht bald der schlanke blaue Reiter auf seiner tänzelnden Schimmelstute in den Hof einbiegen wollte.

Aber niemand kam.

Die Stunde mußte längst verstrichen sein. Endlich hörte sie ein kurzes, scharfes Räderrollen, das sich rasch näherte. Jobst hatte natürlich Gepäck bei sich, wenn er, wie sie bestimmt hoffte, einige Tage bleiben wollte. Da konnte er gar nicht angeritten kommen. Wie töricht, sich das einzubilden!

Sie beugte sich zum Fenster hinaus, um einen Gruß zu winken, ließ aber enttäuscht das Taschentuch sinken. Denn zwei Herren saßen in dem offenen Jagdwagen, der jetzt die Rampe heraufrasselte, Jobst und rechts von ihm ein älterer Offizier in grauem Cape — Herr v. Studnitz, sein Regimentskommandeur.

„Wie merkwürdig! Was mag das bedeuten?“ Elisabeth wandte sich ins Zimmer zu ihrem Mann zurück. Ihr Gesicht war blaß und gespannt. „Jobst bringt Herrn v. Studnitz mit! Der hat doch in letzter Zeit kaum noch bei uns verkehrt!“

„Der wird uns wohl etwas zu sagen haben,“ ent-

gegnete Brand mit halblauter Stimme, indem er aufstand, um den Herren entgegenzugehen.

Elisabeth blieb zurück. Eine kalte Angst umklammerte auf einmal ihr Herz.

Der Oberst trat ein und küßte ihr die Hand. Mechanisch beantwortete sie seine Begrüßung. Über ihn fort suchten ihre Augen den Sohn. Ein Blick in dessen verstörtes Gesicht mit dem scheuen Ausdruck genügte. Nein, Jobsts Kommen konnte keine freudige, nur eine entsetzliche Ursache haben. Trotzdem legte sie die Arme um seinen Hals, zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn mit dem ganzen Hunger, der ganzen Qual ihres sehnsüchtigen Mutterherzens.

Jobsts Mund zuckte unter dem Schnurrbart. Seine Augen wurden feucht.

„Mutti, gute Mutti!“ sagte er leise und hielt ihre Hand so fest, wie er es als kleiner Junge getan hatte, wenn einer seiner dummen Streiche ans Licht kam und sie ihm heraushelfen sollte.

„Meine verehrte gnädige Frau, wenn man etwas sehr Trauriges zu sagen hat, so ist's am besten, dies kurz und ohne langes Zögern zu tun,“ fing der Oberst an. Den angebotenen Stuhl nahm er an, die Zigarette wies er zurück. „Ihr Herr Sohn ist von seinem Kommando zur Reitschule abgelöst und mir zum Regiment zurückgeschickt worden, weil er in einem Klub gespielt hat, den die Polizei aufhob.“

Der Oberst machte eine Pause und sah abwechselnd Frau Elisabeth, dann ihren Gatten an.

„Er hat sehr hohe Summen verloren,“ fuhr er dann mit gedämpfter Stimme fort. „Spielschulden müssen immer sofort beglichen werden. Da wollte ich Sie fragen, gnädige Frau, ob Sie in der Lage sind, Ihrem Sohn zu helfen?“

„Nein," entgegnete Brand kurz. „Ich spreche im Namen meiner Frau."

„Den Bescheid möchte ich lieber von der gnädigen Frau selbst hören," entgegnete der Oberst in leicht verweisendem Ton.

„Meine Frau ist ihren Kindern gegenüber sehr schwach und auch ganz geschäftsunkundig."

„Nein, Roderich, ich weiß ganz genau, daß es uns sehr schwer wird, diese Schulden zu bezahlen," fiel Elisabeth ein. „Und es ist auch sehr unrecht von Jobst, uns wieder diese Sorgen zu machen."

„Ich saß in einer schrecklichen Klemme, weil ihr doch Weihnachten nichts geben wolltet, Mutter. Die Leute drängten und drohten mit Klagen," murmelte Jobst. „Ich hoffte zu gewinnen."

„Natürlich. Um zu verlieren, spielt keiner," sagte Brand spöttisch.

Jobst warf ihm einen bösen Blick zu. „Ich würde lieber mit meiner Mutter allein sprechen," sagte er scharf.

„Das glaube ich," stimmte Brand bei. „Die hättest du bald herumgebracht mit ein paar schönen Worten und Versprechungen. Und in einigen Wochen wären wir wieder so weit wie heute. — Das ist ein Faß ohne Boden, Herr Oberst. Wer es füllen will, der ist ein Narr und gehört ins Tollhaus. — Untern Hammer brächtest du Machow in kurzer Zeit, Jobst, das ist gewiß."

„Lieber möchtest du's natürlich selber haben," entgegnete Jobst bitter. „Glaubst du denn, ich weiß nicht, wie du meine Mutter quälst, Hypotheken aufzunehmen, die auf deinen Namen eingeschrieben werden sollen?"

„Nur damit ihr die Hände gebunden sind und sie nicht alles Geld für dich in den Dreck werfen kann!" schrie Brand wütend.

„Wir wollen uns nicht unnötig erbittern,“ fiel der Oberst schnell ein. Diese Familienszene war ihm entsetzlich. Aber er hatte es für seine Pflicht gehalten, alles zu versuchen, um den jungen Offizier zu retten, weil er sich Vorwürfe machte, seine Kommandierung nach Hannover befürwortet zu haben. „Wenn diese Ehrenschulden nicht in kurzer Zeit bezahlt sind, gnädige Frau, wird Ihr Herr Sohn mit schlichtem Abschied entlassen. Das müssen Sie sich klarmachen. Er kann dann im Ausland ein Unterkommen suchen. Bei allen seinen Standesgenossen und Kameraden in der Heimat ist er unmöglich geworden.“

„Um welche Summe handelt es sich denn?“ fragte Elisabeth mit blassen Lippen.

Der Oberst nannte die Summe, deren Höhe ihm selbst peinlich auszusprechen war.

Brand rückte seinen Stuhl näher zu dem Oberst heran. „Herr Oberst, mit Frauen ist schlecht über Geschäfte reden,“ meinte er. „Mit meiner schon gar nicht, wenn sich's um ihre Kinder handelt. Ich kann und will Ihnen aber klar beweisen, daß, wenn Machow nicht verloren gehen und die Schwestern des Herrn Leutnants ihren Anteil am Gut verlieren sollen, wir keine neuen Hypotheken aufnehmen dürfen. Barvermögen ist nicht da.“

„Weil alles ins Gut hineingesteckt worden ist auf dein Betreiben,“ stieß Jobst hervor.

„Das leugne ich gar nicht,“ antwortete Brand. „Als ich das Gut übernahm, sah's schlimm aus an allen Ecken und Enden. Der alte Bredau war eben ein kranker Mann. Gearbeitet hab' ich wie ein Pferd, um's hochzubringen. Es ist mir gelungen. Und das soll nun alles zum Teufel sein, nur weil's dem Herrn Leutnant beliebt, zu spielen und das Geld Halsabschneidern

in den Rachen zu werfen?" Tränen der Wut traten in seine Augen. „Ehe ich das zulasse, Lisbeth, eher —"

Er sprach die Drohung nicht aus, aber er trat in so herausfordernder Haltung vor seinen Stiefsohn hin, daß der Oberst eine tätliche Beleidigung befürchtete.

„Ich bin bereit, mit Ihnen in Ihr Zimmer zu gehen, wenn Sie die Güte haben wollen, mir die Geldverhältnisse des Gutes näher auseinanderzusetzen," sagte er deshalb rasch zu Brand. — „Gnädige Frau, nur das Interesse für Ihren Herrn Sohn und der dringende Wunsch, den ich hege, ihn der Armee zu erhalten, denn trotz seines Leichtsinns ist er ein begabter Offizier, auf den ich viele Hoffnungen setzte, läßt mich anscheinend so indiskret sein, mich in Ihre Familienangelegenheiten zu mischen."

„Aufrichtig dankbar bin ich Ihnen dafür, Herr v. Studnitz," sagte Elisabeth Brand leise und atmete erlöst auf, als die Tür sich hinter Studnitz und ihrem Manne schloß.

Mutter und Sohn blieben allein. Einen Herzschlag lang war's ganz still im Zimmer, in dem man nur Jobsts tiefe, wie schluchzende Atemzüge und Elisabeth Brands leise seufzendes Weinen hörte.

Jobst sah in ihr gealtertes, vergrämtes Gesicht, und plötzlich lag er auf seinen Knieen vor ihrem Stuhl und drückte den Kopf in die Falten ihres Kleides. „Mutter, das ist alles noch viel schlimmer, wie du denkst!" stöhnte er.

Sie strich über sein kurzverschnittenes Haar. Bei allem Kummer war es ihr doch ein unbeschreiblich süßes Gefühl, daß er bei ihr Hilfe, in ihren Armen Trost suchte.

„Was gibt's denn sonst noch, Jobst? Sind noch mehr Schulden da wie die entsetzliche Summe, die der Oberst nannte?"

„Nein, Mutter, wenigstens nur ein Quark, der dagegen gar nicht in Betracht kommt. Aber zwei Kameraden haben für mich mit gutgesagt. Wenn ich diese Ehrenschulden nicht bezahlen kann, sind die auch kaput. Mutter — Mutter, laß mich nicht zum Schuft an ihnen werden. Ich will ja den geliebten blauen Rock ausziehen, ich verdiene es nicht, ihn noch länger zu tragen. Aber die zwei, die rühren selber nie eine Karte an. Das sind so liebe Kameraden. Wirklich gute Freunde waren sie mir, um die wär's ein Jammer. Mutter, hilf mir, nur dieses eine einzige Mal noch!"

Elisabeth rang die Hände. „Jobst, was soll ich denn tun? Ich brächte ja jedes Opfer für dich. Und sollte ich Machow verkaufen und trocken Brot essen müssen — Meinetwegen, wenn ihr Kinder mich nur liebhabt. Aber Brand, aber deine Schwestern —"

„Die tun schon etwas für mich. Aber dein Mann freilich, der wird's nie zugeben."

Elisabeth senkte den Kopf. Sie wußte nur zu wohl, mit Brand würde sie fürchterliche Szenen haben, Szenen, vor denen ihr graute. Sie fürchtete seinen Jähzorn, seine beleidigende Roheit in solchen Stunden. Sie lehnte die Stirn gegen die Schulter des Sohnes.

Beide sprachen noch leise miteinander, ohne zu einem befriedigenden Resultat oder Entschluß kommen zu können, als die Herren wieder hereinkamen.

Der Oberst sah sehr ernst und niedergeschlagen aus, während Brand mit einer gewissen Siegermiene sofort verkündete: „Der Herr Oberst gibt mir, nachdem er sich unterrichtet hat, vollkommen recht."

„Wenigstens kann ich mich dem nicht verschließen, daß nach Lage der Dinge es gegen Sie selbst, gnädige Frau, und gegen Ihre Töchter eine große Härte wäre, wenn alles dem Leichtsinn des Sohnes geopfert werden

sollte," sagte der Oberst traurig. „Ich habe nicht gewußt, wie hoch Machow bereits belastet ist und daß die Schwestern genau dieselben Rechte an das Gut haben wie der Sohn. Jedenfalls kann ohne Beistimmung der Schwestern nichts entschieden werden."

„Meine Schwestern sind jeden Opfers fähig. Lotta sicher, und Irene könnte ich später entschädigen," murmelte Jobst.

„Und deine Mutter und ich?" fragte Brand. „Wir dürfen hier wohl arbeiten und uns alles versagen, damit der Herr Sohn sein Lotterleben weiterführen kann."

„Herr Brand, ich muß Sie dringend bitten, Ihre Ausdrücke zu mäßigen, wenn auch Ihre Entrüstung vielleicht begreiflich ist," sagte der Oberst rasch. Er sah die flammende Röte auf der Stirn des jungen Offiziers, den tödlichen Haß, der in seinen Augen aufblitzte, wenn sich seine Blicke mit denen des Stiefvaters kreuzten.

„Ich bin bereit, den Abschied zu nehmen, ich will arbeiten und keinen Pfennig Zuschuß mehr verlangen, nur hilf mir meine Ehre retten, Mutter!"

„Deine Ehre!" Brand lachte schneidend auf.

„Jawohl — meine Ehre!" wiederholte Jobst leichenblaß. „Wagst du etwa, die anzutasten? Leichtsinnig bin ich gewesen, herzlos, ja schlecht, daß ich meiner Mutter diese Sorgen mache. Aber ehrlos nicht. Denn ich will ja jeden Pfennig von meinem Erbe hergeben, um meine Schulden zu bezahlen."

„Und das Erbe deiner Schwestern ebenfalls. Vergiß das nicht," erinnerte Brand. Er sprach immer in demselben verächtlichen Ton, der den jungen Offizier fast bis zur Besinnungslosigkeit aufreizte.

„Wie ich mich mit meinen Schwestern auseinandersetze, ist ganz allein meine Sache," wies Jobst kurz ab.

„Jawohl, das kümmert mich auch blitzwenig. Wenn

die verrückt genug sind, ihr Geld an dich wegzuschmeißen — immer zu. Aber das Schicksal deiner Mutter kümmert mich sehr, und darum dulde ich nicht, daß sie alle ihre Rechte auf Machow aufgibt, oder es so hoch belastet, daß ich mich nur noch für deine Herren Gläubiger abschinden darf."

„Roderich, ich bitte dich, laß mich dies mit meinen Kindern allein ordnen," bat Elisabeth.

„Nein!" entgegnete er hart. „Hindern will ich dich unter allen Umständen, diesen Wahnsinn zu begehen. Sowie du versuchst, neue Hypotheken aufzunehmen, stelle ich den Antrag, dich unter Kuratel zu stellen."

„Dieser Antrag, den wir Kinder nicht unterstützen, dürfte wohl wenig Aussicht auf Erfolg haben," rief Jobst empört. — „Laß dich durch solche Drohungen nicht einschüchtern, Mutter."

„Jedenfalls würde ich erreichen, dich vor Gericht als sinnlosen Verschwender zu brandmarken!" schrie Brand. „Grote würde im Interesse seiner Kinder dem wohl beistimmen."

„Verwünscht sei der Tag, der dich in unser Haus brachte!" sagte Jobst finster.

„Das glaub' ich schon, daß du den verwünschest."

„Ich weiß genau, was dein Plan ist. Die Mutter soll Hypotheken aufnehmen, aber nur für dich, damit du nach ihrem Tode Machow an dich bringen kannst," rief Jobst.

„Bei mir wär's jedenfalls sicherer aufgehoben als in den Händen eines Spielers und —"

Ein kurzer, scharfer Zwischenruf des Obersten schnitt Brand das Wort ab. Die Hand des jungen Offiziers fuhr unwillkürlich an die Seite, als suche er nach seiner Waffe.

Brand lachte. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und sah seinen Stiefsohn herausfordernd an. „Laß deinen Säbel nur stecken, mein Junge,“ meinte er gemütlich. „Ich schieße mich auch nicht mit jemand, der statt zu arbeiten seiner Mutter beständig auf der Tasche liegt und sie zum Schluß an den Bettelstab bringen möchte. Ich habe eben andere Ehrbegriffe, gut bürgerliche. Ich nenne schwarz schwarz und nicht weiß, und deine Handlungen sind in meinen Augen —“

„Genug, Herr Brand. Ersparen Sie uns den Rest!“ sagte der Oberst. „Wir werden uns schwerlich mit Ihnen einigen. Ich halte es daher für das beste, gnädige Frau, wenn ich Ihren Sohn sogleich mit mir nach Dammin zurücknehme. Verhandeln Sie allein oder nur schriftlich mit ihm. So kommen wir hier doch nicht zum Abschluß.“

Jobst beugte sich über die Hand der Mutter.

„Jobst, versprich mir, daß du keinen übereilten Entschluß fassen und Dammin nicht heimlich verlassen willst?“ flehte sie angstvoll.

„Ja, das verspreche ich dir, Mutter.“

„Deine Besuche in Machow möchte ich mir jedenfalls in Zukunft verbitten,“ sagte Brand, der breitspurig vor dem jungen Offizier stand. „Du regst deine Mutter nur auf, und mein letztes Wort hast du in dieser Angelegenheit gehört.“

Jobst sah über ihn fort, als ob die breitschulterige Gestalt in dem hellen Jackenanzug gar nicht vorhanden wäre.

„Du kannst meinem Sohn nicht das Vaterhaus verbieten,“ fuhr Elisabeth auf. „Dazu hast du kein Recht.“

„Das Recht nehme ich mir eben,“ antwortete Brand kurz.

„Laß nur, Mutter," bat Jobst. „Du hörst bald von mir." Er streichelte das blasse Gesicht, das mit so herzzerschneidendem Weh zu ihm aufsah.

„Gnädige Frau, ich bringe Ihren Sohn sicher in seine Wohnung und achte in der nächsten Zeit genau auf ihn," versprach der Oberst leise.

Zum Abschied küßte er Elisabeth die Hand. Vor Brand verbeugte er sich nur kurz.

Jobst ging ohne Wort, ohne Gruß an seinem Stiefvater vorbei.

Gleich darauf rasselte der Jagdwagen mit den beiden Herren wieder zum Hofe hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Brand sah dem Wagen nach, bis er in der dunklen Kastanienallee verschwand. „Nimm Vernunft an, Lisbeth. Ich habe nichts dagegen, wenn du deinem Sohn ein paar tausend Mark mit auf den Weg gibst. Mag er damit in Amerika oder sonstwo etwas anfangen. Er ist jung, gesund und nicht auf den Kopf gefallen. So einer geht nicht unter. Durch schwere Arbeit kann er vielleicht noch ein brauchbarer Mensch werden."

„Wie soll er das Leben ertragen, wenn er seine Ehre verloren hat?" entgegnete Elisabeth düster. Sie sah an ihrem Mann vorbei. Er war ihr ein Fremder geworden in diesen Stunden, die die tiefe Kluft zwischen ihren und seinen Anschauungen enthüllten.

„Ah — daher weht der Wind! Seiner Kavaliersehre tut's wohl keinen Schaden, wenn er Mutter und Schwestern um ihr Vermögen bringt; aber das Gesindel, das ihm sein Geld abgenommen hat, das darf nicht zu kurz kommen? Merkwürdige Auffassung. Diese sogenannte Kavaliersehre scheint mir eher eine Narren-

ehre zu sein. Übrigens, wenn's ihn so quält, anderen Leuten Geld schuldig zu bleiben, mag er arbeiten, bis er's zusammen hat."

„Wie soll er jemals solche Summe aufbringen?"

„Das konnte er bedenken, ehe er sie auf die Karten setzte."

„Roderich, zwei seiner Kameraden haben für Jobst mit gutgesagt. Um derentwillen, die ganz unschuldig sind, müssen wir unbedingt bezahlen."

„Dummes Zeug! Warum waren die so einfältig! Niemals gebe ich meine Einwilligung, daß du das Geld hergibst. Du bist meine Frau und daher nicht mehr selbständig in deinen Entschlüssen. Das ist dein Glück."

„Ein großes Glück allerdings!" murmelte sie vor sich hin.

Er konnte den Ausdruck, der in dem Ton ihrer Stimme, in den Zügen ihres Gesichts lag, nicht ganz enträtseln. Eine Zeitlang sprach er noch weiter über die Geldverhältnisse von Machow und allen Pflichten und Rechten. Aber sie hörte immer mit derselben verschlossenen Miene zu, ohne eine Silbe zu erwidern. Dabei wurde ihm endlich schwül und fast unheimlich zumute in Gegenwart der schweigsamen, regungslosen Gestalt, die ihm gegenübersaß, in der augenblicklich nichts zu leben schien als verborgene Gedanken, über die er keine Macht, von denen er kein Wissen hatte.

Beim Abendbrot beruhigte er sich allmählich. Es saß sich sehr angenehm an der sorgfältig gedeckten Tafel, in dem freundlichen, hellgetäfelten Eßzimmer. In vollen Zügen atmete er die duftige Luft, die durch die weitgeöffneten Fenster hereinwehte. Seine Augen blickten zwischen grünen Baumgruppen über den samtweichen Rasen, den Beete mit schmetterlingsbunten Sommerblumen unterbrachen. Die Jobst zu Ehren

gebratenen Hähnchen schmeckten ausgezeichnet, und den Rest seiner Verstimmung spülte der gute, kühle Rheinwein vollends hinunter.

Er kaute mit vollen Backen und streichelte seiner Frau ab und zu die Hand.

Wären nur diese entsetzlichen Stiefkinder nicht auf der Welt, wie schön könnte dann alles sein!

Elisabeth zog ihre Hand fort. Brands Berührung widerte sie an. Mit Abneigung streifte ihr Blick das erhitzte Gesicht ihres Mannes, der gerade wieder sein volles Glas auf einen Zug leerte.

„Wie zufrieden er mit sich ist!“ dachte sie empört. „Wie gut es ihm schmeckt, während mein armer Jobst in Angst und Sorgen wahrscheinlich mit verzweifelten Entschlüssen ringt!“

Brand merkte, daß sie ihn beobachtete, und sah ihr plötzlich voll ins Gesicht. „Warum siehst du mich so an?“ fragte er mißtrauisch. „Was hast du eigentlich gegen mich?“

„Nichts.“

Sie senkte den Kopf und erwiderte kein Wort mehr.

Am liebsten hätte er noch einmal von den Hypothekeneinschreibungen angefangen und seiner Frau die dringende Notwendigkeit dazu auseinandergesetzt, aber etwas in ihrem stillen, blassen Gesicht ließ ihn davon abstehen.

Da sie wortlos blieb und nur geistesabwesend in ihrem Buch blätterte, begann er heftig zu rauchen.

Ihr tanzten die Buchstaben vor den Augen. Das Herz fühlte sie bis in den Hals hinein klopfen.

Durch die Stille, die zwischen den beiden lagerte, drang der Schlag der Uhr im Nebenzimmer klar und melodisch, hell und süß wie Harfenton. Es mußte viel

Gold im Uhrwerk sein. Ein altes Familienstück war's — wundervoll gearbeitet.

Elisabeth zählte neun Schläge. Bald würde es Nacht sein, eine Nacht, die sie schlaflos mit ihren marternden Gedanken verbringen mußte, neben dem Manne, an den sie sich gekettet hatte und der ihr heute so weltenfremd geworden war.

Sie stand auf und klappte das Buch zu.

Brand folgte ihrem Beispiel. Er gähnte laut. „Ja, komm — es ist spät genug."

Das Schlafzimmer lag weitab von den anderen Zimmern. Elisabeth ging voraus, den langen, weißgetünchten Gang entlang. Sie trug ein flackerndes Licht in der Hand, das warf ihren Schatten scharf auf die weißen Wände.

Und dann lag sie in ihrem Bett, und neben ihr atmete der ihr fremde Mann laut und gleichmäßig. Bald ging sein tiefes Atmen in regelrechtes Schnarchen über. Elisabeth blieb still liegen, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Wie riesige schwarze Schwingen legte sich eine niederziehende Traurigkeit über sie. Fröstelnd wie ein verlassenes Kind kroch sie in sich zusammen, rat- und hoffnungslos. Endlich drückte eine bleierne Müdigkeit ihr die Augen zu.

Aber bald fuhr sie aus ihrem dumpfen Halbschlaf und wirren Fieberträumen wieder auf. Hatte der scharfe Schrei eines Nachtvogels sie geweckt oder die klagende Stimme des Windes, der ums Haus fuhr und im Rascheln des wilden Weines erstarb? Nein, etwas anderes war's, etwas, das tief unter der Schwelle ihres Bewußtseins lag und mit suggestiver Gewalt ihre Seele aus versunkenen Traumestiefen ans Licht der Wirklichkeit emportrieb. Die Angst um ihr Kind war's, die sie ruhelos aufscheuchte. Jobst! Irgend etwas Furcht-

bares schwebte über Jobst! Jetzt in dieser Nacht, wenn sie nicht einschritt!

Im matten Schein der Nachtlampe beugte sie sich über das Bett ihres Mannes. Er schlief ganz fest. Dem halboffenen Munde entquollen rasselnde Schnarchtöne. Mit Abscheu wandte sie sich ab, stand leise auf und warf ihre Kleider über. Ihr Mantel und ihre Stiefel befanden sich im Nebenzimmer, aber sie befürchtete, daß das Öffnen der Tür Brand wecken könnte. Darum nahm sie nur ein leichtes Tuch, das über der Stuhllehne hing, um den Kopf und zog ihre dünnen Hausschuhe an. Die Sohlen würden freilich auf den nassen Wegen bald durchweicht sein. Was kümmerte das sie? Über Disteln und Dornen wäre sie mit nackten Füßen gegangen, um ihrem Kinde zu helfen.

Leise schlich sie aus dem Schlafzimmer, die dunkle Treppe hinunter. Der große Schlüssel drehte sich kreischend im Schloß. Dumpf fiel die schwere Tür hinter ihr zu.

Jetzt stand sie draußen im Hof. Der Hund schlug an, beruhigte sich aber schnell wieder, als sie leise seinen Namen rief.

Der Wind klagte bald lauter, bald leiser in den Ästen. Schwere, dunkle Wolkenmassen jagten über den Himmel. Nur selten sah ein blinkender Stern auf die einsame Wanderin herunter.

Elisabeth schauderte. Wie weit der Weg sich dehnte! Die lange, unendlich lange Landstraße mußte sie gehen, denn vor dem kürzeren Weg durch die Felder graute ihr.

Noch nicht die Hälfte des Weges bis Dammin lag hinter ihr, als die dicken grauen Wolken sich in einem kalten Regenschauer entluden. Bald war sie bis auf die Haut durchnäßt. Sie fror in ihren dünnen Kleidern. Der leichte Florschal hing wie ein nasser Lappen um

ihren Kopf. Die kalten Tropfen sickerten am Hals herunter. Das Übelbefinden, das sie die ganze letzte Zeit schon gespürt hatte, wurde immer stärker. Der Kopf schmerzte, eine seltsame Schwere lag in allen ihren Gliedern.

Ein paar Minuten ruhte sie sich auf einem Meilenstein am Wege aus, dann schleppte sie sich wieder weiter. Nur nicht am Wege liegen bleiben! Sie mußte Dammin erreichen, Jobst sehen und ihm sagen, daß ihm geholfen werden sollte, und wenn ihre Ehe darüber in Stücke brach!

Eine wilde Entschlossenheit war über sie gekommen. Nichts fürchtete sie mehr, weder die Zornesausbrüche ihres Mannes noch seinen Widerspruch. Sie war nur noch eine Mutter, die alles für ihr Kind hingeben und opfern will, nicht nur ihr Geld, sondern auch jedes eigene Lebensglück.

Eine fürchterliche Angst durchzuckte sie plötzlich. Wenn sie doch schon zu spät käme, wenn das Gräßliche bereits geschehen wäre, das sie wie eine schreckliche Vision ruhelos vorwärts hetzte? Wenn Jobst sich erschossen hätte?

Sie stieß einen Schrei aus, einen Schrei, so wild verzweifelt, daß er durch die stille Nacht gellte wie die Todesklage eines gequälten Tieres.

Sie ging nicht mehr, sie lief. Der Schweiß rann über ihre Stirn, trotzdem sie fror, daß ihre Zähne aufeinanderschlugen.

Dunkel und schweigend lagen die engen Straßen der kleinen Stadt da. Instinktiv schlug Elisabeth den richtigen Weg ein. Als wenn jemand sie an der Hand vorwärts zöge, so sicher gelangte sie bis in die Straße, in der Jobst seine alte Wohnung noch behalten hatte.

Jetzt stand sie vor dem Haus. Aus einem Fenster

des untersten Stockes schimmerte Licht. Da wohnte er. Sie erkannte das Muster der Tüllgardinen, die Bilder und Geweihe an den Wänden des Zimmers, von dem sie einen kleinen Teil übersehen konnte.

Zaghaft legte sie die Hand auf den Drücker der Haustür. Wie sollte sie sich bemerklich machen, wenn das Haus abgeschlossen war?

Aber nein — die Tür gab ihrem leichten Druck sogleich nach. Der Lichtschimmer, der durch die Spalte der Wohnzimmertür drang, leuchtete ihr auf dem dunklen Korridor. Vorsichtig tappte sie sich durch den engen, finsteren Gang. Trotzdem stieß sie heftig mit dem Kopf an eine scharf vorspringende Kante eines Schrankes.

Ein entsetzlicher Schmerz. Einen Augenblick fürchtete sie die Besinnung zu verlieren. Aber gewaltsam raffte sie sich auf. Die Hand gegen die schmerzende Stelle, aus der das Blut tropfte, gedrückt, schlich sie weiter und riß, ohne an Klopfen zu denken, mit einem Ruck die Stubentür auf.

Das große Zimmer war durch eine Lampe nur mäßig erhellt. Jobst saß am Schreibtisch, aber er schrieb nicht. Er hatte den Kopf in die verschlungenen Hände auf die Tischplatte gelegt. Neben ihm stand ein geöffneter Pistolenkasten.

„Jobst!“

Der junge Offizier fuhr auf. Hinter seinem Stuhl stand seine Mutter ohne Hut und Mantel, in triefend nassen Kleidern. Über ihr blasses Gesicht lief das Blut.

„Mutter — du!“ Er stürzte zu ihr hin und umfaßte sie mit seinen Armen. „Mutter, wo kommst du her — jetzt in der Nacht?“

„Du lebst!“ Sie strich über sein Gesicht mit ihren kalten, regennassen Händen. „Mein Kind, mein liebes Kind — du lebst!“

Er sah sie fassungslos an. „Mutter, woher hast du gewußt, daß ich —“

Sie legte ihre Hand aufs Herz. „Ich hab's gefühlt, Jobst. Da ganz tief im Inneren hat die Angst gesessen seit Wochen und Monaten. Und heute nacht kam mir's so deutlich zum Bewußtsein, als ob mir's einer in die Ohren schrie. Darum kam ich.“

„Allein — zu Fuß von Machow bei dem Wetter! Mutter!“

„Was schadet das, da's nicht zu spät ist! — Jobst, wie konntest du mir das antun wollen?“

„Mutter, ich weiß ja nicht, ob ich's fertig gebracht hätte! Aber siehst du, die zwei Kameraden betrügen, die so an mir hängen, mir jedes Opfer gebracht haben, die im Stich lassen und weiterleben — das geht doch nicht!“

„Du sollst sie nicht im Stich lassen, Jobst. Wir werden das Geld schaffen. Sei ruhig, ich verspreche es dir,“ sagte Elisabeth mühsam. Ein Frostschauer schüttelte sie so heftig, daß sie kaum weitersprechen konnte. „Gib mir dein Wort, Jobst, daß du diesen schrecklichen Gedanken aufgibst! Schließ den Kasten zu. — So, das ist recht. Ich helfe dir, Kind, und wenn ich alles verkaufen muß, was ich besitze.“

„Aber was wird Brand sagen, Mutter?“

„Das kümmert mich nicht mehr. Setze dich hin und schreibe deinen zwei Freunden, in kurzer Zeit würdest du alles bezahlen können. Ich unterschreibe das mit. Deine Schwestern werden sich darein finden.“

„Ach, Mutti, wie gut du bist! Aber erst mußt du dich hinlegen und warm werden. Willst du in mein Bett?“

„Nein, ich lege mich hier aufs Sofa und sehe zu, wie du schreibst. Gib mir einen Mantel von dir. Mich friert.“

Er riß seinen Paletot vom Haken und wickelte sie ganz darin ein. Dann zog er ihr die völlig aufgeweichten Schuhe ab und rieb ihre kalten Füße. „Mutter, wie naß und durchfroren du bist! Es ist entsetzlich. Aber ich habe weder eine Wärmflasche noch sonstwas im Haus. Doch Kissen hole ich dir — warte nur einen Augenblick!“

Ohne auf ihren Widerspruch zu achten, lief er ins Nebenzimmer und kam mit mehreren Bettstücken, die er vom Lager gerissen hatte, zurück und deckte sie damit zu.

„Ist dir jetzt besser, Mutter?“

„Viel besser. Schreib nur, Kind. Laß mich so ein paar Stunden ausruhen, dann ist morgen alles gut, und ich kann gleich früh mit unserem Rechtsanwalt sprechen. Der wird, um Hypotheken aufnehmen zu können, Irenes und Lottas Einwilligung einholen müssen,“ sagte sie mühsam. Jedes Wort, das sie sprach, tat ihr weh in der Brust.

„Ja, ja — Mutter, sprich nur nicht mehr. Soll ich auf meiner Spirituslampe Tee kochen?“

„Nein — nichts. Schreibe rasch an deine Kameraden. Das beunruhigt mich. Und dann geh selbst zu Bett.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich bleibe bei dir, und morgen früh hole ich sofort den Arzt.“

„Ach — schreib nur, schreib!“

Mit fieberhaft glänzenden Augen sah sie zu, wie seine Feder eilig übers Papier glitt. Als er ihr den fertigen Brief hinhielt, setzte sie mühsam ihren Namen darunter. Ihr Kopf glühte, sie vermochte kaum die schweren Augenlider offen zu halten.

Jobst blieb neben dem Sofa sitzen und hielt ihre Hand. Manchmal sank sein Kopf vor Müdigkeit vornüber gegen ihre Knie. Dann zog ein glückliches Lächeln

über ihr von Fieberhitze gerötetes Gesicht, und sie strich ihm leise mit der Hand übers Haar. —

Am Morgen mußte Elisabeth zugeben, daß sie sich krank und völlig außerstande fühle, irgend ein längeres Gespräch zu führen oder einer geschäftlichen Auseinandersetzung folgen zu können. Statt zum Rechtsanwalt lief Jobsts Bursche daher sogleich zum Arzt, der heftiges Fieber und infolge starker Erkältung eine linkseitige Lungenentzündung feststellte.

„Die gnädige Frau muß sich auf ein längeres Krankenlager einrichten und sogleich nach Hause fahren," sagte er.

Jobsts Bursche jagte zu Pferd nach Machow, um einen geschlossenen Wagen herbeizuschaffen.

Brand kam mitgefahren, um seine erkrankte Frau abzuholen. Elisabeth fühlte sich viel zu elend, um Schreck oder Erregung bei seinem Anblick zu empfinden. Teilnahmlos ließ sie alles mit sich geschehen.

Brand unterdrückte jeden Vorwurf über ihr heimliches Entweichen. Nur als er einen Augenblick sich mit Jobst allein fand, sah er dem fest ins Auge mit haßerfülltem Blick.

„Das ist dein Werk!" stieß er heiser hervor.

Jobst zuckte die Achseln. Um keinen Preis der Welt hätte er dem Stiefvater gezeigt, wie Reue und Angst um die Mutter an ihm nagte. „Meine Schwestern müssen benachrichtigt werden," sagte er statt jeder anderen Antwort.

„Das werde ich schon besorgen, wenn's nötig ist," wies Brand ab.

Weiter sprachen die beiden nichts zusammen.

Vom Arzt und ihrem Manne mehr getragen wie geführt, schwankte die Kranke die Stufen, die sie gestern nacht in solcher Verzweiflung heraufgestürzt war,

wieder hinunter. Jobst ging mit Kissen und Decken beladen hinterher.

Als die Kranke im Wagen lag, beugte sie sich rasch noch einmal vor und faßte die Hand des Sohnes: „Verlaß mich nicht, Jobst!“ Eine halbirre Angst lag in ihren Augen.

„Jeden Tag komme ich zu dir,“ versprach er mit stockender Stimme, indem er seine Lippen gegen ihre fieberheiße Hand legte, die seine Finger mit schmerzlichem Druck umklammerte.

Langsam fuhr der Wagen nach Machow. Elisabeth wurde sofort ins Bett gebracht. Auf Anordnung des Arztes mußte sie ganz flach liegen. Welche Qual das war bei ihrem Luftmangel! Die Pflegerin, die eilig aus Dammin geholt worden war, schob ihr alle paar Minuten ein Eisstückchen in den Mund.

Die Kranke verschluckte sich oft dabei im Liegen. Das Husten tat ihr so weh, als wenn alles wund und zerrissen in ihrer Brust wäre.

Brand kam häufig herein und fragte nach ihrem Befinden. „Meine arme Lisbeth, geht's noch nicht besser? Kann ich irgend etwas für dich tun?“ fragte er in aufrichtiger, banger Sorge.

Sie sah ihn mit ihren weit offenen, fieberstarren Augen groß an. „Lotta soll kommen! Ich will Lotta haben!“

Das blieb die beständige Antwort, die bald leise klagend, bald in lauten, schrillen Jammertönen über ihre Lippen kam.

„Die gnädige Frau darf sich nicht so erregen,“ warnte die Pflegerin.

Aber Elisabeth stieß nach ihr mit ihrer zarten, abgemagerten Hand. „Gehen — gehen Sie doch! Ich will Lotta haben, meine Tochter soll kommen — Lotta, meine Lotta!“

Man mußte ihr den Willen tun. Brand schrieb nach Werneburg. Lotta kam. Noch im Hut und Reisemantel ging sie sofort ins Krankenzimmer.

Elisabeth richtete sich auf. Sie erkannte die Tochter und streckte ihr beide Arme entgegen. „Lotta, meine Lotta, komm zu mir!“

Das junge Mädchen sank erschüttert neben dem Bett in die Knie und legte die Stirn auf die Hände der Mutter.

„Lottakind, du bist wieder da! Nun wird alles gut. Ach, du riechst so frisch wie Waldblumen. Du bringst mir sicher die Gesundheit mit.“

„Ach, Mutter! Ich hätte dich nie verlassen dürfen!“ Lotta sah entsetzt in das abgezehrte Gesicht mit den übergroßen Augen und der abgezirkelten Röte auf den Backen. Oh Gott, was war in den wenigen Monaten aus ihrer Mutter, dieser blühenden, lebenslustigen, schönen Frau geworden!

Sie unterdrückte ihren Schreck und sprach der Kranken liebevoll und beruhigend zu.

Aber die ließ sich nicht täuschen. „Ich bin sehr krank,“ sagte sie leise. Nur mühsam, mit großen Pausen dazwischen, konnte sie sprechen. Denn jedes Wort vermehrte die qualvolle Atemnot. „Lotta, Jobst hat wieder Schulden gemacht — entsetzlich viel Schulden. Freunde sagten mit gut für ihn. Wenn wir ihm die Schulden nicht bezahlen, steht er ehrlos da. Du mußt mir helfen, Kind, versprich es mir. Wenn Irene und du einwilligen, können wir es ordnen.“

„Gewiß, Mutter. Sorg dich darum nicht. Und wenn ich auf mein ganzes Erbe verzichten muß. Ich helfe mir schon durch. Mein Bruder soll nicht ehrlos dastehen, und du dich auf deinem Krankenbett noch mit Sorgen quälen.“

„Danke, du gutes Kind! Kleine, liebe, wilde Lotta, geh nicht wieder fort!"

„Nein, Mutter, ich verlasse dich nicht wieder."

Ein zufriedenes Lächeln glitt über das Gesicht der Kranken. Gleich darauf aber sah sie sich ängstlich um.

„Schicke die fremde Person hinaus, Lotta!" bat sie. „Ich will mit dir allein sprechen."

„Wir sind allein, Mutter."

„Die Pflegerin horcht immer. Sie will es gewiß Brand klatschen. — Lotta, du mußt morgen nach Dammin fahren zum Rechtsanwalt und auch zu Tante Lilli und Herrn v. Jagow. Willst du?"

„Ja, Mutter, sprich nur ruhig. Mir kannst du alles sagen."

„Das will ich. Aber Brand darf nichts davon wissen. Er will Jobst untergehen lassen. Ich muß ihn aber retten. Wir wollen Geld auf Machow aufnehmen, Lotta, sehr viel Geld. Die Summe ist entsetzlich. Paß gut auf, Lotta, ich kann nicht viel sprechen. Unter meinem Kopfkissen liegt ein Zettel, auf dem ist alles aufgeschrieben, auch eine Vollmacht für dich, in meinem Namen zu handeln. Wir bringen furchtbare Opfer. Aber ich hab's Jobst versprochen. Er wollte sich das Leben nehmen. Ich kam gerade zurecht, um das abzuwenden."

„Arme Mutter! Und das alles hast du allein ohne mich durchmachen müssen! Aber jetzt sorg dich nicht mehr. Morgen früh fahre ich zu unserem Rechtsanwalt und berede alles mit Tante Lilli und Jagow. Die beiden lassen uns nicht im Stich."

Die Kranke sank völlig erschöpft in die Kissen zurück. Aber als sie auf dem Vorflur den Schritt und die Stimme ihres Mannes hörte, fuhr sie entsetzt in die Höhe.

„Laß ihn nicht herein ... nicht herein!"

Erst als die Tritte an ihrem Zimmer vorübergingen, beruhigte sie sich allmählich.

Gegen Abend, als Lotta eben von Dammin zurückgekehrt war, schlich Brand leise herein. Lotta grüßte ihn mit einem stummen Kopfneigen. Die Kranke schien zu schlafen, wenigstens lag sie ganz apathisch da, ohne anscheinend seine Gegenwart zu beachten. Sie mußte aber trotzdem seine Anwesenheit bemerkt haben, denn sie richtete sich plötzlich auf und heftete einen entsetzten Blick auf ihren Mann, der am Fußende des Bettes stand und sie bekümmert ansah.

„Fort ... fort! ... Was will der hier? Der fremde Mann!“ schrie sie gellend auf. „Schick ihn fort, Lotta. Ich will mit meinen Kindern allein sein.“

Eine unsagbare Angst lag in ihrem Blick, in dem Ton ihrer Stimme.

„Sie hören, was meine Mutter wünscht,“ sagte Lotta, indem sie Brand von der Seite ansah.

Sein Gesicht war fahl. Etwas Gebrochenes lag in seiner sonst so selbstbewußten Haltung. „Lisbeth, aber Lisbeth!“ murmelte er vorwurfsvoll. „Kennst du mich denn nicht mehr?“ Er streichelte die unruhig auf der Decke hin und her fahrenden Hände seiner Frau.

Elisabeth antwortete nicht. Sie klopfte mit der Hand nervös gegen den Bettrand und drehte den Kopf wie in stummer Qual. „So heiß ... so heiß!“ Sie zeigte auf ihre Brust.

Plötzlich sank ihr Kopf hintenüber. Schaumiges, hellrotes Blut kam stoßweise über ihre Lippen.

Brand stürzte hinaus, um einen Boten zum Arzt zu schicken. Lotta hielt den Kopf der Kranken hoch.

„Eine Lungenblutung! Das kommt von der Aufregung, dem Sprechen und Hochrichten,“ schalt die Pflegerin. „Der Herr darf nicht mehr herein!“ Sie

deutete mit dem Daumen nach der Tür, durch die Brand verschwunden war.

Nur noch die tiefste Stille herrschte nun im Hause, flüsterndes Sprechen, halbe Laute, abgedämpftes Licht im Krankenzimmer.

Jobst, der täglich von Dammin herübergeritten kam, durfte die Kranke nur sekundenlang sehen, und Irene, die telegraphisch aus der Schweiz hergerufen war, ebenfalls. Denn weder sie noch Jobst konnten sich genügend beherrschen. Ihr Weinen und Klagen aber beunruhigte die Kranke.

Auf Lotta fiel daher die ganze Last der Pflege. Sie kam nicht aus den Kleidern, denn sie wußte genau, der Tod stand vor der Tür und wartete. Aber sie wollte die Mutter nicht hergeben. Sie würde um sie kämpfen wie eine Verzweifelte. Sie hatte Augen, die nichts anderes sahen, Ohren, die nichts anderes hörten, als was die Mutter betraf. Ob draußen die Sonne schien, ob's regnete, ob sich Freunde und Bekannte nach der Kranken erkundigten — sie fragte nicht danach.

Wenn Irene oder Jobst ins Zimmer schlichen, saß sie stumm neben den Geschwistern. Was sollte sie reden und trösten? Die mußten selbst sehen, wie es stand. Nur manchmal, wenn Jobst und Irene fassungslos weinten, sah sie sie erstaunt, beinahe mit Neid an. Sie selbst fand keine Tränen. An Brand dachte sie gar nicht mehr. Der war ein wesenloser Schatten für sie geworden. Von Irene hörte sie, daß er völlig zurückgezogen in seinem Zimmer bleibe, auch allein esse. Sie nickte nur kurz. Was kümmerte es sie! Aber damit war sie einverstanden, daß er einer ärztlichen Autorität in Berlin telegraphierte. Doch auch der berühmte Arzt wußte nichts anderes zu sagen als der Doktor in Dammin: Ruhe, Stille, Abwarten, Kräfte

hochhalten, ab und zu Kampfer- und Salzwassereinspritzungen, um die mangelnde Herztätigkeit zu beleben.

„Gibt's wirklich keine Hilfe?" fragte Brand, der den Geheimrat vor der Tür des Krankenzimmers abfing, um seine Meinung zu hören.

Der Geheimrat räusperte sich. Die Frage war unbequem. „Solange Leben da ist, kann auch Genesung erhofft werden," entgegnete er in einem Ton, aus dem Brand die völlige Hoffnungslosigkeit deutlich heraushörte.

„Gibt's etwas, das für sie geschehen könnte? Und wenn es Tausende kostet!" beharrte der Unglückliche. Er drückte die geballte Faust gegen die Stirn.

Der Geheimrat zuckte die Achseln. Eine Weile redete er noch in unverständlichen Fachausdrücken mit seinem Kollegen, dann empfahlen sich beide.

Fast stumpfsinnig vor Jammer sah Brand dem fortrollenden Wagen nach. Dann ging er in sein Zimmer und starrte düster vor sich hin.

Noch konnte er es nicht fassen — das Entsetzliche, das ihn bedrohte. Lisbeth, seine blühende, gesunde Frau, sollte sterben! „Gott, mein Gott, kann das wahr sein?" Ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seinem Munde. Er dachte augenblicklich mit keinem Gedanken daran, daß mit ihrem Tode alles für ihn aus sei, er seine Rolle in Machow ausgespielt hatte. Jetzt fühlte er nur, daß sie ihm genommen werden sollte, sie, die er vielleicht in brutaler Weise, aber doch mit der ganzen Kraft seines Herzens geliebt hatte.

Ein tränenloses Schluchzen schüttelte ihn wie ein Krampf. Durch das geöffnete Fenster drang das feine Zirpen der Grillen, das beschauliche Quaken der Frösche, balsamischer Heuduft von dem frischgemähten Rasen herein. An dem mattblauen Himmel schwamm die

silberne Mondsichel. Unter den Linden im Park lag der verwehte Goldstaub ihrer Blütenpracht.

Er stieß das Fenster zu. Alles tat ihm weh — jeder Duft, die wohligen Naturlaute des milden Sommerabends steigerten seine Qual zur Verzweiflung.

Er legte die Arme aufs Fensterbrett und den Kopf darauf.

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn endlich auf. Er hob den Kopf. Lotta im weißen Kleid, ein brennendes Licht in der Hand tragend, stand vor ihm.

„Komm!“ sagte sie einfach. „Es geht zu Ende.“

Brand sprang auf. „Was ... was sagst du?“ schrie er. „Sie stirbt ... stirbt jetzt schon?“

„Komm!“ wiederholte Lotta.

Stumm gingen sie nebeneinander durch die dunklen Zimmer. Das flackernde Licht warf gespenstige Schatten gegen die Wände.

Im Krankenzimmer war es heiß trotz der offenen Fenster und der aufgestellten Eimer mit Eis.

Elisabeth lag, durch Kissen gestützt, im Bett. Warum sollte man eine Sterbende noch mit Flachliegen quälen? An jeder Seite ihres Kopfes hingen die dicken Flechten bis auf die blauseidene Steppdecke herab. Ihre Hände zupften und pflückten an der leise raschelnden Seide. Die Züge des Gesichts waren seltsam geschärft. Der röchelnde Mund stand halb auf. Bisweilen rang sie qualvoll nach Luft, dann krampften sich die mageren, wachsweißen Finger in die Decke.

Jobst und Irene knieten neben dem Bett. Der blonde Kopf der jungen Frau war tief in die Kissen eingewühlt. Ihr Körper zuckte vor unterdrücktem Schluchzen, Jobst beugte sich über die Hände der Mutter und küßte sie immer wieder.

Als Brand näher kam, stand er auf und machte ihm auf ein Zeichen von Lotta hin Platz.

„Laß das alles jetzt, Jobst,“ sagte Lotta ernst. „Er ist der Gatte unserer Mutter, die ihm vielleicht noch etwas sagen will.“

Brand beugte sich tief über die Kranke. „Lisbeth, meine Lisbeth, sprich ein Wort mit mir!“ stammelte er mit erstickter Stimme.

Aber die Sterbende machte nur eine abwehrende Bewegung.

„Lisbeth — ich bin's, Lisbeth!“

Fand sie wirklich in dieser letzten Stunde kein Wort, keinen liebevollen Blick für ihn?

Wieder dieselbe abwehrende Bewegung — weiter nichts.

Brand trat in den Schatten des Bettschirms zurück. Sein Gesicht sah grauweiß aus.

Lotta schob ihren Arm unter das Kissen. Der Kopf der Mutter lag an ihrer Brust. Ab und zu streiften ihre Lippen mit scheuer Andacht das lose Haar über der mit kaltem Schweiß bedeckten Stirn.

„Mutter — Mutter!“ schrie Jobst verzweifelt auf. „Sag, daß du mir vergeben hast!“

„Mutter, geh nicht von uns!“ schluchzte Irene.

Lotta hob die Hand.

Die Sterbende bewegte flüsternd die Lippen. Schwach wie ein Hauch, kaum noch verständlich, kamen die Worte: „Meine Kinder — meine lieben Kinder!“

Das war das letzte.

Das Röcheln wurde immer leiser — allmählich verstummte es.

Lotta legte ihre Hand sanft auf die gebrochenen Augen ihrer toten Mutter.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unter allgemeiner Beteiligung der Nachbarschaft fand das Begräbnis statt. Fast das ganze Offizierkorps aus Dammin war erschienen.

Die Verstorbene galt auf einmal allen Verwandten und Freunden wieder als Witwe des hochverehrten Herrn v. Bredau. Ihre kurze zweite Ehe, die sie ihnen entfremdet hatte, vergaß man beinahe ebenso vollständig wie den Roderich Brand selber. Er spielte gar keine Rolle mehr, weder im Hause bei der Ankunft der Gäste noch während der Beerdigung. Jobst empfing als Hausherr die Ankommenden. Die drei Geschwister standen dem Sarg zunächst. Auch in der Rede des Geistlichen wurde er kaum erwähnt. Der richtete seine Worte fast ausschließlich an die verwaisten Kinder. Das fanden die Zuhörer auch ganz begreiflich, denn diese zweite Ehe war ja nur eine so kurze gewesen, hatte so viele Mißhelligkeiten gebracht, daß jeder im stillen meinte, es sei am besten, die Erinnerung daran so rasch wie möglich zu beseitigen. Daß der Schwiegersohn der Verstorbenen nicht anwesend war, fiel allgemein auf. Jobst erklärte zwar, sein Schwager sei derart mit Arbeit überhäuft, daß er sich wirklich nicht habe losmachen können, fand aber wenig Glauben. Die meisten vermuteten eher, daß Grote nicht mit seiner Frau, von der er seit fast einem Jahre getrennt lebte, zusammentreffen wollte, und musterten neugierig Irenes zartes, blasses Gesicht unter dem schwarzen Kreppschleier.

Die junge Frau machte einen traurigen Eindruck. Bis zur Unkenntlichkeit verweint, schien sie sich kaum aufrecht halten zu können, während Lotta ihre Selbstbeherrschung bei der Feier keinen Augenblick verlor.

Was sie das kostete, so ruhig neben dem Sarge zu stehen, das ahnte niemand.

Hochauf flackerten die rötlichbrennenden Wachskerzen. Der herbe Geruch des Immergrüns, der betäubende Lilien- und Rosenduft lag schwül und schwer in der Luft, obgleich alle Fenster und Türen des Saales weit offenstanden, der goldene Lenztag ungehindert hereinlachte.

Das Licht verschwamm vor Lottas Augen. Sie sah nur ein Gewirr von glänzenden Uniformen, schwarzen Kreppschleiern und Schleppen. Unter den Offizieren glaubte sie Eikstedt stehen zu sehen. Aber auch sein Bild verschwamm nur auf der Oberfläche ihres Bewußtseins, ohne einen tieferen Eindruck zu hinterlassen. Sie dachte gar nicht darüber nach, weshalb er wohl gekommen sein möchte. Wie aus weiter Ferne hörte sie das unterdrückte Weinen einiger Damen. Die Worte des Geistlichen rauschten an ihrem Ohr vorbei. Erst als die Schulkinder unter der Leitung des Lehrers ein Gesangbuchlied anstimmten, das die Verstorbene besonders geliebt hatte, zuckte es in ihrem Herzen.

Ihr Blick fiel auf den Sarg, der wie ein Blumenhügel auf dem Postament in der Mitte des mit Orangen- und Oleanderbäumen ausgeschmückten Saales stand. War das wirklich wahr, daß ihre Mutter darin lag? Oder narrte sie ein entsetzlicher Traum? Wenn sie die Augen schloß, sah sie die jugendlich-elastische Gestalt mit dem schönen, von reichem Blondhaar umrahmten Gesicht greifbar deutlich vor sich; sah sie im sonnigen Wohnzimmer an ihrem Fensterplatz vor dem Nähtisch sitzen, hörte sie „Lotta — Lotta" rufen, fühlte die Arme der Mutter um ihren Hals, den Druck ihrer weichen Lippen auf ihrem Munde. Und dieses reiche, blühende Leben war dahin? Nie konnte sie es wieder gutmachen,

daß sie diese Mutter verlassen, als sie die Stütze der Tochter vielleicht am notwendigsten brauchte. „Lotta, geh nicht von mir!“ Hier in diesem Saal hatte sie die Bitte vernommen und war achtlos darüber weg ihren eigenen Weg gegangen. Wie mußte das dem zärtlichen Mutterherzen weh getan haben, daß alle ihre Kinder sich von ihr wandten, von dreien nicht eines bei ihr blieb! Denn als der Sohn sich endlich zu ihr zurückfand, da war es nicht die Sehnsucht nach der Mutter, sondern nur die Not gewesen, die ihn zu ihr trieb.

Lotta preßte ihr Taschentuch in den Mund, um einen Verzweiflungsschrei zu unterdrücken. Tränen stürzten unaufhaltsam über ihr Gesicht. Sie zog den schweren schwarzen Schleier vor, damit niemand in ihre gramdurchwühlten Züge sehen konnte.

Draußen im Garten warteten schon die Träger, Männer aus dem Dorf, die es sich ausgebeten hatten, den Sarg nach dem Begräbnisplatz im Park tragen zu dürfen, wo schon der verstorbene Herr v. Bredau ruhte.

Die Glocken läuteten. Sämtliche Dorfleute, mit Kränzen beladen, bildeten einen langen Zug hinter dem Sarge her. Der ganze Weg war mit Blumen bestreut. Die schweren Schleppen der Damen fegten alle die roten Rosen und bunten Levkojen zu kleinen Häufchen zusammen.

Irene und Lotta hielten jede einige Stengel weißgoldener, schwerduftender Lilien in den Händen, die sie als letzten Liebesgruß dem in die frische Grube versenkten Sarg nachfallen ließen.

Nach Beendigung der Feier zogen sich die Schwestern in ihre Zimmer zurück. Jobst mußte allein den Wirt machen an dem im Eßzimmer aufgestellten Büfett mit Erfrischungen. Die vielfach sehr weiten Ent-

fernungen zwischen den Gütern machten eine Stärkung vor dem langen Rückweg wünschenswert.

Meist ist die Stimmung solcher zurückgebliebenen Gäste nach einem Begräbnis merkwürdig angeregt. Viele müssen sich sogar Mühe geben, nicht allzu laut und heiter zu sprechen. Es ist die zurückgedrängte Lebensfreudigkeit, die sich nach dem schmerzlichen Eindruck wieder lebhaft regt, und die heimliche, halb unbewußte Genugtuung eines jeden, daß er selbst noch lebt, nicht auch eingesargt unter der Erde liegt wie der Tote, an dessen Grabe man soeben stand.

Unter diesen Gästen hier aber machte sich statt der erhöhten Lebenslust eine gewisse Befangenheit, ein sichtlicher Zwang bemerkbar. Über allen lag ein seltsamer Druck, denn jeder ahnte, daß hier bald die Auflösung, wenn nicht gar der Zusammenbruch des ganzen Haushalts zu beklagen sein würde. Nur der Rechtsanwalt, Fräulein Lilli v. Bredau und Herr v. Jagow waren genau orientiert über die Verhältnisse. Die anderen flüsterten von fabelhaften Summen, die Jobst Bredau verspielt haben sollte. Wurden diese Schulden bezahlt und sollte den Schwestern ihr Erbteil bleiben, so mußte Machow, seit Jahrhunderten ein Bredauscher Besitz, voraussichtlich in fremde Hände übergehen.

Fragen mochte natürlich heute niemand stellen. Außer den jungen Offizieren wandten sich daher die übrigen Anwesenden nur selten und nie ohne eine gewisse Zurückhaltung an Jobst, der einen sehr bedrückten, niedergeschlagenen Eindruck machte. Auch Brands Gegenwart wirkte lähmend. Den mochte natürlich erst recht niemand über seine Zukunftspläne ausfragen. Dazu Grotes auffallende Haltung, der selbst an diesem Tage seiner Frau fernblieb. Nein — die Zustände in diesem Trauerhaus waren wirklich nicht

dazu angetan, ein längeres Bleiben wünschenswert erscheinen zu lassen. Die Wagen rollten denn auch bald einer nach dem anderen vom Hof.

Lotta ging durch die leeren Zimmer, als die Gäste sich entfernt hatten. Im Gartensaal räumten die Dienstboten auf. Die Stühle standen unordentlich durcheinandergeschoben herum. Der Geruch der vielen Blumen, der flackernden Wachskerzen lag atembeklemmend in der Luft.

Lotta bückte sich und hob einen Tannenzweig auf, der vom Sarge heruntergefallen sein mußte. Sie drückte die spitzen Nadeln an die Lippen.

Alles zu Ende!

Im Nebenzimmer sah sie Jobst neben einem anderen Offizier stehen. Trotzdem der ihr den Rücken wandte, erkannte sie Eikstedt. Sie wollte die Tür des Gartensaals schnell schließen und unbemerkt verschwinden, aber Jobst hatte sie bereits gesehen und kam so rasch auf sie zu, daß Lotta ihm nicht mehr ausweichen konnte.

Sein Gesicht trug einen erwartungsvoll-freudigen Ausdruck, der sie überraschte, als er ihr hastig den Weg vertrat mit den Worten: „Lotta, Eikstedt möchte dich gern sprechen. Er ist nur deswegen noch hier geblieben."

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging Jobst schnell aus dem Zimmer, während Eikstedt auf ein Zeichen von ihm sich umdrehte und auf Lotta zukam.

Teilnehmend sah er in ihr blasses Gesicht. „Lassen Sie mich aussprechen, wie viel ich in den letzten schweren Tagen an Sie gedacht habe," sagte er herzlich. „Vor einigen Jahren verlor ich auch meine Mutter, weiß daher, wie weh das tut."

Lotta senkte schweigend den Kopf. Sie rang nach Selbstbeherrschung, denn ihre mühsam gewonnene Fassung drohte unter seinen mitleidigen Blicken zu-

sammenzubrechen. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte sie statt jeder Antwort.

„Auch ich habe Werneburg endgültig verlassen,“ entgegnete Eikstedt. Er sah über Lottas gesenkten Kopf hinweg durchs Fenster und sprach mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit, der man die innere Bewegung deutlich anhörte.

„Weshalb?“

„Lasen Sie die letzten Nummern der Zeitungen nicht? Oder übersahen Sie die interessante Nachricht aus Werneburg, die Veröffentlichung der Verlobung des Prinzen Albrecht mit Prinzessin Antoinette?“

„Also doch! Und was taten Sie?“

Eikstedt lachte. „Was sollte ich tun?“ Sein Lachen tat Lotta weh. „Ich habe mich höflich verbeugt und Glück gewünscht. Damen sind keine Rechenschaft schuldig und können uns ungestraft beleidigen. Prinzessinnen natürlich erst recht.“

„Und dann verließen Sie Werneburg?“

„Ja — auf Nimmerwiedersehen.“

„Fürchteten Sie nicht, durch dieses plötzliche Fortgehen den Verdacht zu erregen, daß Ihnen die Verlobung der Prinzeß doch nicht ganz gleichgültig sei? Sie hätten besser getan, wenn Sie meinem Rat gefolgt und noch vor der Veröffentlichung abgereist wären.“

„Ach, das ist ja ganz gleichgültig. Ich habe nur noch einen Wunsch, was Werneburg und seine Bewohner betrifft: niemand und nichts mehr davon zu sehen und zu hören.“

„Versuchte Prinzeß Antoinette gar nicht, ihr Benehmen Ihnen gegenüber zu erklären?“

„Sie sprach von der Tyrannei ihres hartherzigen Vaters und machte zum Schluß Andeutungen, ich könne

ja später in ihre Dienste treten als Kammerherr, wenn sie als Prinzessin Albrecht in Freudenberg regiere."

„Und Sie?"

„Darauf gab es nur eine Antwort — Schweigen. Dieser Vorschlag war das Schlimmste, was sie mir und sich selbst antun konnte," entgegnete Eikstedt traurig. „Das wirft ein häßliches Schlaglicht auf die Denkungsart dieses Wesens, das ich so hochstellte, und vergiftet mir noch nachträglich die Erinnerung an manche schöne Stunde. Aber nun bin ich von dieser Leidenschaft gründlich geheilt."

Lotta schüttelte den Kopf. „Das sind Sie nicht — noch lange nicht. Dazu saß diese Liebe viel zu tief."

„Ich will und ich werde sie überwinden. Ja, ich habe bereits überwunden, wenn Sie mir helfen, Lotta," versicherte er in einem Ton, als müsse er nicht nur sie, sondern vor allem sich selbst von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugen. „Lassen Sie mich die Bitte aussprechen, derentwegen ich hergekommen bin." Ihren ernst und fragend auf ihn gerichteten Augen gegenüber wurde er verwirrt, fuhr dann aber überstürzt fort: „Vielleicht ist die jetzige Stunde wenig passend, so kurz nach dem Begräbnis Ihrer armen Mutter, um das auszusprechen, was ich auf dem Herzen habe. Allein die Zeit drängt. Lotta, ich wollte Sie bitten: lassen Sie uns an der Scheinverlobung in Werneburg festhalten, oder vielmehr eine wirkliche daraus machen! Werden Sie nicht böse, wenden Sie sich nicht so empört ab! Ich habe Sie wirklich in Werneburg aufrichtig verehren gelernt, und wenn Sie mir, wie Sie damals sagten, ein klein wenig gut sind, warum sollten wir dann nicht glücklich zusammen werden?"

Sie wurde noch um einen Schein blasser. „Sie wollen der Prinzeß beweisen, daß Ihnen der Treubruch gleichgültig ist?" fragte sie.

„Nein, das ist nicht der Grund," beteuerte er. „An Prinzeß Antoinette denke ich nicht bei meiner Bitte, sondern nur an Sie und mich."

„An Sie und mich! Und wie denken Sie sich unser Verhältnis, wie denken Sie sich eine Ehe zwischen uns, eine Ehe, in die Sie den Rest einer unglücklichen Neigung für eine andere und ein wenig Mitleid für mich mitbringen? Nein, darauf läßt sich kein erträgliches Leben, geschweige denn ein Glück gründen."

„Warum nicht? Ich habe einsehen müssen, daß diese leidenschaftliche Verliebtheit, die ich für die Prinzeß empfand, eine Torheit, ja ein Wahnsinn war, und daß die Gefühle, die ich für Sie empfinde, Lotta, weit mehr zum Fundament eines wahren, dauerhaften Glückes taugen."

Ein finsterer Blick trat in ihre Augen. „Sie wollen mich nur als Schutzwehr gegen Ihre eigene Leidenschaft benützen."

„Nein, ich will versuchen, Sie glücklich zu machen."

„Danke verbindlichst für den Rest der Gefühle, die eine Prinzeß Antoinette übrig ließ. Ich bin so anspruchsvoll, nur einen Mann heiraten zu mögen, der mich wirklich von ganzem Herzen liebt."

„Lotta, ich bitte Sie, zerfasern Sie nicht alle Empfindungen. Man kann sehr wohl eine Leidenschaft vor der Ehe empfunden haben und doch seine junge Frau sehr liebgewinnen und glücklich machen."

„Möglich. Aber ich möchte nicht die sein, die dieses Experiment ausprobiert."

„Sie stehen fast allein da," fuhr Eikstedt unbeirrt fort. „Die Verhältnisse in Machow sind durch Jobsts unverantwortlichen Leichtsinn schwierig und verwickelt. Sie brauchen also notwendig eine Stütze. Grote denkt an nichts als an sich, und von Ihrem Stiefvater werden

Sie sich wohl gänzlich loslösen. Stoßen Sie mich also nicht zurück!"

„Ich brauche niemand," wies sie kalt ab. „Wenn Jobsts Schulden bezahlt werden sollen, muß Machow für die Gläubiger verpachtet werden. Ich verdiene mir selbst mein Brot. Arbeit brauche ich — weiter nichts. Die werde ich mir schaffen."

„Sie brauchen noch mehr, Lotta. Sie sind zu jung, um ganz allein zu stehen."

„In diesen letzten Tagen bin ich um viele Jahre älter geworden. Herr v. Eikstedt, ich bin überzeugt, daß das edle Motiv, mir helfen zu wollen, Sie hauptsächlich zu Ihrer heutigen Bitte veranlaßte. Aber trotzdem kann ich sie nicht erfüllen. Ich lasse mich weder aus Mitleid noch um einer anderen zu beweisen, daß ihr Treubruch verschmerzt wurde, heiraten."

Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Wie oft soll ich Ihnen denn versichern, daß es mein lebhafter Wunsch ist, Sie zu gewinnen — nur aus Egoismus!"

„Sie wollen mich heiraten, weil ich Ihnen eingestanden habe, daß ich Sie liebe," fuhr Lotta auf. „Deshalb allein glauben Sie dazu verpflichtet zu sein." Sie stampfte mit dem Fuß auf. Tränen liefen über ihr heiß errötendes Gesicht. „Warum zwingen Sie mich, das nochmals zu wiederholen? Ist es nicht beschämend genug für mich, das bereits einmal eingestanden zu haben?"

„Wiederholen Sie das nur! Es ist ja das einzige, an das ich gern zurückdenke," bat er herzlich. „Über allen anderen Werneburger Erinnerungen liegt so viele Bitterkeit."

„Als Pflaster für Ihre verletzte Eitelkeit mag sich dies Geständnis ja ganz hübsch eignen."

„Sie wollen mich absichtlich nicht verstehen," ent-

gegnete er. „Überlegen Sie meine Bitte, weisen Sie mich nicht ganz zurück, lassen Sie mir eine Hoffnung!"

Sie sah ihn ernst an mit ihren schönen, verweinten Augen. „Wenn Sie nach Jahren einmal zu mir kämen, Herr v. Eikstedt, und mir aufrichtig sagen könnten: ‚Lotta, ich bin geheilt von meiner unseligen Liebe und bin sehr einsam' — dann vielleicht —"

„Das kann ich beides jetzt schon sagen," beteuerte er.

„Nein, jetzt glaube ich es noch nicht — noch lange nicht!" antwortete sie bestimmt. „Herr v. Eikstedt, Sie sind zu schade, um als Versorgungspartie für ein verarmtes Mädchen geheiratet zu werden, und ich bin mir zu gut als Schutz- und Abwehrmittel gegen eine verbotene Leidenschaft."

„Ist das Ihr letztes Wort, Lotta?"

„Ja."

Er wandte sich ab. Sie fühlte an ihrem Herzschlag, daß sie ihn nie heißer geliebt hatte als in dieser Abschiedsstunde. „Treten Sie wieder ins Regiment ein?" fragte sie rasch.

Er zuckte die Achseln. „Das würde ich getan haben, wenn Sie meine Bitte erhört hätten. Aber ohne Sie könnte ich ein Leben hier jetzt nicht ertragen. Ich werde ein Jahr reisen und mir den Wind scharf um die Nase wehen lassen."

Sie hielt ihm die Hand hin und neigte leicht den Kopf.

Er fühlte sich entlassen. Jede Bitte, jedes weitere Wort erstarb auf seinen Lippen, als er sie ansah.

Ein großer Schmerz lag auf ihrem jungen Gesicht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Jobst war sehr enttäuscht, als Eikstedt kurze Zeit nach seiner Unterredung mit Lotta Machow wieder

verließ. Lotta wies alle Fragen und Anspielungen des Bruders kurz ab.

„Was kann da nur passiert sein?“ klagte Jobst seiner Schwester Irene. „Eikstedt ist doch ein famoser Kerl, Geld hat er wie Heu, und wenn mich nicht alles täuscht, so mochte Lotta ihn immer besonders gern. Zu dumm! Mir wär's solche Beruhigung gewesen, wenn ich Lotta verlobt und anständig versorgt wüßte.“

Irene mußte über des Bruders Worte, die seinen ganzen naiven Egoismus verrieten, lächeln. Aufklärung konnte sie ihm auch keine geben. „Was Lotta nicht sagen will, das sagt sie nicht,“ meinte sie. „Da hilft kein Fragen und Bitten, Jobst. Daß Lotta Eikstedt liebt, darauf möchte auch ich schwören. Mir scheint aber, wir drei Geschwister sind nun einmal zu Stiefkindern bestimmt gewesen. Zum guten Teil freilich haben wir unser Schicksal auch verdient: wir zwei durch unseren Leichtsinn, Lotta durch ihre Starrköpfigkeit. Du könntest jetzt Herr auf Machow, ich bei Mann und Kindern, Lotta glücklich verlobt sein. Statt dessen —“

Sie brach mit einem melancholischen Seufzer ab.

Jobst nickte trübselig. Freilich, heiter sah auch seine Zukunft nicht aus.

Der Rechtsanwalt kam täglich aus Dammin herüber, um die verwickelten Verhältnisse zu ordnen und den jungen Offizier, der keine Ahnung von Geschäften besaß, etwas aufzuklären. Jagow, des verstorbenen Bredau bester Freund, und Fräulein Lilli v. Bredau standen den verwaisten Kindern mit gutem Rat und tatkräftiger Hilfe gern zur Seite.

„Reichen Sie nur Ihren Abschied ein, lieber Jobst,“ drängte Jagow. „Ich halte nichts davon, daß einer sein halbes Leben Offizier ist und dann plötzlich ein Gut bewirtschaften will. Das mag früher gegangen

sein, denn da machten hohe Preise und geringe Löhne die Unfähigkeit des Herrn gut. Jetzt ist die Landwirtschaft ein Studium, das man in Theorie und Praxis völlig beherrschen muß, wenn man etwas vor sich bringen will."

„Am besten wär's schon, ich ginge nach Afrika," rief Jobst verzweifelt.

Aber davon wollte Lotta nichts hören. „Wir bringen dir alle große Opfer, Jobst, Tante Lilli, Irene und ich, aber das geschieht nur unter der Voraussetzung, daß du dich unseren Wünschen fügst," erklärte sie fest.

„Und was bestimmt ihr über mich?" fragte Jobst mit leiser Gereiztheit.

„Daß du den Rat befolgst, sofort den Abschied zu nehmen, und in der Nähe von Machow auf einem Gut die Landwirtschaft gründlich lernst. Von der Pike auf mußt du dienen, als ob du Inspektor werden wolltest. Und viel anderes wirst du durch deinen Leichtsinn dein Leben lang auch nicht sein, Inspektor deiner Gläubiger nämlich, für die wirst du wirtschaften, statt in deine eigene Tasche. Auf zwanzig Jahre mindestens wird Machow verpachtet mit Haus, Garten und Jagd. Die Pachtsumme geht für die Hypothekenzinsen, Abzahlung der Schulden und Irenes geschmälerte Zulage glatt auf. Auf allen Zuschuß kann die nicht verzichten."

„Natürlich nicht. Und du, Lotta?"

„Ich verzichte auf alle Einkünfte aus Machow, die mir zustehen, bis sämtliche Schulden getilgt sind. Aber auch du bekommst keinen Pfennig, mein Junge. Wir beide erwerben uns unser Brot selbst. Für deine Kinder, wenn du welche haben solltest, wird Machow einst wieder frei."

„Von was willst du denn leben?" rief Jobst erstaunt.



„Tante Lilli borgt mir ein kleines Kapital. Damit fange ich eine Gärtnerei an.“

„Was fängst du an?“ riefen die Geschwister wie aus einem Munde.

„Ihr seid doch nicht taub! Sperrt gefälligst die Ohren auf. Eine Gärtnerei fange ich an,“ wiederholte Lotta. „Unser Gärtner in Machow will sich in Dammin selbständig machen. Ich ziehe in sein Haus, Lina, Mamas Jungfer, will bei mir bleiben und für mich kochen und waschen. Der Gärtnerbursche tritt in meine Dienste und fährt täglich nach Dammin mit Gemüse, Obst und Blumen. Mein Geschäft wird ganz gut gehen.“

„Tante Lilli, rede doch Lotta diesen Unsinn aus!“ bat Irene. „Das ist ja ein geradezu wahnsinniger Einfall.“

„Der Einfall erscheint mir ganz praktisch, sonst würde ich nicht mein Geld dazu hergeben,“ entgegnete die alte Dame ruhig. „Arbeit ist jetzt das beste für Lotta.“

„Sonst würde ich vermutlich verrückt,“ murmelte Lotta. „Und nun redet, so viel ihr wollt, es geschieht doch.“

Herr v. Jagow stand auf und schüttelte dem jungen Mädchen die Hand. „Hut ab, Fräulein Lotta! Sie sind ein tüchtiges, tapferes Menschenkind. Nicht jede würde so schlankweg alles aufgeben und opfern, um den Namen Bredau rein zu halten.“

„Es ist der Name meiner Eltern,“ antwortete Lotta ernst. „Und jetzt möchte ich, daß Brand herüberkommt. Wir wollen ihm durch den Herrn Rechtsanwalt einen Vorschlag machen lassen.“

„Wenn der hereinkommt, gehe ich zur anderen Tür hinaus,“ rief Jobst heftig. „Er allein ist schuld an der Mutter Tod.“

„Dasselbe sagt er wahrscheinlich von dir,“ entgegnete Lotta kurz. „Es nützt jetzt nichts mehr, darüber zu streiten und sich gegenseitig zu erbittern.“

„Was soll ich Herrn Brand vorschlagen, gnädiges Fräulein?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Du kannst das ebensogut schriftlich machen lassen, Lotta,“ wandte Irene ein. „Auch ich möchte jede persönliche Erörterung vermeiden.“

„Es ist aber viel einfacher als eine lange schriftliche Auseinandersetzung. — Herr v. Jagow, Sie werden uns gewiß recht geben, wenn wir Geschwister Herrn Brand vor seinem Fortgehen eine bestimmte Summe anbieten? Meine Mutter hat keine Verfügungen hinterlassen, auch keine Wünsche geäußert, aber mir kommt es ungerecht und unschön vor, wenn wir Kinder den Mann unserer verstorbenen Mutter ganz mittellos aus dem Hause gehen lassen.“

„Ach was, der kommt nicht unter die Räder!“ meinte Jagow. „Der ist noch jung und tatkräftig genug, dazu ein vorzüglicher Landwirt. Pachtangebote wird's nur so regnen für ihn.“

„Eben deswegen,“ fiel Lotta ein. „Die Pacht wird jetzt höher sein, als wenn wir Machow sofort nach Papas Tod verpachtet hätten. Also sind wir Brand gewissermaßen einen Anteil vom Gewinn schuldig. Mit einem kleinen Kapital kann er etwas anfangen und braucht sich keinen neuen Dienst zu suchen. Wollen Sie ihm das auseinandersetzen, Herr Rechtsanwalt?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Das ist sehr edel von Ihnen gedacht und wird Herrn Brand sicher freuen.“

„Ich will nur tun, was in meiner Mutter Sinn wäre,“ antwortete Lotta ruhig.

„Wie hoch soll die Summe sein?“

„Mindestens vierzigtausend Mark. Das ist ja nicht viel, aber wir sind ja selber arm.“

Der Rechtsanwalt pfiff durch die Zähne. „Zwanzigtausend tun's auch, Fräulein Lotta.“

„Wir wollen nicht feilschen. Vierzigtausend ist das wenigste, was wir ihm anbieten können.“

Der Rechtsanwalt sah die anderen Geschwister fragend an. Beide erklärten ihr Einverständnis. „Machen wir's gleich ab. Dann ist's überstanden,“ sagte Irene.

Jobst klingelte dem Diener. „Wir lassen Herrn Brand bitten, zu kommen. Wir haben eine geschäftliche Frage an ihn zu richten.“

Es dauerte nicht lange, bis Brand kam. „Was wünscht man von mir?“ fragte er, blieb am Tisch stehen und sah mißtrauisch von einem zum anderen. „Die Bücher habe ich dem Inspektor zur Ablieferung übergeben. Der weiß Bescheid und kann den nunmehrigen Besitzern“ — mit einem leichten Neigen des Kopfes deutete er nach den drei Geschwistern hin — „über alles Notwendige Auskunft geben.“

„Das ist es nicht, was wir wissen wollten, Herr Brand,“ entgegnete der Rechtsanwalt. „Meine Klienten, die jetzigen Besitzer des Gutes, Herr Leutnant Jobst v. Bredau, Frau Irene v. Grote und Fräulein Lotta v. Bredau, sind übereingekommen, Ihnen eine Summe, über deren Höhe Sie sich leicht einigen werden, anzubieten als Dank für die Bewirtschaftung des Gutes, dessen Einnahmen und Wert sich unter Ihrer Bewirtschaftung bedeutend gehoben haben. Ich kann daher diesen Vorschlag auch nur gerecht finden. Denn wenn Ihre Frau Gemahlin nicht so früh verstorben wäre, würde bestimmt von Ihnen beiden ein Kapital erspart und für Sie sichergestellt worden sein.“

„Das wäre allerdings geschehen und nur gerecht

gewesen," fiel Brand ein. „Darum wollte ich Hypotheken auf meinen Namen eintragen lassen. Der Tod meiner Frau hat das verhindert. Von ihren Kindern will ich keine Gnadengeschenke annehmen."

„Wir gedachten Ihnen vierzigtausend Mark anzubieten, damit Sie etwas in der Hand haben. Sie werden doch voraussichtlich diese Gegend bald verlassen?" sagte Irene.

Ihr blasses, hochmütiges Gesicht wirkte auf Brand immer wie ein rotes Tuch auf den wütenden Stier. Der herablassende Ton, in dem sie ihn anredete, traf ihn wie ein Peitschenhieb, unter dem sein ganzer, mühsam hinabgewürgter Groll sich aufbäumte. „Jawohl, ich verlasse diese Gegend. Noch heute reise ich ab!" Seine funkelnden Augen sahen mit zornigem Haß die drei Kinder seiner Frau an. Wie oft schon hatten die ihn mit ihrem Hochmut verletzt, ihn zurückgestoßen, wenn er's gut meinte, und daher empfand er ihr Anerbieten in dieser Stunde nur wie eine unerhörte Beleidigung. „Euren Bettel könnt ihr behalten. Nichts will ich davon — keinen Groschen. Ihr werdet's selber wohl nötiger brauchen."

„Sie schlagen also das Anerbieten aus?" schnitt der Rechtsanwalt die Auslassungen des gereizten Mannes ab.

„Nichts will ich von denen da," beharrte Brand störrisch.

„Wir möchten aber dringend bitten, daß Sie das Geld nehmen," redete Lotta zu. „Wir handeln mit dieser Bitte nur in unserer Mutter Sinn."

Eine Sekunde zögerte Brand. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und wußte daher den Wert des Geldes zu schätzen. Mit der angebotenen Summe konnte er ein kleines Gut kaufen oder ein größeres pachten, denn der Gedanke, sich nach den langen

Jahren völliger Selbständigkeit wieder unter den Willen eines Herrn zu beugen, wurde ihm blutsauer. Aber ein Blick in Irenes spöttisches Gesicht, mit dem sie ihn lauernd ansah, und auf Jobsts feindselig abgewandte Haltung genügte, um den Wunsch sofort wieder vergehen zu lassen.

„Ich nehme nichts!“ wiederholte er rauh. „Behaltet alles und bringt's durch, wie ihr wollt. Was kümmert's mich!“

Unwillkürlich fiel sein Blick durch das offene Fenster auf den Hof. Ein hochbeladener Heuwagen schwankte gerade durch die Einfahrt. Der Knecht klatschte laut mit der Peitsche. Ein Pferd wieherte hell. Draußen standen die Kornfelder wie ein gelbes Meer. Schwer hingen die Ähren an den hohen, schwankenden Halmen. Er würde sie nicht mehr abernten. Sein Bündel konnte er schnüren und abziehen, arm wie er gekommen war — ein einsamer, heimatloser Mann.

Keine Silbe erwiderte er mehr auf alles Zureden des Rechtsanwalts. Mit einer ungeschickten Bewegung, die wohl eine Art Verbeugung bedeuten sollte, wandte er sich ab und ging mit schweren Schritten zur Tür hinaus.

Niemand hielt ihn zurück. Jobst rief ihm nur noch nach: „Wenn Sie einen Wagen wünschen, so können Sie sich bei meinem Kutscher einen bestellen.“

Brand antwortete nicht. Wahrscheinlich überhörte er das etwas gönnerhaft klingende Anerbieten absichtlich.

Lotta runzelte ärgerlich ihre feinen schwarzen Brauen. „Laß das, Jobst!“ sagte sie mit scharfem Vorwurf. „Es ist nicht edel, nach einem zu schlagen, der am Boden liegt.“

„Der? Der liegt noch lange nicht am Boden. Hat

er uns nicht eben noch verhöhnt? Alles Unglück kam von der unseligen Heirat unserer Mutter her!“ entgegnete Jobst heftig.

„Ich weiß nicht,“ meinte Lotta nachdenklich. „Vielleicht war's uns nötig, gehörig aufgerüttelt zu werden. Was man zuerst als Unglück ansieht, zeigt hinterher oft ein ganz anderes Gesicht.“

Tante Lilli nickte ihr freundlich zu.

Die Verhandlungen gingen weiter. Lottas Verzicht wurde in aller Form aufgesetzt und unterschrieben, die Höhe der Pachtsumme, der Kautionsgelder, der Hypothekenzinsen und Schuldenabtragungen bestimmt.

Erst spät am Nachmittag fuhren Jagow und der Rechtsanwalt wieder ab. Zu gleicher Zeit rollte ein Leiterwagen mit Koffern und allerhand Gepäck zur Einfahrt hinaus.

„Hat Herr Brand keinen Wagen für sich bestellt?“ fragte Jobst den Diener.

„Nein, Herr Leutnant,“ berichtete Jens. „Herr Brand will zu Fuß zum Bahnhof gehen. Er hat sich vorhin schon von uns verabschiedet.“ Sein Gesicht drückte sichtliche Befriedigung aus.

„Ganz nach Belieben,“ meinte Jobst leichthin.

Lotta, die neben dem Bruder vor der Haustreppe stand, schob gedankenvoll einige kleine Steine mit der Fußspitze zusammen. „Mir gefällt das nicht,“ sagte sie plötzlich laut.

„Was denn?“ fragte Jobst erstaunt.

„Die Art und Weise, wie Brand heute aus dem Hause geht und wir uns zu ihm gestellt haben, ist häßlich und unwürdig. Ich wollte, ich könnte das wieder gutmachen.“

Jobst zuckte nur die Achseln. Er fand Lotta unverständlich und widerspruchsvoll. Niemand hatte mehr

gegen diese Heirat der Mutter geeifert, Brand unerträglicher gefunden als sie, und jetzt bekam sie auf einmal sentimentale Anwandlungen! Verstimmt ging er ins Haus zurück.

Lotta ging in den Park. Obgleich ein frisch aufgeworfener Hügel mit den halb und ganz welken Kränzen unsäglich traurig aussieht, so zog es sie doch unwiderstehlich ans Grab der Mutter.

Die Schatten der alten Kastanien fielen schon lang über den Grasplatz. Auf den angrenzenden Wiesen schimmerte der Wildhafer im Glanz der schrägen Sonnenstrahlen wie eine Wolke roten Goldstaubs. Hinter den Bäumen versteckt lugte das rotbraune Dach der rebenumsponnenen Gärtnerwohnung hervor. Weiße und rosa Stockrosen blühten. Zwischen den Aprikosenbäumen, deren grüne Früchte schon zu schwellen anfingen, lagen die geradlinigen Gemüsebeete, deren Ränder mit Salbei, Federnelken und Lavendel eingefaßt waren. Vor dem Hause stand der moosgrüne Bottich neben dem Ziehbrunnen, dessen Schwengel immer schrill kreischte, wenn das Wasser aus der Röhre schoß.

Dort würde sie nun bald wohnen, dort hinter den kleinen Fensterscheiben, die wie Feuer im Schein der Abendsonne glühten, in den niedrigen, engen Stuben, in denen es immer so streng nach Thymian, Nelken und trockenem Laub roch. Angesichts ihres stattlichen Vaterhauses, das stolz und ernst zu ihr herübersah, würde sie dort wohnen. Fremde würden im Gutshause herrschen.

Die Tränen wollten ihr in die Augen steigen, aber sie schluckte sie mutig hinunter und ging weiter durch die Allee. Dort hinten ragte schon das weiße Marmorkreuz zu Häupten von ihres Vaters Grabe. Die goldene

Inschrift glänzte. Und dicht daneben raschelte der Abendwind in den Kränzen, die sich über dem frischen Erdhügel häuften, unter dem ihre Mutter ruhte.

Erst als sie ganz dicht vor den Gräbern war, bemerkte sie, daß sie nicht allein war. Eine dunkle Gestalt stand neben dem frischen Grabe. Ein tiefes, stöhnendes Schluchzen ließ sie erzittern. Es war Brand!

Lotta stand regungslos still. Sie wagte sich nicht von der Stelle zu rühren oder ein Wort zu sprechen.

Endlich wendete Brand sich um. Sein Hut war herabgefallen. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Zuerst sah er die schwarze, schlanke Mädchengestalt an, als ob er sie gar nicht erkenne. Dann bückte er sich und hob seinen zerdrückten Hut auf. „Ich gehe schon,“ sagte er rauh. „Ich weiß wohl, ich habe hier nichts mehr zu suchen. Sie liegt ja wieder neben ihrem ersten Manne. Das andere ist alles aus und vorbei — als wär's nie gewesen.“

Er wollte gehen. Aber Lotta vertrat ihm den Weg.

„So ist's nicht gemeint,“ sagte sie und ihre Stimme zitterte. „Ich will Sie gewiß nicht vertreiben. An dieses Grab haben Sie das gleiche Recht wie wir Kinder.“

„Das gleiche Recht? Ich?“ Er lachte mit bitterem Spott. „Wenn ich ein Recht hätte, ich kratzte mit meinen Nägeln das Grab auf und holte sie mir heraus, damit sie nicht neben dem anderen liegt.“

„Der war unser Vater,“ entgegnete Lotta ernst. „Ist es nicht natürlich, daß wir unsere Eltern nebeneinander begraben haben?“

Der verbitterte Gram in Brands Zügen erschütterte sie. Heute fühlte sie keine Abneigung, nur noch Mitleid für ihn.

„Vielleicht ist's begreiflich, mir kommt's unnatürlich vor,“ stieß Brand zwischen den Zähnen hervor. „Mir

hat sie zuletzt gehört — mir! Und heut stehe ich zum letzten Male an ihrem Grabe, wo das alles eingescharrt liegt, was ich so sehr geliebt habe!“ Er schrie plötzlich auf — wild und verzweifelt. Der Schrei durchgellte die friedliche Stille des blütenduftigen Abends wie eine gräßliche Anklage.

„Um Gottes willen, stören Sie den Frieden der Entschlafenen nicht!“ bat Lotta entsetzt. „An dieser heiligen Stätte muß auch die Verzweiflung stumm sein!“

Er schüttelte trostlos den Kopf. „Nicht einmal die Hand hat sie mir mehr geben wollen!“ sagte er dumpf vor sich hin. „Keinen freundlichen Blick gönnte sie mir. An nichts, an niemand hat sie gedacht als an ihre Kinder — immer nur ihre Kinder! Die störten unseren Frieden, die haben sie elend gemacht und endlich in den Tod gehetzt.“

„Wollen Sie nicht um der Verstorbenen willen, die ihre Kinder so geliebt hat, Frieden mit uns schließen?“ bat Lotta, indem sie ihm ihre Hand hinstreckte. „Ich wollte Ihnen das heute vormittag schon sagen. Mich quält es, wenn Sie im Zorne von uns gehen.“

Rauh stieß er ihre Hand zurück. „Ich habe euch Kinder von Anfang an gehaßt, weil — nun ja, weil's eben ihre Kinder und nicht meine waren. Und dann habt ihr zwischen uns gestanden, waret der Zankapfel immer und ewig. Oft hat sie nachts in ihre Kissen hineingeschluchzt vor Sehnsucht nach euch, nur an euch hat sie auch an meinem Herzen gedacht. Nur ihr lagt ihr im Sinn bis in die Todesstunde hinein — und darum werde ich euch weiterhassen bis ans Ende. Daran gibt's nichts zu drehen und zu deuteln. Ich kann nicht anders.“

Lotta sah ihn staunend an. Zum ersten Male kam

ihr in dieser Stunde eine Ahnung, daß die elementare Leidenschaft dieses Mannes in Liebe und Haß etwas Fortreißendes haben könnte. Zum ersten Male ging ein flüchtiges Verstehen für die ihr bis dahin rätselhaft erschienene Liebe ihrer Mutter durch ihre Seele. Es mußte doch schön und groß gewesen sein, im Sturm erobert, im Sturm geliebt zu werden! Wie kalt und nüchtern klangen die Worte dagegen, mit denen Eikstedt um sie geworben hatte! Sie biß die Zähne zusammen. Nur als bittere Kränkung empfand sie diesen Antrag ohne Glut, ohne Sehnsucht.

Ein schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust. Dann streckte sie Brand nochmals beide Hände hin. „Roderich!" sagte sie bittend.

Sein Gesicht wurde auf einmal ganz hell, als sie ihn mit seinem Vornamen anredete.

„Auch für mich ist so viel Liebe mit meiner Mutter aus der Welt gegangen. Ich bin einsam und mutterlos. Willst du das nicht bedenken? Wir zwei, die wir jetzt zusammen an ihrem Grabe stehen, haben sie, die da unten schläft, wohl am liebsten gehabt. Darum gib mir die Hand zum Abschied."

Über sein Gesicht zuckte es. Etwas Hartes, Starres löste sich. Eine Flut von Tränen stürzte plötzlich unaufhaltsam aus seinen Augen. Schluchzend drückte er die Hände des jungen Mädchens.

„Lotta — Lotta, du warst ihr Liebling!" stöhnte er gequält auf. „Ach Gott, ich hab' das nie so richtig bedacht. Du bist ihr Kind — ein Stück von ihr. Schade, daß du ihr so wenig gleichst. Hättest du ihr nur ein ganz kleines bißchen ähnlich gesehen, da wäre ich dir sofort gut gewesen, würde dir auch nie den Tyras totgeschossen haben. Hinterher tat mir's leid. Das hab' ich dir immer sagen wollen."

Sie lächelte schwach. „Dieser Schmerz ist verwunden. Ich habe seitdem noch andere kennen gelernt.“

Er drückte fest ihre Hand. „Ist das wahr, was die Leute reden, daß du eine Gärtnerei anfangen willst, weil dem Leutnant die Schulden bezahlt werden sollen?“

„Ja. Mutter wünschte, daß Jobst geholfen werden solle.“

Er nickte ernst. „Das stärkste Gefühl ist doch wohl die Mutterliebe. Gegen die Natur kann man nicht ankämpfen,“ sagte er ruhiger. „Ich habe das oft so dumpf empfunden und nur nie richtig ausdrücken können. In ihrer Sterbestunde ist mir das erst klar geworden.“

„Und nun nimm Vernunft an und laß dir das angebotene Geld auszahlen. Dann kannst du eine Pachtung übernehmen. Der Witwer unserer Mutter kann doch nicht bei Fremden dienen!“

Brand überlegte eine Weile. Dann schüttelte er den Kopf. „Es geht nicht, Lotta. Von dir könnte ich's jetzt annehmen — von deinen Geschwistern nicht. Quäle mich nicht weiter.“

„Du wirst von dir hören lassen?“

„Möchtest du das wirklich?“

„Ja.“

„Denkst du nicht mehr daran, wie sehr du mich verabscheut hast?“

„Ich denke nur daran, daß du der Mann meiner Mutter gewesen bist und sie sehr lieb gehabt hast.“

„Ja, das hab' ich,“ sagte er mit gebrochener Stimme und ging rasch, ohne sich umzusehen, dem Ausgang des Parkes zu — ein einsamer, heimatloser Mann, ging er den bitteren Weg in die Fremde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Verhandlungen über die Verpachtung Machows führten rasch zum Ziel. Ein reicher Industrieller, Kommerzienrat Ebert aus Berlin, bot einen richtigen Liebhaberpreis als Pachtsumme, denn die leicht erreichbare Nähe Berlins paßte ihm vorzüglich. Das geräumige Haus, der schöne alte Park sollten seiner kränklichen Frau und den zahlreichen Kindern zum Sommer- und Ferienaufenthalt dienen.

Da die Familie Ebert so bald als möglich einziehen wollte, um den Sommer noch auszunützen, so mußte die Auflösung des Bredauschen Haushalts überhastet schnell vor sich gehen. Lottas Gärtnerhaus wurde eilig hergerichtet und mit den Möbeln aus ihres verstorbenen Vaters Zimmer und ein paar Erinnerungen an ihre Mutter vollgestellt. Garten und Gewächshaus blieben zu ihrer Verfügung.

Irene rang die Hände beim Anblick der gescheuerten Dielen, der niedrigen Decken und geweißten Wände. „Der Inspektor wohnt besser wie du!“ klagte sie.

„Meinethalben,“ antwortete Lotta ungeduldig. Solche Kleinigkeiten kümmerten sie gar nicht mehr. Mit fieberhaftem Eifer packte und räumte sie.

Die Umzugstage waren schrecklich. Im Herrenhause sah es wüst und unwohnlich aus. Viele Möbel wurden verpackt, andere zusammengeschoben zum Verkauf. Kisten, Heu und Stroh lagen überall herum. Dazwischen lärmten die Tapezierer und Tischler aus Berlin, die für die neue Einrichtung Fenster und Türen abmaßen, Teppiche rollten und Tapeten herunterrissen.

Die Schwestern hatten bald keinen Raum im ganzen Hause, in dem sie ruhig sitzen konnten. Überall hämmerte, nagelte oder klebte irgend ein Handwerker.

Jobst erwies sich nicht sehr hilfreich. Der ließ sich in Dammin abfeiern, denn sein Abschied wurde allgemein bedauert. Jagow hatte ihm eine Volontärstelle bei einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verschafft. Herr v. Vallersdorf galt für einen vorzüglichen Landwirt von eisernem Fleiß, daher stellte er natürlich auch an seine Untergebenen hohe Anforderungen.

„Der arme Junge!“ bedauerte Irene den Bruder.

„Unsinn, das ist gerade das, was ich mir für Jobst wünsche, einen Herrn, der ihm nichts durchläßt,“ meinte Lotta energisch. „Nun regt euch nicht unnötigerweise auf. Zähne zusammengebissen und vorwärts! Ich muß auch manches hinunterschlucken, wenn ich die Gärtner in Dammin um Abnahme meiner Waren ersuche oder die Familien bitte, mir ihre Kundschaft zuzuwenden. Der Herr Kommerzienrat Ebert wünscht, daß ich ihm seinen Tafelschmuck in Ordnung halte.“

„Das willst du wirklich tun?“

„Natürlich. Das bringt Geld.“

„Lotta!“

„Lotta hin, Lotta her! Damit kommen wir nicht weiter. Ich kann mir meine Kundschaft nicht aussuchen, sondern muß zugreifen, wo sich etwas bietet.“

Die Schwestern saßen nebeneinander auf einer halb angefüllten Bücherkiste. Durch die gardinenlosen Fenster schien die Sonne hell und warm und beleuchtete grell all die Ungemütlichkeit der sonst so traulichen Räume.

Die Handwerker machten eine Frühstückspause, und auch die Damen ließen daher ein Weilchen ihre Hände ruhen.

„Was gedenkst du nun eigentlich zu unternehmen, Irene?“ fragte Lotta nach einem längeren Stillschweigen. „Bei mir in der Gärtnerwohnung ist kein Platz, auch würde es dir dort wenig behagen. Gehst du

etwa wieder auf Reisen, nach Montreux oder sonstwohin?"

„Nein. Allein zu reisen ist für eine Dame wenig angenehm. Die Damen, denen man begegnet, sind alle mißtrauisch, die Herren zu dreist." Sie sah gedankenvoll einem Sonnenfleckchen zu, das über die blankgebohnten Dielen huschte. Eine Wolke rosa, grünlich und blau durcheinanderflimmernder Stäubchen stand schräg im Zimmer. „Nach Montreux gehe ich sicher nicht, Lotta," fuhr sie erregt fort. „Weißt du, wen ich dort traf, sogar in derselben Pension mit ihnen wohnte?"

„Wen denn?"

„Frau v. Ramin mit Sohn und Fräulein v. Rochlitz."

„Allerdings ein unerfreuliches Zusammentreffen."

„Zuerst gingen die beiden Damen mir aus dem Wege. Später habe ich die alte Frau v. Ramin öfter gesprochen. Sie war sehr lieb zu mir und half mir beim Einpacken, als dein Telegramm mich an Mutters Sterbebett rief."

„Sahst du deinen Leutnant auch?"

„Meinen Leutnant? Meinst du etwa Bodo v. Ramin mit dieser Bezeichnung?"

„Wen denn sonst!"

„Der hat nur noch Augen und Ohren für seine schöne Pflegerin."

„Hast du sie zusammen gesehen?"

„Ohne daß sie es bemerkten, konnte ich sie häufig beobachten, wenn er im Rollstuhl im Garten gefahren wurde. Marie v. Rochlitz ging nebenher oder schob den Stuhl gar selber."

„Man sagte allgemein in Dammin, daß er nur ihrer Pflege sein Leben verdanke."

„Möglich. Aber was ist das noch für ein Leben?

Gesund wird er nicht wieder. Reiten darf er wohl nie mehr."

„Der Arme!"

„Ja, es ist sehr traurig. Aber wenn er Marie heiratet, tröstet er sich vielleicht darüber."

„Warum heirateten die beiden nicht längst?"

Irene zerpflückte etwas verlegen ein altes Zeitungsblatt, das aus der Kiste hervorsah. „Er soll sich solche Skrupel meinetwegen machen. Die alte Frau v. Ramin klagte mir das. Er wolle nicht eher heiraten, bis ich nicht zu meinem Mann zurückgekehrt sei, denn bittere Vorwürfe folterten ihn, mein Leben zerstört zu haben. Wie dumm! Meinetwegen könnte er wirklich heiraten. Was sollte ich denn mit ihm? Ein hoffnungslos Kranker! Nach jahrelangem Aufenthalt in staubfreier Luft erhofft man erst Besserung. Frau v. Ramin hat darum in Clarens eine reizende Villa gemietet. Dort wollen die beiden Damen sich nur der Pflege des Kranken widmen. Ich beneide Marie v. Rochlitz wirklich nicht um diese Lebensaufgabe. Mir wäre das entsetzlich, immer hinter einem kränklichen Mann herzurennen, ihn vor jeder Zugluft zu schützen, seinen Überzieher ihm nachzutragen."

„Tut sie das?"

„Ach, ich weiß nicht. Ich denke mir das so. Als ich die beiden zuletzt sah, lag er auf einem Liegestuhl auf der Veranda. Sie kniete neben ihm, und er sah sie an mit einem Blick ... weißt du, in dem Blick lag nicht nur Leidenschaft und Liebe, sondern geradezu Anbetung." Irene brach ab.

„So hat mich noch niemand angesehen," fuhr sie endlich leise fort. „Schön muß das sein!"

„Ist es auch!" stimmte Lotta bei. „Aber weißt du, wir werden solchen Blick wohl nicht verdienen. Ich

bin zu derb, und dich kann man nur liebhaben, wenn man sich auch oft zum Schlagrühren über dich ärgert. Aber anbeten — na, gutes Kind, dazu bist du selbst zu egoistisch."

Irene schwieg. Ihre Hände, mit denen sie einen neuen Bücherstoß in die Kiste legen wollte, zitterten. „Wenn unsere Geldverhältnisse besser wären, würde ich gern zu Max zurückgehen," meinte sie endlich.

„Was haben die denn damit zu tun?"

„Sehr viel. Jetzt könnte Max glauben, nur weil ich mich einschränken muß, käme ich zu ihm."

„Dummes Zeug! Max denkt sehr anständig in Geldsachen. Aber sonst ist's wirklich ein Preisrätsel, wer von euch beiden sich in dieser ganzen Sache alberner benommen hat."

„Ich kann es ihm nicht verzeihen, daß er mich gegen die gehässigen Zungen in Dammin nicht energischer in Schutz nahm," rief die junge Frau heftig. „Wenn er mich geschlagen, sich mit Ramin geschossen hätte, das könnte ich verstehen und viel eher verzeihen als diese kalte Gleichgültigkeit. Und dann seine Weigerung, mir die Kinder zu schicken! Wie gut hätten die's in der Schweiz gehabt, statt dessen sind sie im heißen Berlin eingesperrt und den Dienstboten überlassen."

„Das waren sie sicher in Dammin auch, Irene."

„Da hatte ich aber eine Pflegerin für sie, und auch Max steckte jede freie Minute in der Kinderstube. Jetzt sitzt er den ganzen Tag im Generalstab. Jobst erzählte mir, daß die Offiziere in der Eisenbahnabteilung von früh bis spät arbeiten müßten."

„Das sind alles Gründe, um dich zu veranlassen, möglichst schnell nach Berlin zu reisen und dort bei Mann und Kindern zu bleiben."

„Wenn Max darum bittet — ja."

„Darauf kannst du lange warten. Außerdem bist du im Unrecht. Du hast die Geschichte mit Namin angefangen, während Max dir nie einen ernsten Grund zur Klage gab.“

„Lotta, du bist nicht verheiratet, kannst das alles nicht ganz verstehen. Glaube mir, das Kränkendste für eine Frau ist Kälte und Gleichgültigkeit.“

„Möglich. Ich verspüre auch gar keine Lust, die verschiedenen Unannehmlichkeiten des Ehestandes auszuprobieren. Lieber bleibe ich allein und schaffe für mich.“

Irene nahm das Gespräch nicht wieder auf, aber Lotta merkte deutlich, daß es in ihr nachwirkte.

In der Nacht hörte sie die Schwester ruhelos herumgehen.

Am nächsten Morgen kam die junge Frau sehr spät, müde und überwacht aussehend zum Frühstück. „Hast du ein Kursbuch?“ fragte Irene statt jeder Begrüßung. „Ich will heute vormittag noch abreisen. Ich bekam mit der ersten Frühpost einen Brief.“

„Von Max?“

„Nein, von Klara, unserer Köchin.“ Irene zog einen zerknitterten Bogen aus der Tasche. Das Blatt sah aus, als ob es aus einem Ausgabeheft gerissen sei.

Lotta griff hastig danach und las: „Ich möchte die gnädige Frau nur wissen lassen, daß die kleine Maidi sehr krank ist. Der Herr Hauptmann ist wie von Sinnen. Er ißt nicht und schläft nicht, geht auch nicht in den Dienst. Er rührt sich nicht vom Bett fort. Aber die Maidi kennt niemand mehr. Der Doktor hat ihr was eingespritzt, aber helfen tut es nichts. Er sagt, es sei zu spät gewesen. Dem Bubi geht's gut. Den hab' ich ganz bei mir in der Küche. Er schreit aber sehr viel. Die Minna hat der Herr Hauptmann hinausgeschmissen, weil sie immer mit den Kindern bei ihren

Bekannten herumgesessen hat, statt in den Tiergarten zu gehen. Der Herr meint, daher hat die Maidi sich die Krankheit geholt.

Gnädige Frau, ich kann die Arbeit nicht mehr leisten, alles kochen, waschen und auch noch den Bubi hüten, der immer an den Kohlenkasten will. Das ist zu viel für einen Christenmenschen. Darum möcht' ich zum Ersten eine andere Stelle annehmen und die gnädige Frau um ein Zeugnis bitten. Der Herr Hauptmann sieht mich nur an, daß einem ganz graulich wird, und antwortet gar nicht, wenn ich von so was anfange. Es grüßt ergebenst Klara Volbrecht."

„Maidi krank und Bubi immer in der Küche!" schluchzte Irene auf. „Das kommt davon, wenn ein Mann sich einbildet, alles am besten zu verstehen. Hätte er mir die Kinder gelassen, wäre das alles nicht passiert."

„Hör auf!" fiel Lotta scharf ein. „Du hast viel mehr Schuld. Muß immer einer sterben, ehe wir zur Vernunft kommen? Erst Mama, jetzt Maidi? Wenn du noch einen Funken gesunden Menschenverstand hast, dann mache deinem Mann keine Vorwürfe, sondern halte den Mund und tu deine Pflicht. Max wird sich selbst genügend mit Vorwürfen martern. Der Schnellzug geht um elf Uhr. Um zwei Uhr bist du in Berlin. Wir packen jetzt deinen Koffer."

Das ging alles so schnell, daß Irene erst zur Besinnung kam, als sie auf den Polstern ihres Abteils saß und der Zug rasselnd die flache, sandige Gegend durchschnitt. Wie ein schwarzer Samtsaum begrenzten die Kieferwälder die Landschaft.

Berlin! Langsam glitt der Zug in die Bahnhofhalle. Irene hatte Mühe, sich durch das Gedränge zum Droschkenhalteplatz durchzuwinden. Die lange

Droschkenfahrt war wenig genußreich. Die Bäume auf den Plätzen und an den Straßenrändern sahen so verstaubt, die Menschen, die gleichgültig aneinander vorüberhasteten, so versorgt und abgehetzt aus. Etwas Unfrisches, Ermüdetes lag an dem schwülen Sommertage über der Riesenstadt.

Mit angstvollem Blick streifte Irene das Haus, vor dem der Kutscher endlich stillhielt. Von außen sah das Gebäude nicht anders aus als die daneben- und gegenüberliegenden. Mit unechtem Stuck überladen, vogelkäfigartige Balkone an allen Etagen, über deren vergoldete Gitter rote und rosa Efeugeranien hingen. Die Haustür öffnete und schloß sich von selbst. Der Kutscher belud sich nach Empfang eines reichlichen Trinkgeldes mit Koffer und Hutschachtel und stapfte ihr voran die hohen, steilen Treppen hinauf.

Mechanisch las Irene die Namen sämtlicher Türschilder, an denen sie vorüberkam. Alle waren ihr völlig fremd.

Erst auf der linken Seite des dritten Stockes hing das gesuchte Schild „v. Grote". Was mochte hinter dieser geschlossenen Tür inzwischen vorgegangen sein?

Zaghaft drückte sie auf den elektrischen Knopf. Die Klingel schrillte. Ihr Herzschlag setzte eine Sekunde aus vor Angst. Was würde sie hören?

Der Droschkenkutscher stellte den Koffer neben sie und polterte die Treppe hinab.

Endlich öffnete die Köchin.

„Ich bin's, Klara!"

„Herrje — die gnädige Frau!"

„Wie geht's Maidi?"

„Ich weiß nicht. Ich darf immer nur bis an die Tür gehen. Der Ansteckung wegen. Der Doktor kommt dreimal alle Tage. Heut früh fand er's nicht schlechter.

Aber mir gefällt das Kind nicht. Es drusselt so vor sich hin und sieht so merkwürdig aus — wie 'n ganz alter Mensch."

Irene atmete trotz des schlechten Berichts erleichtert auf. Dienstboten übertrieben immer. Maidi lebte, und der Doktor fand ihren Zustand nicht schlechter. Der mußte das besser wissen wie die einfältige Person. Sie warf Klara einen erstaunten Blick zu. Wie unvorteilhaft verändert die aussah! Statt des hellen Waschkleides und Mullhäubchens, das sie in Dammin tragen mußte, schlotterte jetzt ein schwarzer Wollrock mit abgerissenem Volant um ihre untersetzte Gestalt, die blaue Küchenschürze starrte vor Schmutz, das Haar hing in gebrannten Löckchen tief in die Stirn, und an den Füßen schlappten weiche grüne Filzpantoffeln. Greulich!

Aus einem Raum am Ende des Ganges, dessen Tür halb offen stand, tönte lautes Kindergeschrei.

„Ist das Maidi?" fragte Irene erschrocken.

„I Gott bewahre. Die muckst sich ja nicht, die wimmert man so leise. Der Bubi ist's. Der Bengel müßte mal tüchtig verhauen werden, so eigensinnig wie der jetzt ist!"

„Unterstehen Sie sich nicht, mein Kind anzurühren!" fuhr Irene empört auf. Sie lief den Gang hinab und riß die Küchentür auf. „Bubi — Bubi, komm zu Mama!"

Aber die eilig hereinstürzende schwarze Gestalt mit dem langen Kreppschleier erschreckte den kleinen Jungen, der am Boden herumkroch und die Gemüseabfälle aus den überfüllten Eimern herauszog.

„Mein Gott, wie sieht das Kind verwahrlost aus!" Irene hob den Jungen auf und küßte sein schmutziges, tränennasses Gesichtchen.

Aber der wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Liebkosung, kratzte und biß um sich, bis Irene ihn erschrocken zu Boden gleiten ließ.

„Er kennt mich gar nicht mehr!“ klagte sie.

„Wovon sollte er denn die gnädige Frau wohl noch kennen, solch kleines Kind!“ meinte das Mädchen mürrisch. Sie putzte Bubis Näschen mit einem Zipfel ihrer Schürze, eine Operation, die zwar sehr notwendig, aber von Bubi als persönliche Beleidigung empfunden und mit gellendem Geschrei beantwortet wurde.

Irenes Blick wanderte verzweifelt durch die Küche. Auf allen Tischen stand gebrauchtes Geschirr, lagen ungeputzte Messer und Gabeln herum. Der Fußboden war unaufgewaschen. Überall trat man auf irgend einen Obst- oder Gemüserest.

Klara erkannte die Bedeutung dieses Hausfrauenblickes und ärgerte sich schwer. „Als Köchin und nicht als Mädchen für alles hat mich die gnädige Frau gemietet,“ murrte sie. „Hier bin ich nur noch Arbeitstier, seit die Minna weg ist. — Der Bursche? — Na, was wohl so 'n Bursche hilft, das wissen gnädige Frau doch selber! Dreimal die Beine untern Tisch stellen und sich dickesatt essen, das kann er, aber sonst nischt wie Schmutzerei mit seinen Lampen und Putzzeug 'reinbringen. Dazu schickt ihn Herr Hauptmann auch noch immer fort zum Doktor oder in die Apotheke.“

„Das wird sich jetzt ändern. Sie bekommen Hilfe. Besorgen Sie nur Ihre Küche. Bubi übernehme ich,“ versprach Irene. „Wo liegt Maidi?“

„Im Zimmer vom Herrn Hauptmann. Bubi mußten wir absperren. Das verlangte der Doktor. Das erste Zimmer am Gang, gnädige Frau.“

Irene nahm schnell ihren Hut ab. Dann ging sie entschlossen nach vorn. Sie fühlte jetzt keine Unruhe

oder gar Angst, wie ihr Mann sie wohl empfangen würde. Sie mußte sich ihrer Kinder annehmen und um der armen kleinen Seelen willen sich ihren Platz erkämpfen und behaupten, ob Grote ihr den einräumen wollte oder nicht. Das durfte und sollte sie jetzt nichts mehr kümmern.

Leise drückte sie die Klinke nieder. Die Stube war durch die zugezogenen Vorhänge verdunkelt. Quer ins Zimmer hinein, so daß man von allen Seiten leicht heran konnte, stand das ihr so wohlbekannte weißgestrichene Bettchen. Loses, blondes Haar lag auf dem Kopfkissen. Ein feiner Sonnenstrahl, der sich durch die Gardinenritzen stahl, irrte über ein blasses Gesichtchen mit eingesunkenen Schläfen und spitz hervorstehendem Kinn. Das süße Kindergesichtchen war verzerrt, wie nur der Tod es verzerren kann.

Irene stieß einen schrillen Schreckensschrei aus und brach neben dem Bettchen zusammen. „Maidi — meine kleine Maidi! — Mama ist wieder da! — Herrgott, Max, wie konntest du das Kind sterben lassen, ohne mich zu rufen!"

Grote, der zusammengesunken auf einem Stuhl neben dem Bettchen saß, richtete sich ein wenig auf. Seine Augen waren gerötet von den vielen Nachtwachen und lagen tief in den Höhlen. Das Haar an seinen Schläfen schimmerte grau. Die Vorwürfe auf Irenes Lippen stockten. Seiner tränenlosen Verzweiflung gegenüber brachte sie keine Anklage mehr heraus. Wie ein Riß ging ihr sein Anblick durchs Herz.

„Armer Max! Dein Liebling, unser liebes kleines Mädchen, auf das wir so stolz waren!" schluchzte sie.

Er nickte stumm. „Ich war undankbar," sagte er endlich dumpf. „Im Besitz dieses Kindes hätte ich so glücklich sein müssen! Nichts anderes hatte ich zu wün-

schen und zu entbehren. Nun wird es mir genommen. Im ersten Augenblick war es wie eine Erlösung, als das Wimmern aufhörte und diese Augen sich schlossen. Aber jetzt — —"

„Hat sie so viel gelitten?"

Er ließ die Stirn gegen das Gitter des Bettchens sinken. „Nie werde ich das Wimmern dieser stillen Nächte vergessen!" stöhnte er.

„Warum hast du mich nur nicht gerufen?" klagte Irene.

„Daran habe ich gar nicht gedacht."

Irene vergrub das Gesicht in den Händen. Bitterer wie die heftigsten Vorwürfe trafen sie diese Worte. Welch schlechte Frau und Mutter mußte sie gewesen sein, daß der eigene Mann am Sterbebette seines und ihres Kindes nicht daran dachte, sie zu sich zu rufen!

„Ich bin auch schuld," fuhr Grote gequält fort. „Warum wollte ich mich durchaus nicht von den Kindern trennen! Hätte ich sie dir mitgegeben in die Schweiz, vielleicht lebte Maidi dann noch. Das Kindermädchen hat sie immer zu allen möglichen Leuten mitgeschleppt. Da wird sie sich die furchtbare Krankheit geholt haben."

„Hör auf!" bat Irene. „An all dem Elend trage ich allein die Schuld. Dieser kleine Engel wurde das Opfer!" Sie beugte sich über das Bett und wollte das weiße, starre Gesichtchen küssen.

Aber Grote riß sie heftig zurück. „Rühr sie nicht an! Maidi ist an Diphtheritis gestorben. Du kannst dich anstecken."

„Was tut das? Ich will — ich muß mein Kind küssen!"

Aber er hielt sie nur noch fester. „Sei vernünftig! Wem hilft das jetzt noch? Willst du auch sterben?" schrie er gequält.

Sie hörte auf sich zu sträuben und lag ganz still in seinen Armen. „Max, armer Max!“ Sanft streichelte sie sein ergrautes Haar. „Hab' mich wieder ein wenig lieb — um Maidis willen — willst du?“

Sein Ausdruck blieb düster. Ein paar bittende Worte und Tränen machen eine lange Entfremdung nicht gut. Und die Liebe eines Mannes ist leicht verloren, aber schwer zurückzugewinnen. „Mach's an Bubi gut!“ sagte er ernst. „Das Kind verkommt bei den Dienstboten. Ich kann mich nicht um ihn kümmern. Morgen muß ich wieder in den Dienst. Und das ist auch das beste für mich. Arbeit so viel wie möglich, sonst würde ich wahnsinnig.“

Stumm standen sie eine Zeitlang neben dem Bettchen des toten Kindes. Und jeder hätte in die Knie sinken und „ich bin schuldig“ stammeln mögen.

„Hat sie niemals nach mir verlangt, nicht von mir gesprochen?“ flüsterte Irene ganz leise.

Grote schüttelte den Kopf. „Die erste Zeit war sie nie bei Besinnung. Gestern schien's etwas besser. Wenigstens fand der Arzt das.“ Er sprach stoßweise. Jedes Wort rang sich mühsam aus seiner Brust. „Sie hatte etwas geschlafen, ich beugte mich über das Bettchen, um vorsichtig die Eisblase fortzunehmen.“ Die Worte waren kaum noch verständlich. „Da hat sie die Augen weit aufgemacht und leise gesagt: ‚Du Mausediebchen!‘ mit ihrer süßen, kleinen, zärtlichen Stimme. ‚Du Mausediebchen!‘ — Und nun ist sie tot und sagt das nie mehr und sieht mich auch nie wieder an!“

Vom Hof her drangen die langgezogenen Töne eines Leierkastens herein. „Ich bete an die Macht der Liebe,“ sang eine klägliche Stimme den Text des Liedes mit.

Grote drückte die geballten Hände gegen die Stirn:



„Ich bete an die Macht der Liebe!“ Er stöhnte auf wie ein verwundetes Tier. „Da — da liegt mein unschuldiges Kind — zu Tode gemartert!“

Draußen wimmerte der Leierkasten unablässig weiter. Irgend jemand mußte ein Geldstück hinuntergeworfen haben. Zum Dank wurde das ganze Repertoire abgeorgelt.

Endlich verstummte die Musik mit einem nachheulenden Ton.

Grote ließ die Hände sinken. „Ich muß Anordnungen für das Begräbnis treffen, dem Arzt telephonieren,“ sagte er mit erzwungener Fassung.

Etwas schien in diesen Stunden in ihm mitgestorben zu sein. Noch einen Blick warf er auf das blütenweiße Gesichtchen in den Kissen.

Ein herzzerreißendes Lächeln schwebte um die Lippen des toten Kindes wie eine letzte rührende Klage.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Mein lieber Bodo, endlich einmal kommt ein Brief vom Leutnant — ach nein, leider nicht mehr Leutnant, sondern vom Landwirt Jobst Bredau an seinen alten Kameraden. Bodo, Menschenskind, was hat das Schicksal oder richtiger gesagt die eigene Dummheit aus uns gemacht? Du, dem kein Graben zu breit, keine Hecke zu hoch war, der nichts kannte wie Reiten und Sport, liegst immer noch schachmatt und läßt Dich pflegen! Siehst Du, darüber könnte ich flennen wie ein altes Weib. Ich aber, der fidele Jobst, arbeite wie ein Taglöhner. Von früh fünf Uhr an stehe ich in dem braunen, aufgeweichten Acker und sehe den pflügenden Knechten nicht etwa zu, nein, selbst führe ich die Zügel eines Gespanns. Zuerst grinste die Bande immer höhnisch,

wenn ich mich beim scharfen Anziehen der Pferde weit zurückbiegen mußte, um das Gleichgewicht herzustellen. Aber jetzt kann ich's schon wie der erste Vorknecht. Mein Brotherr erspart mir keine Arbeit. Abends komme ich todmüde und wolfshungrig heim, esse und falle dann in einen bleiernen Schlaf, aus dem mich im ersten Morgengrauen das melodische Horn des Nachtwächters weckt.

Die Woche ist 'rum, ich weiß nicht wie. Alltags bin ich nur ein stummer Arbeiter ohne einen anderen Wunsch als den nach Ruhe und Schlaf. Aber Sonntags in der freien Zeit, da kommen oft die Gedanken an früher und wie alles sein könnte, wenn ich nicht solch ein Esel gewesen wäre. Na, hilft nichts — am Ende flickt man's doch noch wieder zurecht. Die Landwirtschaft interessiert mich sehr. Herr v. Vallersdorf ist mit mir zufrieden. Er meint, wenn ich weiter so stramm arbeite, kann ich in ein paar Jahren einen Hof pachten. Nur zu Korn- oder Pferdeverkäufen komme ich nach Dammin. Unser alter Oberst ist sehr brummig. Er hat gar zu viel Pech mit seinen Leutnants, wie er sagt. Du, sein bester Reiter, brichst Dir auf dem grünen Rasen die Rippen, ich mir am grünen Tisch gar das Genick, und Eikstedt sein Herz auf seinem Stallmeisterposten in Werneburg.

Wir zwei, Du und ich, sind ganz a. D., und Eikstedt schießt jetzt Strauße und Antilopen in Afrika. Er hat sich zur Schutztruppe kommandieren lassen. Da dort vorläufig Ruhe herrscht, so versorgt er alle Hüte der Regimentsdamen mit Federn und das Kasino mit Jagdtrophäen. Eigentlich beneide ich ihn.

Mein Schwager Grote gilt für ein besonderes Licht im Generalstab. Daher ist er dem Regiment natürlich auch verloren. Die Ehe mit meiner Schwester geht

wieder besser. Er ist nicht ganz mehr so eingefroren, sondern taut immer mehr auf. Irene benimmt sich seit Maidis Tod wirklich musterhaft. Ihr Haushalt ist hübsch und elegant, obgleich sie sich sehr einschränken müssen. Bubi, der verzogene Strick, hängt ihr immer am Rock. Irene findet das entzückend. ‚Ich hab' bis jetzt noch gar nicht gewußt, wie reizend es ist, Kinder zu haben,‘ behauptete sie neulich.

Von der kleinen Maidi spricht Grote nie. ‚Er wird ihren Tod niemals verwinden,‘ meinte Irene, ‚so wenig wie ich. Alles Glück ist eben Stückwerk, und das Schicksal straft hart für eine Sünde, auch wenn sie längst abgetan, ja wenn man die Anregung dazu gar nicht mehr begreift.‘ Sollte sie eure Courmacherei damit gemeint haben, bester Bodo, so ist das nicht gerade schmeichelhaft für Dich, aber vielleicht freut Dich's doch.

Zieh also auch Du einen dicken Strich unter die leidige Geschichte. Du kannst das mit gutem Gewissen tun. Wir warten alle mit Sehnsucht auf die Nachricht Deiner Verlobung. Bei allem Pech bist Du doch beneidenswert, weil solch famoses Mädel Dich pflegt. Dafür bräche ich mir am Ende auch die Rippen!

Von wem möchtest Du nun noch was hören? Die Nachbarschaft humpelt so weiter, und übers Regiment erhält Dein Intimus Rohr Dich wohl auf dem laufenden? Er bereitet sich jetzt zur Kriegsakademie vor. Da er bei der Erfindung des Pulvers im Nebenzimmer blieb, macht ihm das erhebliche Schwierigkeiten.

In unserem alten, feudalen Machow sitzt der Kommerzienrat Ebert nebst Familie. Überall flammt elektrisches Licht auf und beleuchtet die steifen Lilien- und Tulpenmuster der Möbel und Damasttapeten. Die Automobile tuten. Die Chauffeure bekommen mehr Geld in der Woche, wie ich in Jahren zusammenzu-

kratzen hoffen darf. Lotta lobt aber Eberts sehr. Sie seien ebenso takt- wie rücksichtsvoll gegen sie.

Ja die Lotta! Die sitzt in ihrem Gärtnerhaus, gräbt, jätet und pflanzt in kurzem braunen Lodenrock und weiter blauer Drillichjacke. Zum Totschießen sieht sie aus. Aber alles glückt ihr. Die ganze Kundschaft von Dammin hat sie. Man reißt sich auf dem Markt um ihre Sachen. Und auf den Tischen will jeder nur noch von ihr zurechtgemachte Tafelaufsätze haben.

Zuerst rümpften die Damminer Damen die Nasen über ihr Unternehmen. Aus Neugier nur liefen sie hin, um für ein paar Groschen Blumen zu kaufen und Lotta begaffen zu können. Die blieb aber so kühl, so geschäftsmäßig und undurchdringlich, daß keine mehr eine taktlose Einmischung wagte. Schließlich entscheidet eben immer der Erfolg — und den hat Lotta unbedingt für sich.

Fast jeden freien Sonntag besuche ich sie. Wirklich, es ist ganz lieb und traulich in ihrer Bauernstube mit den blankgescheuerten Tischen und den Fuchsien- und Geranienstöcken vor den Fenstern. Und doch bewundere ich sie, wie sie dies Leben auf die Dauer aushält ohne ihr Reitpferd, ihren Dogcart, ohne jede Zerstreuung. Arbeit, nichts wie Arbeit.

Na, mir geht's ja nicht anders. Aber ich bin ein Mann und habe überdies mein Schicksal selbst verschuldet.

‚Ich habe eben andere Freuden als früher,' meint Lotta ganz lustig, wenn ich sie bedaure. ‚Wie gut man schläft nach solch angestrengtem Tag — wie prächtig das Essen schmeckt! Und dann der Sonntag, das Ausschlafendürfen, das lang ausgedehnte köstliche Bad! Alles das hab' ich früher immer so selbstverständlich hingenommen. Jetzt weiß ich erst, was entbehren und

was genießen heißt. Am schönsten sind aber die Markttage, wenn Klaus da mit dem leeren Eselwagen zurückkommt und so treuherzig seine Hosentaschen ausleert, daß all die Nickel und Markstücke auf dem Tische klirren. Dann wird abgerechnet, und ist der Überschuß gut, schreien wir hurra!'

Von diesem Thema geht's dann mit kühnem Sprung meist direkt nach Afrika — zu Eikstedt. Der schreibt ihr sehr oft. Nicht nur Karten wie an uns, seine alten Kameraden, sondern richtige Tagebücher.

Als ich darüber lachte, denn das war doch wirklich nie Eikstedts starke Seite, da funkelten Lottas schwarze Augen so zornig wie in alter Zeit und sie behauptete, die Tagebücher wären so wunderschön, daß sie jeden Tag gedruckt werden könnten. Ich solle nur mal die Nase hineinstecken. Das tat ich denn auch. Na, von Land, Leuten oder Jagd fand ich nicht sehr viel Neues darin. Aber schließlich gibt's ja auch genug Menschen, die allerhand Verständiges oder auch Blech über unsere afrikanischen Kolonien zusammenorakeln. Aber Eikstedts Tagebücher interessierten mich doch mächtig. Richtige Tropenglut war drin. ‚Warm — wärmer — heiß — sehr heiß!' wie's in dem Kinderspiele heißt. So scheint's auch mit Eikstedt und Lotta zu werden. An seine Prinzeß denkt er sicherlich nicht mehr. Sein Gram über diese Liebesgeschichte kommt ihm lächerlich und kleinlich vor inmitten der unermeßlichen afrikanischen Einsamkeit, deren Einförmigkeit nur die wundervollen Farbenstimmungen beleben. ‚Nachts, wenn ich am Wachtfeuer liege' — so schreibt er — ‚und nur der heisere Schrei des Schakals oder ein monotones Negerlied an mein Ohr dringt, dann sehe ich immer eine Gestalt vor mir: zwei große schwarze Augen, in denen ich einst Liebe gelesen habe, blicken mich zärtlich an,

Diese Augen gehören einem Mädchen, das sich aus einem schweren Schicksal ein neues reiches Leben aufbaut, sich zur reinen Höhe der Erkenntnis durchringt. Lotta, dieses Mädchen liebe ich mit aller Kraft meines Herzens, aller Glut des Begehrens. Willst Du das endlich glauben, wenn ich wieder vor Dich hintrete und noch einmal die Frage stelle, die in diesen einsamen, sehnsuchtsvollen Sternennächten unablässig durch meine Seele zieht?'

‚Na, und was wirst du antworten, du Querkopf? Hast du den armen Jungen lange genug zappeln lassen?' fragte ich gespannt.

Sie legte ihre kleinen, verarbeiteten Hände auf die Brust. ‚Ich werde das wiederholen, was ich in Werneburg zu ihm sagte: Ich habe nie einen anderen geliebt wie dich!'

‚Bravo! Und dann wollt ihr zusammen nach Afrika gehen?'

‚Das weiß ich nicht,' meinte sie unbekümmert. ‚Das ist ja auch ganz gleich. Wo du hingehst, da will auch ich hingehen! heißt es im Trautext. Der ist zwar herzlich abgedroschen, aber haben möcht' ich ihn doch. Übrigens gelten diese hingebenden Worte keinem Gatten, sondern einer Schwiegermutter, was eigentlich das merkwürdigste daran ist. Zum Glück hat Eikstedt keine Mutter mehr, also komme ich nicht in die Verlegenheit, ihr den Spruch aufzusagen.'

Na, da hatte ich denn meine alte Lotta wieder. Die muß immer einen dummen Witz machen, wenn ihr recht weich ums Herz ist.

Daß die Geschichte mit den beiden doch noch in Ordnung kommt, darüber möchte ich einen Luftsprung vor Freude machen, obgleich's mir selbst eigentlich hundsmiserabel ergeht. Das liebe alte Machow für

mich ist futsch! Höchstens meine Kinder, wenn ich mal welche haben sollte, kriegen's wieder. Und das ist wohl noch ein bißchen lange hin! Meine engelsgute Mutter ist tot, den geliebten blauen Rock fressen die Motten im Schrank, und statt Trakehner Vollblutstuten reite ich hier eine Schindmähre, die so aussieht, als ob der Urahne meines Brotherrn in der Schlacht von Mollwitz darauf hinter Friderikus Rex herzottelte und nicht mitkommen konnte.

Empfehlungen an Deine Damen, und vergiß nicht ganz über Schneebergen und Mondschein Deinen mistfahrenden, kornsäenden, haferabwiegenden alten Kameraden Jobst Bredau."

— — — — — — — — — — — — —

„Den Brief hast du jetzt gewiß zum zehnten Male gelesen, Bodo! Ist der denn so interessant?" fragte Frau v. Ramin. Mit zärtlichem, sorgenvollem Blick, in den sich ein wenig Neugier mischte, sah sie ihren Sohn an.

Bodo v. Ramin lag auf seinem Liegestuhl in der offenen, von rotem Weinlaub umhangenen Veranda. Obgleich bereits Mitte Oktober, war es noch sommerlich warm in Clarens. Im Garten blühten die letzten blassen Rosen, und in das Rauschen der Bäume mischte sich erst ganz leise das melancholische Knistern welker, sterbender Blätter.

Marie saß zwischen Mutter und Sohn. Sie trug keine Schwesterntracht mehr, sondern ein glattes weißwollenes Kleid, das sich in weichen Falten um ihre kräftige Gestalt legte. Den Kopf mit dem dunkelblonden Haarknoten hielt sie über eine Arbeit gebeugt. Erst bei Frau v. Ramins Anrede sah sie auf, dem Kranken voll ins Gesicht.

„Ich habe immer nur eine Stelle in dem Brief

gelesen," antwortete Bodo. Die Worte richtete er an seine Mutter, aber seine Augen begegneten Maries Blicken. „Nur eine Stelle. Aber die kann ich nicht oft genug lesen. Der Brief ist von Jobst Bredau. Er schreibt, daß seine Schwester Irene wieder mit ihrem Mann zusammenlebt."

„Gott sei Dank!" Frau v. Ramin schlug in ihrer lebhaften Art ihre Hände zusammen. „Lies uns das doch vor, Bodo!"

Er tat es.

Frau v. Ramin war etwas enttäuscht. „Das klingt ein bißchen trübselig. Aber mit der Zeit werden die zwei doch noch glücklich werden. Was meinst du, Marie?"

„Glücklich?" Ein ernstes Lächeln lag um Maries Mund. „Ich denke oft, wir sind gar nicht da, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu erfüllen. Und gesegnet sind wir, wenn wir wissen, wo die liegt."

Frau v. Ramin stand auf. Sie merkte, daß es besser sei, das junge Paar in dieser Stunde allein zu lassen.

Bodo blieb lange still. Seine Augen schweiften über den schimmernden Genfer See, dessen Wellen sanft gegen die Ufer fluteten. Eine Möwe mit silbernen Flügeln flog darüber hin. Abendnebel umwehten wie weiche Schleier die Savoyer Alpen. Ein Boot mit einem grauen Segel glitt langsam übers Wasser.

Lange Monate hatte der Kranke in der dumpfen Schwüle des Zimmers liegen müssen, ohne alle diese Herrlichkeiten der Natur zu genießen. Jetzt endlich durfte er die Schönheit bewundern. „Marie!" Er streckte dem jungen Mädchen seine abgemagerte Hand hin. „Du weißt, was diese Nachricht für mich bedeutet?"

„Ja, Bodo."

„Und du willst mich armen Kranken wirklich neh-

men? — Marie, du bist jung, gesund und schön! Du verdienst ein anderes Schicksal."

Sie legte sanft die Hand auf seine Stirn. „Ich will nur dich!"

Eine Zeitlang schwieg er. „Manchmal träume ich, ich wäre gesund und säße wieder auf meinem Pferd," sagte er endlich. „Marie, wie schön hätte unser Leben sein können!"

„Daran darf man nicht denken, sonst leidet man dreifach: die Qual der Gegenwart, die bittere Erinnerung an die Vergangenheit und die Sorge vor der Zukunft. Wir wollen lieber jede bessere Stunde dankbar genießen."

„Ob ich nicht doch noch einmal gesund werden kann? Wenigstens so gesund, um etwas leisten zu können? — Marie, dies tatenlose Nichtstun, zu dem ich verurteilt bin, das ist das schlimmste!"

Wie ihr seine Worte ins Herz schnitten! Wie oft würde sie solche Klagen und Fragen noch mit barmherzigen Lügen beschwichtigen müssen? Denn ihr, der Pflegerin, hatten die Ärzte die Wahrheit gesagt. Vollkommen gesund wurde er nie wieder. Nur wenn er ein Treibhausleben führte, von sorgsamster Pflege umgeben, konnte sich der Zustand erträglich gestalten. Das war alles. Doch sie wollte das gerne auf sich nehmen.

Sie drängte die Tränen, die heiß emporstiegen, mutig zurück. „Gewiß wirst du noch manches leisten können, Bodo," antwortete sie mit sanfter Sicherheit, die nie ihren beruhigenden, aufrichtenden Eindruck verfehlte.

„Ich? Ich kann ja nichts mehr, als mich von meiner gütigen Mutter und meiner holden Marie pflegen lassen," seufzte er.

Sie zog seinen Kopf an ihre Brust und küßte seine

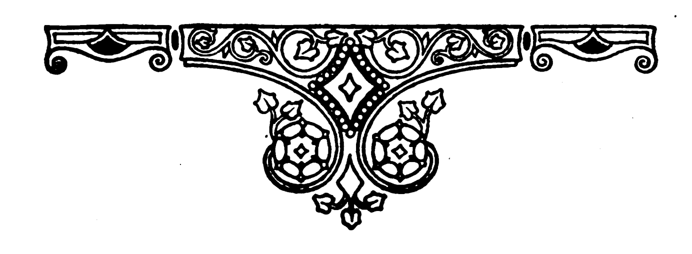
Augen. „Wir leben doch zusammen, Liebster! Ich lebe für dich, lebe du für mich! Willst du?“

Er sah sie an, und von der grenzenlosen Aufopferung und Hingabe dieses großen, reinen Frauenherzens ging eine glückverheißende Ahnung durch seine Seele.

Um den Genfer See leuchtete das Abendrot. Wie ein großes, strahlendes Meer der Unendlichkeit floß alles zusammen. Die Wellen schluchzten leise am Uferrand. Das Wasser sah rosig aus. Die goldene Abendsonne lag auf ihm wie ein Glückstraum.

Hand in Hand sahen beide in das langsam verglühende Licht hinein.

Ende.





Der teure Professor.

Humoreske von Heinrich Lee.

Mit Bildern
von E. Buffetti.

Nu, Doktorleben, wie steht's?" sagte Frau Rosalie Wasservogel, indem sie die Tür zu dem Krankenzimmer hinter sich zuzog und mit ihrem Begleiter auf den Flur trat, mit besorgter Miene und blickte ihm voll ängstlicher Spannung in das faltige, durch zwei Brillengläser halb verdeckte Gesicht.

Doktor Rosenzweig war ein Sechziger. Andere Ärzte werden nach fünfundzwanzigjähriger Praxis Sanitätsrat. Rosenzweig aber hatte sich öffentlich in politischen Versammlungen „mißliebig" gemacht, darum war er zur Strafe gemeiner Doktor geblieben.

Auf Frau Rosalies Frage blieb er am Absatz der Treppe stehen, stieß seinen schweren schwarzen Fischbeinstock auf den Boden und sagte: „Wir müssen ihn operieren lassen."

„Operieren?" wiederholte Frau Rosalie mit Entsetzen. Kaum, daß sie noch so viel Besinnung bewahrte, ihre Stimme zu dämpfen, damit der Kranke, ihr geliebter Gatte, drinnen in der Stube nichts von diesem Gespräch hörte.

„Was schreien Sie da?" schalt und tröstete sie zugleich der alte ärztliche Hausfreund. „Die Operation wird nicht gefährlich sein, und mit Gottes Hilfe wird

Ihr Mann dann wieder ganz gesund werden. Die Hauptsache ist, daß die Operation so bald wie möglich, jedenfalls noch in den nächsten acht Tagen, vorgenom-



men wird. Es kann sie kein anderer machen als der Professor Krosinsky."

„Krosinsky?" stöhnte Frau Rosalie noch immer fassungslos, denn sie sah bei dem Worte „Operation" einen grausamen Mann mit einem blitzenden Messer

vor sich, unter dem das Blut — das Blut ihres armen Moritz — wie Wasser dahinfloß.

„Das ist der berühmte Chirurg in Berlin,“ erklärte Doktor Rosenzweig. „Einen Transport nach Berlin verträgt Ihr Mann jetzt bei seinem Zustand nicht. Es bleibt nichts übrig — wir müssen Krosinsky kommen lassen. Wenn Sie wollen, schreib' ich an ihn.“

„Dann muß ich mit meinem Mann erst darüber reden.“

„Natürlich! Ich hab' mir gedacht, 's ist besser, Sie selber sagen's ihm, als daß ich's ihm sage. Ich weiß doch, wie Sie mit ihm reden können. Hätt' ich's ihm gesagt, er hätt' nur 'nen Schreck davon gekriegt.“

„Gott soll schützen!“ seufzte Frau Rosalie, drückte dem alten, bewährten Hausarzt die Hand und kehrte schweren Herzens, aber doch durch die erneuten Versicherungen des Doktors, daß die Operation wirklich ganz ungefährlich sei und eine völlige Genesung des teuren Kranken zur Folge haben werde, ein wenig erleichtert zu diesem wieder in die Stube zurück.

Herr Moritz Wasservogel, in Firma Markus Wasservogel, Lederausschnitt, lag im Bett, neben dem der Nachttisch mit den Medizinflaschen stand, und sah bereits mit Ungeduld dem Wiedererscheinen seiner Gattin entgegen.

„Also, was hat er noch mit dir gered't? — Er hat doch noch mit dir gered't!“ rief er der Eintretenden entgegen.

Frau Rosalies Antlitz strahlte. „Ganz gesund wirst du wieder werden. Schon in einer Woche wirst du wieder ganz gesund sein — unberufen und Gott sei Dank!“

Mißtrauisch heftete Herr Moritz Wasservogel seine Augen auf seine Ehehälfte. „Er hat noch was gered't!“

„Kleinigkeit! Einen Doktor, einen Professor,

sollen wir aus Berlin kommen lassen. Eine kleine Operation soll er an dir machen."

„Operation? — Wie heißt?" Herr Wasservogel bäumte sich in seinem Bett wie eine Boa auf.

Aber liebevoll zwang ihn Frau Rosalie in die wohltätigen Kissen zurück. „Moritzleben, wenn ich selber keine Angst habe — brauchst du dann Angst zu haben? Bist du mein Gold, bist du mein alles auf der Welt, oder bist du's nicht? — Also, die Sache wird ganz ungefährlich, es wird dir nichts wehtun dabei, und hundert Jahr' wirst du alt werden. — Nicht wahr, Rosenzweig soll gleich an den Professor schreiben, daß er kommen soll?"

„Und die Kosten?" schrie Moritzleben außer sich.

„Wieso — Kosten?"

„Weißt du, was so ein Professor aus Berlin nimmt? Weißt du, was Siegfried Brasch, der doch nach Berlin gezogen ist, dafür bezahlt hat, daß er in Berlin in der Klinik gelegen hat, bloß ein paar Tage, und daß ihm ein Professor den Blinddarm 'rausgenommen hat? Mendel Krotoschiner, der ihn in Berlin gesprochen hat, hat mir's erzählt. Tausend Mark hat die Geschichte gekostet! Jetzt denk' dir, was so ein Mann verlangen wird, wenn man ihn noch die weite Reise machen läßt. Bin ich Bleichröder, bin ich Rothschild, bin ich der Baron Cohn? Wo kein Mensch mehr Leder kauft, wo jeder Schuster heutzutag die Schuhe aus der Fabrik bezieht?!"

Frau Rosalie traten die Tränen in die Augen. „Aber Moritzleben! Wo es sich doch um deine Gesundheit handelt? Was tun wir mit dem Geld, wenn du, mein Gold, nicht gesund bist? Was tu' ich auf der Welt, wenn ich dich nicht mehr habe, mein Leben — Gott behüte!"

„Schön!“ schrie Herr Wasservogel erbost. „Soll Rosenzweig erst an den Professor schreiben, was er nimmt, wenn er herkommt und macht die Operation. Ich geb' dir mein Wort, eher lass' ich mich auf nichts ein — so wahr du leben und gesund sein sollst!“

Noch an demselben Tage schrieb Doktor Rosenzweig, nachdem Frau Rosalie in ihrer neuen Herzensangst wieder zu ihm geeilt war, an den berühmten Geheimen Medizinalrat Professor Doktor Krosinsky, Spezialist für Leber- und Gallenkrankheiten, in der Angelegenheit seines Patienten nach Berlin, und prompt mit wendender Post traf zwei Tage später die Antwort des großen Mannes ein. Das Honorar, das er für die Reise und die Operation verlangte, betrug dreitausend Mark. —

„Also — ich denk' nicht dran,“ sagte Herr Wasservogel mit bewundernswerter Ruhe, als ihm diese Summe genannt wurde.

„Und wenn du stirbst, was mach' ich?“ schrie Frau Rosalie in Verzweiflung auf und rang die Hände.

In Herrn Wasservogels Antlitz malte sich ein schwerer Kampf. Das Leben hatte noch Reize genug für ihn. Da war Frau Rosalies unvergleichliche Kreppelsuppe, da waren ihre berühmten Gänsegriewen, da waren die überzogenen Mazzoth zu Ostern, mit denen sie jede Konkurrenz aus dem Felde schlug. Auch mit den geschäftlichen Aussichten stand es nicht so schlimm, es gab noch Schuhmacher genug, die Leder brauchten. Schließlich stand dem leidenden Mann noch eine hohe Ehre in Aussicht. In der Gemeinde herrschte zu seinen Gunsten eine Strömung, die erkennen ließ, daß er bei den nächsten Wahlen in das Repräsentantenkollegium berufen werden würde — alles Dinge, die einem das Leben gewiß noch begehrenswert erscheinen lassen mußten.

Und doch — das Resultat des Kampfes, den dieser Mann jetzt mit sich ausfocht, war, daß er nun mit der kalten Gelassenheit des Philosophen sagte: „Wenigstens hat man dann die dreitausend Mark erspart.“

Es nützte nichts, daß Frau Rosalie ihre heißesten Tränen fließen ließ. Wasservogel blieb unerbittlich. Lieber sollten sie ihn in dem schlichten schwarzen Kasten nach dem „guten Ort“ hinaustragen, als daß er diesem Manne in Berlin für eine kaum eintägige Bemühung dreitausend Mark in den Rachen warf.

„Red nicht mehr, Rosalie! Es bleibt dabei, er wird nicht operieren!“ rief er seiner bemitleidenswerten Gattin erbarmungslos zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend dieses Tages war Frau Rosalie zu einem Entschluß gelangt.

Den Hut auf dem Kopf, zum Ausgehen angekleidet, trat sie zu dem Kranken ins Zimmer.

„Wenn du was brauchst, mein Gold,“ sagte sie, „dann klingle. Dann wird Sophie aus der Küche kommen. In einer halben Stunde bin ich wieder da.“

„Wo gehst du hin?“ fragte Moritz.

„Zu Seegall.“

„Was machst du bei Seegall? Hast du eine Gans gekauft?“

Seegall war der Kantor der jüdischen Gemeinde. Als solcher schlachtete er nach frommem Brauch in einem engen, finsteren, muffigen, holprig gepflasterten Hofe, der an seine Wohnung stieß, kleinere Tiere für diejenigen seiner Glaubensgenossen ab, denen noch die Gewohnheiten der Väter heilig waren. Es war gerade Gänsezeit, und wenn Wasservogel an seinen Abschied von den irdischen Dingen dachte und eine Art Wehmut sich dabei seiner bemächtigte, so wurde diese besonders

durch einen gewissen Duft hervorgerufen, der ihm vorstellungsweise in die Nase stieg — den Duft von kleinen Stückchen gerösteter fetter, mit Salz bestreuter Gänse-



haut, den schon erwähnten „Griewen", worin Frau Rosalie eine solche Meisterin war.

Aber diesmal handelte es sich für Frau Rosalie bei Seegall um ganz etwas anderes als um eine Gans. Was nämlich im grauen Altertume an Weisheit König

Salomo bedeutete, das bedeutete in Marotschin, dem Ort der hier von uns geschilderten Begebenheiten, der Kantor Seegall. Wer in schwierigen Angelegenheiten einen Rat bedurfte, der ging zum Kantor Seegall, und jedesmal kehrte er beruhigt und getröstet von diesem wunderbaren Manne zurück.

So war es denn also auch der Kantor Seegall, bei dem auch Frau Rosalie in dem vorliegenden schweren Falle ihr Heil versuchen wollte.

„Wir haben doch erst vorige Woche eine Gans gehabt," erwiderte deshalb die schmerzlich geprüfte Frau. „Was werd' ich eine Gans jetzt kaufen, wo Rosenzweig dir alles Schwere verboten hat! Um einen Rat will ich Seegall fragen gehen — wegen dem Professor in Berlin."

Auch bei Wasservogel stand Seegall wegen seiner Klugheit in beträchtlicher Achtung. Diesmal aber versetzte ihn der Gedanke seiner Gattin in Unwillen und Ungeduld.

„Was soll dir Seegall helfen können? Wenn ich dir doch sage, daß ich die dreitausend Mark nicht bezahle? Den zehnten Teil will ich meinetwegen bezahlen. Will er's, dieser Mann in Berlin, für dreihundert machen — schön, soll er kommen. Dreihundert ist auch schon mehr als zuviel, aber ich will's geben deinethalben, damit ich Ruh vor dir habe. Was aber kann Seegall dazu tun? Kann er sich hinstellen mit dem Manne und handeln mit ihm? Dazu müßt' er doch erst nach Berlin reisen, und dazu geb' ich kein Geld. Es ist schade um die Schuhsohlen, die du zerreißt, wenn du zu ihm hingehst."

Aber Seegall war nun einmal für Frau Rosalie die letzte Hoffnung. Und was kam es ihr auf die Schuhsohlen an? Leder war Gott sei Dank genug im Hause.

— — — — — — — — — — — — — —

Kantor Seegall hatte, als Frau Rosalie sich bei ihm einfand, eben in dem häßlichen Hofe wieder eine Gans abgeschlachtet, und das polnische Dienstmädchen, das ihm in einem großen Marktkorbe das arme Opfer zugeführt hatte, ging wohlgemut, den blutigen Leichnam unter dem Deckel, nun wieder davon.

In seinem unscheinbaren Studierzimmer, wo der vielbegehrte Mann seine Klientin empfing, brannte bereits die bescheidene Petroleumlampe auf dem Tisch, denn er war schon wieder in einer anderen Ausübung seines Berufs begriffen — der zwölfjährige, älteste Sohn vom Pferdehändler Ismar Buttermilch saß mit am Tisch, vor sich den Pentateuch in der ehrwürdigen Ursprache, aus der ihn sein Lehrer, der die junge Menschenblüte auf die Konfirmation vorbereitete, ins Deutsche übersetzen ließ.

Kantor Seegall war ein Mann, dessen äußere Erscheinung in umgekehrtem Verhältnis zu seinem Rufe stand. Er war von kleiner, dürftiger Gestalt, die fast bis zu den Füßen ein wohl ehemals schwarz gewesener, jetzt ins Grüne schillernder Rock umhüllte. Auf dem silbrigen Haar trug er ein Käppchen, dessen Urmaterie schwarzer Samt schien, und silbern war auch der lange Bart, der ihm von dem milden, klugen Gesicht herabhing, das mit keinem Zuge verriet, welchem blutigen Handwerk sein Besitzer im Nebenamt mitunter nachging.

„Guten Abend, Frau Wasservogel — nu, was bringen Se?“ erwiderte er den Gruß der Eintretenden. — „Buttermilch, hör auf!“ wandte er sich seinem Schüler zu, der ruhig mit lauter Stimme aus dem heiligen Buche weiterlas.

„Herr Seegall, ich muß mit Ihnen reden,“ sagte Frau Rosalie verzweifelt.

„Buttermilch, geh in den Hof! Laß dir von meiner Frau den Besen geben. Kehr die Federn dort zusammen. Wenn ich dich rufe, kommste wieder.“



Der junge Buttermilch ging. Er ging nicht ungern, denn der Pentateuch ist keine leichte Sache.

„Nehmen Sie Platz, Frau Wasservogel,“ sagte Kantor Seegall — „erzählen Se!“

Und Frau Rosalie erzählte. Sie entlud ihr ganzes

schwerbeladenes Herz und verschwieg nichts — auch nicht den Umstand, daß Moritz sich schließlich doch bereit finden lassen würde, sich der Operation zu unterziehen, vorausgesetzt, daß der Berliner Professor sich dafür mit dreihundert Mark begnügte, wozu doch aber — und das war ja der Grund ihrer großen Verzweiflung — nicht die geringste Hoffnung vorlag, da er doch das Zehnfache gefordert hatte. Wer also konnte ihr aus ihrer schrecklichen Sorge, daß sie nicht Witwe würde, helfen? Niemand — wenn es nicht Seegall war. Deshalb war sie zu ihm hergekommen.

„Lassen Sie mich nachdenken, Frau Wasservogel," sagte Kantor Seegall.

Das an ihn gerichtete Anliegen überraschte ihn nicht. Er war es ja gewöhnt, daß man sich in solchen Fällen an ihn wandte. Je schwieriger der Fall war, um so mehr befriedigte er ihn. Er brauchte auch niemals lange nachzudenken. Wo hochgelehrte, mit hohen Titeln und Würden ausgezeichnete Männer vergeblich sich den Kopf zerbrochen hätten, fand er vermöge seines, wenn auch in ein so unscheinbares Gefäß gebannten Genies oft schon in wenigen Minuten eine Lösung, deren Genialität eben gerade in ihrer Leichtigkeit und Einfachheit bestand. Kein Zweifel, wäre der Eintritt in die diplomatische Laufbahn nicht von so vielen Voraussetzungen abhängig, denen Kantor Seegall leider nicht Genüge leisten konnte, er wäre kein geringerer Künstler in diesem Fach geworden als Benjamin Disraeli Graf von Beaconsfield, mit dessen Stammbaum er ja auch verwandt war. Die rechte Hand auf dem Rücken, mit der linken sich den Bart streichend, so wandelte er jetzt, den Blick auf den Boden geheftet, im Zimmer auf und ab.

Frau Rosalie wagte kaum zu atmen, nur ihre

Augen folgten der kleinen Gestalt und hingen an dem bärtigen Gesicht mit der Inbrunst flehender Erwartung.

Kantor Seegall blieb jetzt vor ihr stehen. Wieder strich er sich den Bart. „Dreihundert Mark geben will Ihr Mann?“

„Mehr keinen Pfennig, Herr Seegall.“

„Doktor Rosenzweig soll also dem Professor schreiben, daß er sofort kommen soll.“

„Aber wo er doch dreitausend fordert?“

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Dreihundert wird Ihr Mann bezahlen — keinen Pfennig mehr, und der Professor wird zufrieden sein. Sie müssen mir bloß noch sagen, wann der Professor ankommt auf dem Bahnhof.“

Beinahe wäre Frau Rosalie dem alten Manne mit einem Aufschrei der Freude um den Hals gefallen. „Aber, Herr Seegall, wie wollen Sie das nur machen?“ rief sie.

„Das werden Se hören später. Und sorgen Sie, daß Doktor Rosenzweig in dem Briefe nicht den Namen von Ihrem Manne nennt. Noch besser, Sie lassen den Rosenzweig überhaupt aus dem Spiel, Sie sagen ihm überhaupt nichts von der Sache, Sie lassen mich die ganze Sache allein machen. Ich werd' freilich ein paar Auslagen haben, Frau Wasservogel —“

„Hundert Mark, Herr Seegall, sollen Sie extra von mir haben, wenn der Professor die Operation macht.“

„Hundert Mark, Frau Wasservogel! Es ist ein Wort! Und jetzt sagen Sie mir, wie der Professor heißt, damit ich an ihn telegraphieren kann.“

Auf einem Zettel in ihrem Geldtäschchen verwahrte Frau Rosalie den Namen des großen Mannes samt allen seinen hohen Titeln. Sie holte ihn zitternd vor Freude hervor.

Seegall versprach ihr Nachricht zu geben, für wann der Professor seine Ankunft anzeigen würde, damit ihr Mann sich für die Operation bereit halte, und empfahl ihr nochmals, Rosenzweig von dem ganzen Vorgange einstweilen nichts zu verraten. Sollte für die Operation sein Beistand nötig werden, so würde später noch Zeit genug dazu vorhanden sein.

Frohe Hoffnungen im Herzen, die aber schließlich wieder von bösen Zweifeln abgelöst wurden, lenkte Frau Rosalie ihre Schritte wieder nach Hause an das Bett des ihrer Rückkunft schon mit Ungeduld entgegenharrenden geliebten Kranken.

* * *

Durch die nur mit so spärlichen landschaftlichen Reizen begabte Gegend in der Provinz Posen zwischen Marotschin und Rogasen rollte friedlich der Zug der diese beiden menschlichen Ansiedlungen verbindenden Sekundärbahn. Wenn man von einer gewissen Entfernung aus seiner Fortbewegung zusah, so konnte man des Glaubens werden, daß eine solche überhaupt nicht stattfand, und doch galt auch von dieser Bahn das Wort des Galilei: „Und sie bewegt sich doch!“ Wollte man von Berlin nach Marotschin gelangen, so mußte man erst mit dem Schnellzug nach Posen fahren. Von Posen führte nach einem mehrstündigen Aufenthalte der Bummelzug nach Rogasen, wo man abermals längere Zeit im Stationsgebäude zu verweilen hatte, falls man es nicht vorzog, die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein zu nehmen. Dann erst konnte man hoffen, in einem Wagen, der von einem gewissen historischen Interesse war, weil er seiner ganzen Bauart nach offenbar der allerersten Periode des Eisenbahnwesens entstammte, nach Marotschin be-

fördert zu werden. Kurz, obwohl die Provinz Posen zu den Nachbarprovinzen von Berlin gehört, so gelangt man doch fast rascher von Berlin nach Paris als nach der in dieser Provinz gelegenen Stadt Marotschin, ganz abgesehen von den sonstigen verschiedenen Eigentümlichkeiten dieser beiden Strecken.

So gab es zwischen Rogasen und Marotschin nicht einmal einen Wagen erster Klasse, und mit unwilliger Miene mußte Professor Krosinsky in einem Wagen zweiter, noch dazu einem Wagen mit den bereits erwähnten leidigen geschichtlichen Erinnerungen, Platz nehmen. Ein Glück, daß er noch der einzige Passagier in dem seiner Persönlichkeit so wenig zukommenden Vehikel war, denn fast alle anderen Fahrgäste fuhren vierter. Während der Zug in Seelenruhe an den herbstlichen Stoppelfeldern und Kartoffeläckern vorüberrollte, machte sich der große Mann bittere Vorwürfe. Hätte er gewußt, was das für eine Reise war, er hätte tausend Mark mehr verlangt. Vielleicht war der Patient, zu dem er gerufen wurde, ein reicher Mann. Dann hätte er überhaupt von vornherein gleich mehr verlangen sollen. Man war eben noch immer nicht Geschäftsmann genug.

Wenn wir sagen, daß der große Mann in seinem Abteil allein saß, so ist das mit einem kleinen Vorbehalt aufzufassen. Denn als ein König in seinem Fach reiste er auch mit einem dementsprechenden Gefolge — einem Assistenten, einer Schwester vom Roten Kreuz und einem Wärter, der auch den großen Kasten mit den Instrumenten unter seiner Obhut hatte. Professor Krosinsky liebte es nicht, sich auf Reisen von fremden Kollegen assistieren zu lassen, er brachte sich immer sein eigenes Personal mit.

Um drei Uhr dreiundfünfzig traf der Zug in Ma-

rotschin ein, gegen sechs Uhr ging ein Zug nach Posen zurück. Innerhalb dieser Zeit konnte nach dem Bericht des Marotschiner Arztes die Operation beendet sein. Wenigstens würde man dann in Posen, wo es ganz passable Hotels geben sollte, übernachten können.

— — — — — — — — — — — — — —

Während der Zug sich seinem Ziele allmählich näherte, stand in Marotschin auf dem Bahnhof bereits jemand, der auf ihn wartete. Das war Kantor Seegall. Er hatte seinen besten schwarzen Rock an, schwarze Handschuhe und einen Zylinder, der aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals gleichfalls schwarz gewesen war, nun aber einen kupferigen Schimmer ausstrahlte. Kantor Seegall war der einzige Mensch auf dem Bahnsteig, und er machte mit den schwarzen Handschuhen und seiner Kopfbedeckung einen ernsten, ja fast feierlich düsteren Eindruck. Hinter dem Stationsgebäude hielt der Hotelomnibus der „Goldenen Krone“ mit seinem bekannten alten Schimmel, der mit eingeknickten Vorderbeinen und gesenktem Kopf dastand, manchmal mit den Augenlidern blinzelte und gegen eine Fliege die Ohren bewegte — alles wie im Schlaf. Auch der Kutscher auf dem Bock schlief. Unter zwanzig Malen fuhr dieser Wagen neunzehnmal vergeblich zur Bahn, im günstigen Falle war seine Beute ein Geschäftsreisender. Für den jetzt eintreffenden Zug aber hatte Kantor Seegall dem Kronenwirt bestimmt einen Gast versprochen, hatte also dafür Sorge getragen, daß der Wagen diesmal vor dem Bahnhof nicht etwa fehlte.

Die rote Mütze des Stationsvorstehers tauchte auf dem Bahnsteig auf, der Beamte wechselte mit Kantor Seegall einen Gruß, der dicke Funk — ganz Marotschin kannte den Mann bei Namen — schloß vor dem Wartenden das Gitter auf, knipste ihm die Bahnsteigkarte,

ein dumpfes Rollen ließ sich aus der Ferne vernehmen, Marotschin hatte wieder einmal sein großes nachmittägliches Ereignis — der Zug aus Posen lief ein.

Vier Personen stiegen aus, und auf den vornehmsten der Herren trat Kantor Seegall, den Hut in der Hand, zu.

„Hab' ich die Ehre mit Herrn Professor Krosinsky?“ sagte er.

„Das ist mein Name.“

„Kantor Seegall! Es tut mir leid, ich bin beauftragt, Herrn Professor mitzuteilen, daß Sie sich umsonst herbemüht haben.“

„Wieso?“ fragte der große Mann erstaunt.*)

„Der Patient, wegen dem der Doktor Rosenzweig an Herrn Professor geschrieben hat, ist vor einer Stunde gestorben. Der Schlag hat ihn gerührt.“

„Da soll doch —“ wollte der Herr Professor schimpfen, aber er besann sich. Was? Gestorben war der Mensch? Der Schlag hatte ihn gerührt? Und dieser Mensch hatte damit nicht ein paar Stunden warten können — wenigstens so lange, bis er hätte operiert werden können? Eine solche Rücksichtslosigkeit von einem Patienten war dem Herrn Professor in seiner langen Praxis denn doch noch nicht vorgekommen. Umsonst hatte er also diese ganze lange Reise gemacht, denn das Honorar, die dreitausend Mark, konnte er nun natürlich gleichfalls in den Schornstein schreiben.

„Was die Reisespesen betrifft,“ fuhr Kantor Seegall fort, „so wird der Herr Professor die natürlich vergütet erhalten. Außerdem könnt' ich dem Herrn Professor noch einen Vorschlag machen.“

„Was für einen Vorschlag?“ knirschte ingrimmig der berühmte Arzt.

---

*) Siehe das Titelbild.



„Es ist ein Mann in unserer Stadt, der ganz dasselbe Leiden hat wie der selig Gestorbene. Nur — er ist leider sehr arm. Er hat ein kleines Ledergeschäft. Wo der Herr Professor schon hier sind und seine Instrumente mit haben — vielleicht, daß der Herr Professor ein Erbarmen haben und dem Manne helfen werden. Dreihundert Mark will er dem Herrn Professor dafür bezahlen, wenn der Herr Professor erlauben, daß darin die Reisespesen mit verrechnet werden. Wenn der Herr Professor wollen, können Sie gleich einsteigen in den Wagen von der ‚Goldenen Krone' und nach der Operation dort noch Kaffee trinken. Der Herr Professor müssen sich aber gleich entscheiden, weil ich nämlich keine Zeit hab'."

Dreihundert für dreitausend! Es war ein Schundpreis, es war einfach eine Unverschämtheit! Aber sollte es von dem großen Krosinsky heißen, daß er nur den reichen Leuten half, die armen aber ruhig vor seinen Augen sterben ließ? Und außerdem — wie sollte er sich in diesem elenden Nest bis zur Rückfahrt sonst die Zeit vertreiben?

„Wo ist der Wagen?" fragte Professor Krosinsky, seinen Zorn hinunterwürgend.

„Wollen der Herr Professor mir nur folgen!"

* * *

Vierzehn Tage später, an einem Sonnabend, wo er ohnehin sein Geschäft geschlossen hielt, ging Herr Moritz Wasservogel zum ersten Male wieder aus. Er sah noch ziemlich blaß aus, was kein Wunder war. Die Operation war aber glänzend gelungen, und Doktor Rosenzweig hatte seine völlige Genesung in sichere Aussicht gestellt.

Arm in Arm ging an der Seite des Geheilten glückstrahlend seine treue, liebende Gattin Frau Rosalie.

Ganz Marotschin lief zusammen und gratulierte dem

Paar — nicht nur, weil Wasservogel nun Gott sei Dank wieder gesund geworden, sondern auch, weil er auf so billige Weise dazu gekommen war. Selbst Doktor Rosenzweig



freute sich — er sogar ganz besonders. Die Berliner mochten ja kluge Leute sein — klüger waren aber die Marotschiner, denn sie besaßen einen Mann wie Seegall!

Wenn einer unserer Leser jemals seinen Rat bedürfen sollte — seine Adresse lautet: Kantor Seegall, Marotschin bei Rogasen, Provinz Posen.



Kneipen in aller Welt.

Von Alex. Cormans.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Es ist ein bekanntes Wort, daß man ein Volk bei der Arbeit aufsuchen und belauschen müsse, um seinen Charakter kennen zu lernen; aber mit demselben Recht läßt sich behaupten, daß man die typischen Eigenschaften einer Bevölkerung nirgends besser studieren kann als an den Stätten, die der Erholung und Auffrischung nach getaner Arbeit dienen sollen, in den Kneipen. Die großen Restaurants, in denen die höheren Schichten der Gesellschaft diesem Bedürfnis Genüge tun, bieten ja überall ungefähr das gleiche Bild, und man würde in ihnen herzlich wenig Gelegenheit finden, interessante Studien über charakteristische Rasseverschiedenheiten zu machen; in den Wein- oder Bierwirtschaften aber, in den Kaffeeschenken oder Teestuben, die von den mittleren und unteren Ständen bevorzugt werden, gibt es für den aufmerksamen Zuschauer Beobachtungsmaterial in Hülle und Fülle.

Man braucht nicht in weite Fernen zu schweifen, um den Beweis dafür zu erhalten, ein wie rasches und zutreffendes Urteil über die Besonderheiten eines Volkes oder Volksstammes sich aus dem Gebaren der Besucher solcher Erfrischungsstätten gewinnen läßt. Wer zum Beispiel Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen zwischen dem Publikum eines populären Berliner Bierlokals und dem des Münchener Augustinerkellers,

dem werden alle Verschiedenheiten zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen viel schneller offenbar geworden sein, als es auf irgend einem anderen Wege hätte geschehen können. Und wer sich in einer volkstümlichen Weinstube des Rheinlandes an die Ein-



In einem italienischen Gartenlokal.

drücke erinnert, die er etwa in einer Danziger oder Königsberger Kneipe gewonnen, dem ist sicherlich zugleich eine richtige Vorstellung von der grundverschiedenen Eigenart der im Westen und der im Osten des deutschen Vaterlandes seßhaften Volksstämme aufgegangen.

Noch eindringlicher und augenfälliger natürlich

machen sich für den Reisenden die nationalen Charaktereigentümlichkeiten bemerkbar, wenn er sich derartiger „Lokalstudien“ im Auslande befleißigt. Der erfahrene Tourist, dem es um eine wirkliche Bereicherung seiner



Vor einer rumänischen Kneipe.

Welt- und Menschenkenntnisse zu tun ist, weiß das auch sehr gut, und er wird darum niemals versäumen, solche von den Einheimischen bevorzugte Kneipen aufzusuchen.

Welchem Italienreisenden zum Beispiel müßte man es erst noch sagen, daß er das italienische Volk nur dann richtig kennen lernen und beurteilen kann, wenn er es des öfteren im Gastzimmer oder im Garten einer

nur für anspruchslose Besucher eingerichteten Osteria beobachtet hat, wo der feurige heimatliche Wein die Zungen löst, wo Makkaroni und Spaghetti als erlesene kulinarische Genüsse die behaglichste Gemütsstimmung hervorrufen, und wo Saitenspiel oder Gesang als unentbehrliche Würze der Unterhaltung der leicht erregten südländischen Phantasie Schwingen verleihen.

Von der ebenso geräuschvollen als harmlosen Fröh-



Ein Restaurant in Cetinje.

lichkeit, die sich unter dem lachenden italienischen Himmel allabendlich an ungezählten Erfrischungsstätten entfaltet, ist in den meisten anderen Ländern des süd-

lichen und des südöstlichen Europa herzlich wenig zu verspüren. Nicht einmal in dem recht lebensfreudigen und leichtherzigen Bukarest, der rumänischen Hauptstadt, die von ihren Bewohnern so gern das „Paris



Vor einem Café in Athen.

des Orients“ genannt wird. Der Fremde kann dieser kühnen Parallele höchstens insofern zustimmen, als das gesellschaftliche Leben der „oberen Zehntausend“ und ihre Art sich zu amüsieren in der Tat etwas pariserisch anmuten mögen. An Vergnügungslokalen, Kaffeehäusern, Cafés chantants und ähnlichen Quellen oberflächlichsten Genusses ist auch durchaus kein Mangel, aber der rumänische Arbeiter und wer sich sonst zum

eigentlichen Volk rechnet, erweist sich in seinen Vergnügungen meist viel ruhiger und genügsamer als der Pariser oder gar der Südfranzose. Die vor einer einfachen Bukarester Kneipe aufgenommene Arbeitergruppe auf unserem Bilde ist in ihrer gelassenen Haltung und ihrer wenig redseligen Stillvergnügtheit durchaus typisch.

Noch ernsthafter und würdevoller pflegt es in der



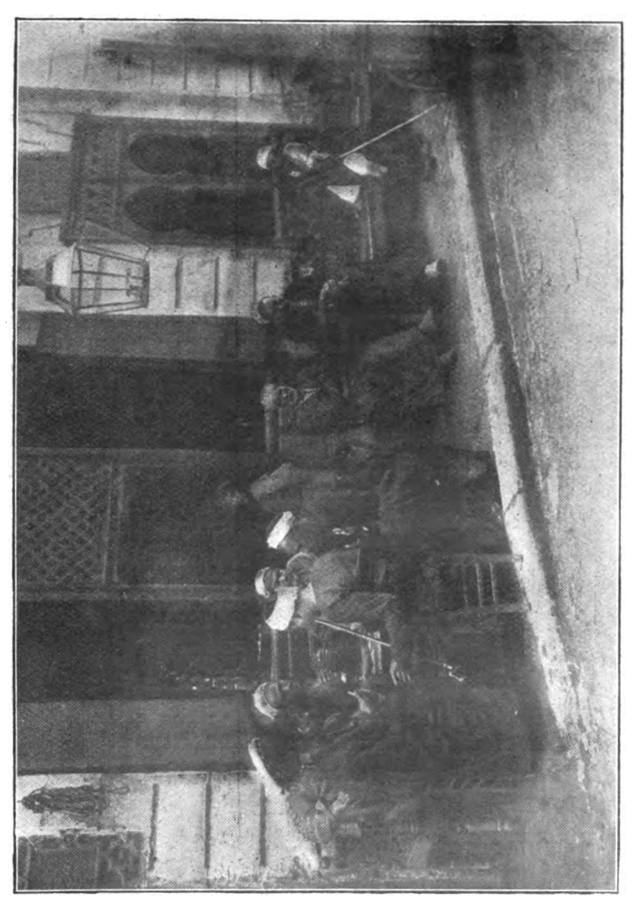
Ein türkisches Restaurant.

Kapitale von Europas jüngstem Königreich in und vor den hinlänglich zahlreichen Kaffeehäusern und Restaurationen Cetinjes zuzugehen. Der Montenegriner verbringt seine meist sehr reichlich bemessenen Muße-

stunden sehr gerne in angenehmer Gesellschaft an derartigen Stätten, da seine Arbeitsamkeit um ein beträchtliches geringer ist als seine vielgerühmten kriegerischen Tugenden, aber über die Maßen gesprächig ist er nicht, und die Geselligkeit der Kneipe trägt vielfach noch denselben mehr dörflichen als kleinstädtischen Charakter, den das kleine Cetinje auch als Residenz eines richtigen Königs noch immer nicht ganz hat abstreifen können.

Mannigfaltiger und interessanter sind die Bilder, die man bei einem Streifzuge durch die bescheideneren Cafés und Wirtschaften des modernen Athen in sich aufnehmen kann. Auch dort ist man im allgemeinen wenig geneigt, das Leben vorwiegend von seiner ernsten Seite zu nehmen, und versteht die Kunst, sich zu amüsieren, sogar besser als in mancher nordischen Großstadt. Aber ähnlich wie in Bukarest gilt das auch in Athen vorwiegend für die besser situierten Kreise der Bevölkerung, zumal es an einer breiteren Arbeiterschicht beinahe ganz mangelt. Eine nennenswerte Industrie ist ja nicht vorhanden, und der Hauptsitz des griechischen Handels ist nicht Athen, sondern der benachbarte Piräus. In den engen und winkligen Gassen der Altstadt, die sich nördlich von dem hochragenden Felsen der marmorschimmernden Akropolis ausdehnt, gibt es nur Kneipen der niedrigsten Art; in der vornehmen Neustadt mit ihren breiten, regelmäßigen, wenn auch ungepflasterten Straßen wimmelt es von Kaffeehäusern, in denen sich der kleine Mittelstand mit Offizieren und anderen Angehörigen der sogenannten besseren Stände friedlich zusammenfindet. Daß man die Rast im Kaffeehaus gleich dem Leutnant auf unserem Bilde dazu benützt, von einem dienstbaren Geist auch seinen äußeren Menschen mit Bürste und Stiefelwichse auffrischen zu lassen, ist etwas ebenso Natürliches und

Häufiges wie die Gewohnheit, alle seine geschäftlichen Besprechungen und Abmachungen hier zu erledigen.



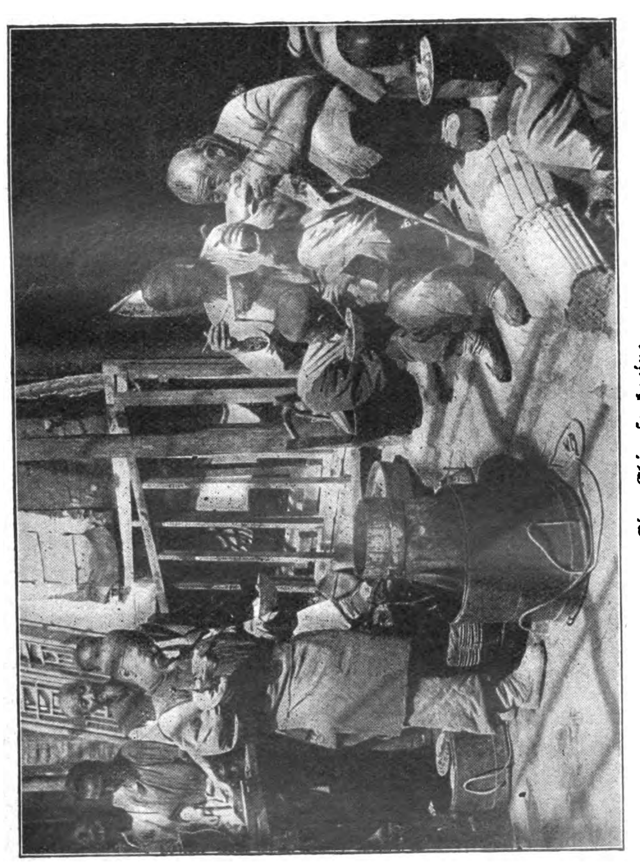
Ein Café in Kairo.

Eine ganz neue Welt tut sich vor dem Reisenden auf, der mit dem Betreten des Bodens von Kon-

stantinopel die Schwelle des Orients überschreitet, und die anfänglich schier betäubende Buntheit dieser fremdartigen Welt läßt sich nirgends mit mehr Muße und Gründlichkeit studieren als in den meist sehr primitiven und nichts weniger als sauberen Volksrestaurants des alten Stambul. Da ja der Koran dem Rechtgläubigen den Genuß geistiger Getränke verbietet, sind es meist Kaffeeschenken, in denen Arbeiter, Lastträger, Kleinhandwerker und Hausierer Erholung und Aussprache mit ihresgleichen suchen. Die dazu verabreichten Speisen sind von der einfachsten Art, und alles wird in der Regel stehend eingenommen. Daß von der Gemütlichkeit und dem Behagen deutschen oder italienischen Kneipenlebens dabei keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Dergleichen aber würde auch dem Charakter des geistig meist recht tief stehenden Konstantinopeler Arbeiters sehr wenig entsprechen, und nach dem Besuche einiger dieser, gewöhnlich unter freiem Himmel etablierten Volkskaffeehäuser versteht man ohne weiteres alle die Bestialitäten und Greuel, die noch jedesmal zu verzeichnen waren, wenn die untersten Schichten der Konstantinopeler Bevölkerung bei aufständischen Bewegungen oder bei Ausbrüchen religiösen Hasses in Aktion traten.

Könnte man sich hier versucht fühlen, zu einem sehr ungünstigen Urteil über die Bekenner des Islams zu gelangen, so findet man nirgends bessere Gelegenheit, die sympathischen Seiten des höher kultivierten Mohammedaners kennen zu lernen, als in einem der meist recht stilvoll ausgestatteten Kaffeehäuser, die allen Besuchern Kairos wohlbekannt sind. So bunt gemischt auch im Straßenleben die aus Fellachen, Kopten, Türken, Arabern und mehr als fünfundzwanzigtausend Fremden zusammengesetzte Bevölkerung von Afrikas volkreichster Stadt erscheint, in ihren Lebensgewohn-

heiten und in ihrer Geselligkeit bleiben doch alle diese Elemente streng voneinander getrennt, und das Stamm-



Eine Chinesenkneipe.

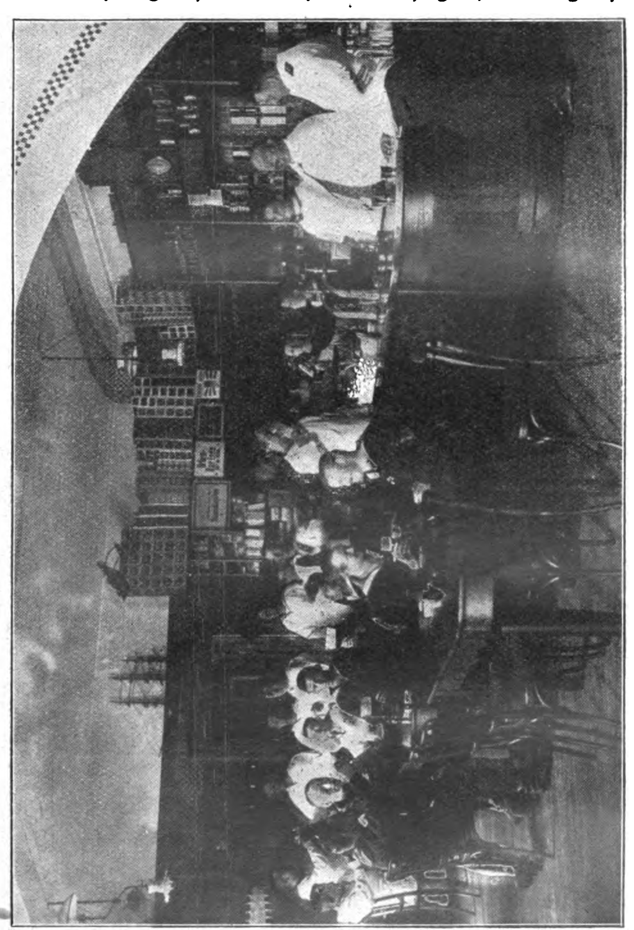
publikum eines türkischen Cafés von der Art des auf unserem Bilde dargestellten wird sicherlich jeden andersgläubigen Besucher als unberufenen Eindringling mit keineswegs wohlwollenden Empfindungen betrachten.

Äußerlich aber wird dies Mißvergnügen gewiß weder durch Blicke noch durch Worte in die Erscheinung treten, und man wird auf nichts anderes stoßen als auf ruhig-vornehme Höflichkeit. Würde, Gemessenheit und unerschütterliche Selbstbeherrschung geben auch dem Verkehr dieser beturbanten Kaffeehausgäste untereinander sein augenfälliges Gepräge, und Streitigkeiten oder unziemlich laute Worte scheinen einfach zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

Gewaltig, wie die Entfernung zwischen Ägyptens Hauptstadt und dem „himmlischen Reiche", ist auch der Kontrast zwischen jener Erholungsstätte ernster, schweigsamer Männer und der schmutzigen Chinesenkneipe auf unserer nächsten Abbildung. Beim Anblick dieses „Restaurants" und seiner unerfreulich anmutenden Gäste muß man unwillkürlich an alle die schauerlichen Geschichten erinnert werden, die man in den Berichten forschungsmutiger Reisender über die Geheimnisse der chinesischen Küche gelesen hat, und wenn die Leckerbissen, die hier serviert werden, auch vielleicht nicht durchweg aus Hunden, Ratten, Regenwürmern, Seetang und faulen Eiern bestehen mögen, wie sie angeblich zu den Lieblingsspeisen der Zopfträger aus den unteren Ständen gehören sollen, so möchten wir doch den Kulturmenschen sehen, der von den hier bereiteten und dargebotenen Gerichten einen Bissen über die Lippen brächte.

Auch in unserem deutschen Vaterlande ist ja die für das Volk berechnete Kneipe gewiß nicht überall ein idealer Aufenthaltsort. Ich erinnere mich aus einer um kaum drei Jahrzehnte zurückliegenden Zeit noch recht deutlich einiger fast ausschließlich von Matrosen aufgesuchten Branntweinschenken im Hamburger Hafenviertel, die man nur mit Grausen betreten und nur mit

einem Gefühl namenloser Erleichterung verlassen konnte. Ob es ihresgleichen dort heute noch gibt, vermag ich



Eine deutsche Matrosenkneipe.

nicht zu sagen, möchte es aber sehr stark bezweifeln. Sicher ist jedenfalls, daß auch für so wenig anspruchs-

volle Gäste, wie es die an enge und dumpfige Unterkunftsräume ja hinlänglich gewöhnten Matrosen der

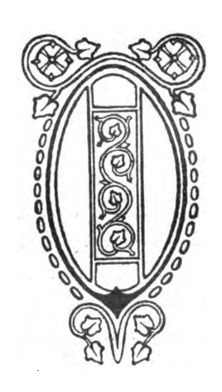


Ein österreichisches Dachgartenrestaurant.

Handels- und Kriegsmarine im allgemeinen zu sein pflegen, in den großen deutschen Hafenstädten heute

Erfrischungsstätten bereit sind, die in bezug auf Sauberkeit, Komfort und anheimelndes Behagen auch verwöhnten Besuchern vollauf genügen könnten.

Bis zu luftigen und aussichtsreichen Dachgartenrestaurants für das Volk haben wir es freilich noch nicht gebracht. Aber es ist wohl auch nicht sehr wahrscheinlich, daß sich dieselben jemals besondere Beliebtheit erringen würden. Unsere Aufnahme einer solchen neuartigen Erfrischungsstätte hoch in den Lüften zeigt ja augenfällig, daß sie mehr für Damen und Kinder berechnet sind, für ein Publikum also, dem für den besonderen Reiz der richtigen „Kneipenatmosphäre“ naturgemäß das Verständnis abgeht.





Der Tod von Möön.

Novelle von F. C. Oberg.

Im Grunde kam ich durch einen Zufall — um bei diesem Ausdruck, der ja für so manches gut sein muß, zu bleiben — dazu, die seltsamsten Dinge meines Lebens zu erleben. Sie sind so befremdlich und so eigentümlich, daß ich sie wiedererzählen will. Wie gesagt: durch einen Zufall, eigentlich durch eine Reihe von plumpen Widerwärtigkeiten, kam ich nach Möön.

Und das ging so zu.

Als junger Mensch war ich auf einer fast anderthalbjährigen Weltreise in Ostasien gewesen, um allerlei Schweres, das mir körperlich und seelisch zugesetzt hatte, zu verwinden, und ich hatte endlich meine Heimkehr auf Weihnachten festgesetzt. Durch eine Quarantäne in Südfrankreich erlitten wir aber eine fatale Verzögerung, und als ich endlich am 27. Dezember Hamburg erreichte, fand ich zu allem übrigen auch noch von den Verwandten, die mich erwarteten, die Nachricht vor, daß sie mich wegen der Erkrankung zweier Kinder an Scharlach nicht aufnehmen könnten. Es tat ihnen aber wohl arg leid, mich in mein eigenes verwaistes Elternhaus mit seinen stummen und leeren Räumen einziehen zu lassen, sie hatten sich daher mit Freunden verständigt und übermittelten mir in diesem Absagebrief zugleich die Einladung eines Gutsnachbarn. Und da es keinen Grund gab, diese mir vom Freiherrn

v. Randerup auf Möön so liebenswürdig gebotene Gastfreundschaft abzulehnen, so benachrichtigte ich meinen unbekannten Gastfreund von meiner Ankunft.

Es kam ein Telegramm zurück, das mich willkommen hieß und mir versprach, ein Wagen werde mich an der Station erwarten.

Dezember an der Ostsee — das war etwas ganz Neues für mich, der ich zwei Jahre ohne Winter gelebt hatte.

Als der Wagen mit mir in den Dezembertag hinausfuhr, empfand ich den Reiz des eigentümlichen Landes merkwürdig lebendig. Die Luft war weich und schien von Schnee zu träumen, große Wolken fuhren schwer befrachtet am Himmel.

Es war eine ganz kahle, flache Gegend. Die Erde schien wie ein großer Teller, über den sich eine wunderlich niedrig gewölbte Himmelsglocke stülpte. Und dabei war dennoch nichts Banales in dieser Landschaft. Nein, beinahe feierlich wirkte diese übermäßige Einfachheit, und etwas wie eine Vorahnung des Meeres empfing mich, lange bevor wir dem Strande nahe kamen. Die einförmigen Flächen, die ineinander rinnenden Felder, in weiter Ferne ein Waldmassiv, das sich langsam verschob, der große trübe Himmel und im ganzen Bilde nur die wenigen und so in endlose Längen gezogenen Linien — das alles war im Grunde von herber Schönheit und Seltsamkeit. Alte Wikinger- und Normannensagen schossen mir durch den Sinn.

War jetzt nicht die Zeit der „zwölf Nächte"? Sie waren eine Zeit, in der sich Geheimnisvolles begab, in der der niedergerückte Himmel in einer Weise mit der Erde in Beziehung stand, die sich nicht enträtseln und nicht bezeichnen ließ, in der sich Geschehnisse vollzogen, die kein Verstand begriff.

So war ich ins Träumen geraten. Ich schrak förmlich auf, als ich plötzlich bemerkte, daß wir einem großen Kastell nahe waren.

War das etwa Möön?

Es bot den seltsamsten Anblick, der sich denken läßt. Das Land war flach, kahl, waldlos, nur der Deich hob sich ein wenig empor und versperrte den Ausblick auf das Meer. Es sah, um bei dem vorherigen Vergleich zu bleiben, so aus, als wenn der Teller einen Rand bekommen hätte. Aber mitten vor den Blick gestellt, hoch, riesenhaft, in mächtigen Proportionen, stand ein großes Kastell nahe dem Deich, also im vollen Angesicht der See.

Während ich noch den Eindruck des eigentümlichen Baus auf mich wirken ließ, begann der Kutscher, mir Erklärungen zu geben. Ja, es war Schloß Möön, was wir vor uns hatten; es lag ganz vereinzelt, selbst die Wirtschaftsgebäude waren so weit abgerückt, daß man sie jetzt noch gar nicht sehen konnte. Dorf Möön lag noch entfernter, mehr landein — an klaren Tagen sei der Kirchturm sichtbar. Da drüben die paar Häuser, die sich gegen den Himmel abzeichneten, das seien die Fischerhäuser von Neufähr, wo die Rettungsstation sei.

Ich war nur halb Ohr für die Redseligkeit des Kutschers, denn gar zu eigenartig erschien mir das Haus, das mich gastlich aufnehmen sollte.

Alle Schlösser, die ich kannte, lagen in irgend einem Park, in einer Landschaft, die heitere Wälder und fröhliche oder verträumte Weiher aufwies, die Berge oder Flüsse belebten — dies hier war etwas völlig Abweichendes. Nackt, riesengroß über das flache, kahle Land ragend, voll einer wunderlichen Wucht, streng und steinern, so erschien mir das Schloß von Möön — balladenhaft, ein Traum, eine Sage eher als eine

Wirklichkeit! Und doch so ganz wirklich in eben diesem Lande. Hier, unter dem geheimnisvollen Himmel, vor der Unermeßlichkeit der offenen See, hier paßte nur etwas so ganz Grandioses, hier konnte, durfte man nur bauen in einer Art, als ob felstürmende Zyklopen am Werk gewesen seien.

Heldeneinsamkeit, Titanenverlassenheit schien diesen Gigantenbau zu umgeben.

Da machte der Fahrweg eine Schleife, so daß wir mit einem Male den vollen Blick auf die der See zugewandte Front des Schlosses hatten — und in diesem Augenblick war mir das größte Erstaunen vorbehalten. An der Frontseite befand sich ein Portalvorbau, dessen in gedrungener Wuchtigkeit gehaltene Anlage auf zwei Türme hinauslief, Türme, denen eine ganz herrliche architektonische Wirkung zugedacht war: eine prachtvolle Tendenz des Emporstrebens, großzügig gehalten, von wenigen und sorgfältigen Profilen, und zum Schluß ein schlankſäuliges Gesimse, das eine flache Kuppel trug. So sollten sie das flache, wuchtig hingeschichtete Massiv krönen, es sollte etwas in ihnen sein, das die Schwere in Leichtigkeit auflöste, etwas sollten sie an sich haben wie von Helden und Überwindern, von Siegern — ja, so *sollte* es sein.

Aber so *war* es nicht!

Das unsagbar Schlagende des Anblicks war eben, daß von diesen zwei Türmen — nur der eine stand! Der zweite fehlte! Und das Verwunderliche war, daß man die Anlage, so wie sie gedacht war, unmittelbar empfand und zugleich ihre jetzige Gestaltung mit nur einem Turm auf sich wirken fühlte wie eine schreckliche Entstellung. Es bestand eine furchtbare Dissonanz, wo alles auf einen herrlichen Ausklang angelegt war. Dieser eine Turm hatte etwas bitter Vereinsamtes,

wirkte wie eine Stein gewordene Klage, der ganze Bau sah verstümmelt aus, sein Anblick tat weh wie der in ein grausam verwundetes Antlitz.

Noch ganz benommen von der Stärke dieser eigentümlichen Eindrücke war ich, da hielt der Wagen.

Ein weites Portal, dann eine dämmerige Halle, weitläufig und ungeheuerlich, von der zu zwei Seiten große Stiegen ausgingen. Das alles blieb mir flüchtig und schattenhaft, denn eine hochgewachsene Männergestalt war auf mich zugetreten, und eine sonore Stimme sprach Worte des Willkommens.

Ich stand vor Cäsar v. Randerup, meinem Gastfreund, dem Herrn von Möön.

Zu der hochaufgerichteten, sehnig-kraftvollen Gestalt berührte das weiße Haar von Kopf und Bart seltsam und machte den Freiherrn zu einem Mann, dessen Alter sich schlecht schätzen ließ. Auffällig rassig war dieser Kopf! In der ausdrucksvoll modellierten Stirn sprangen die Augenbrauenbogen vor und erhielten durch starke, ebenfalls weiße Brauen noch mehr Nachdruck. Da zudem diese Brauen in bemerkenswertem Abstand voneinander ansetzten, so bekam die Stirn, unter der die Augen tief im Schatten lagen, etwas Freies, Lichtes, einen Ausdruck, der dem ganzen Kopf etwas unendlich Vornehmes gab. Die Augen selbst waren hell, von jenem beinahe transparenten Blau, das sein Licht sozusagen von innen zu nehmen scheint. Nase, Mund und Kinnpartie in diesem Männergesicht waren gut geformt und von jener charakteristischen Durcharbeitung, die die edelste Schönheit des Alters ist. Eigentlich konnte der Ausdruck dieser Züge wohl etwas Gebietendes haben, wenn nicht zuweilen ein sonderbares Lächeln gewesen wäre — ein Lächeln voller Güte und Verzeihen, so wie einsame Menschen

es haben, die lernten, eines verschwiegenen Leides mit einem Lächeln zu gedenken.

Odin — schoß es mir durch den Sinn. Odin, der in den zwölf heiligen Nächten als Gast auf der Erde weilte.

Das Dunkel des frühen Dezemberabends kroch schon durch all die Räume, die so auffällig weitläufig waren, und wenn auch überall Licht gemacht und große Kaminfeuer angezündet waren, so erschien es mir doch, als könnten Licht und Wärme die Winkel dieser großräumigen Zimmer nicht erreichen. Mir war, als erfülle sie ein geheimnisvolles Weben und Leben, als warte etwas Wunderbares in diesen weiten Winkeln, als gehe der Zauber der zwölf Nächte in ihnen um.

Eine große, schlanke Frau trat uns in einem der Zimmer entgegen.

Der Freiherr stellte vor: „Meine Enkeltochter Helge!"

Ich verbesserte den Gedanken: Frigga, die Herrin des Frühlings, die Botin des Lieblichen in der Zeit der finsteren zwölf Nächte. Ja, so kam sie daher, diese schöne helle Helge v. Randerup. Es bestand eine große Familienähnlichkeit zwischen ihr und dem Großvater, auch in ihrer Stirn, über der helles Haar lag, so blaßgolden wie die Lenzsonne, wohnte das Freie und Lichte, das die Gesichter so vornehm machte, auch ihre hellen und von klarer Bläue gleichsam von innen durchleuchteten Augen waren beschattet und hatten den Blick voll unbeschreiblicher Milde. Helge v. Randerup mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt sein; sie hatte etwas Frauliches und Gütiges in ihrem Wesen und war doch zugleich herb wie ein Kind. Es war die Art von Mädchen, die ohne ihresgleichen einsam aufwachsen und Weib werden, ohne ganz aufzuhören, Kind zu sein.

„Ich weiß, daß junge Füße nicht gern zu viele

Stunden nach der Reise unter dem Tisch stecken, und ich will Ihnen, mein junger Freund, herzlich gern bis zum Abendessen Urlaub geben, falls Sie Lust zu einer kleinen Wanderung im Freien haben. Auf dem Deich ist's frisch und schön, und verlaufen können Sie sich dort nicht. Sehenswürdigkeiten haben wir hier auf Möön zwar keine, außer der einen, die meines Erachtens allerdings alle anderen aufwiegt: die See," sagte Freiherr v. Randerup nach der Teestunde zu mir, und dankend nahm ich diese Erlaubnis an.

Ein weicher Dezemberabend war's.

Die See, die nächtig und dunkel mit dem Himmel verschmolz, klatschte mit leichten, weichen Wellen auf den Strand wie mit Händen, die ein Kind im Einschlafen liebkosen. Auf dem festen und doch elastischen Boden des Deichs wanderte sich's wundervoll, und da meine Gedanken, ganz erfüllt von den Anregungen, die ihnen durch die heutigen Eindrücke geworden waren, gute Wandergesellen abgaben, so lief ich selbstvergessen immer tiefer in die Nacht hinaus. Endlich erinnerte ich mich der Umkehr, und als ich nun scharf spähend in die Richtung blickte, aus der ich gekommen war, erschrak ich beinahe über die große Entfernung, die ich unbewußt zurückgelegt hatte. Dort in der Ferne sah ich ein paar ganz schwache Lichtpunkte — das mußten die Fenster von Möön sein.

Ich hatte mich nicht geirrt. Während ich mit langausholenden Schritten zurückging, wurden die Lichtscheine deutlicher und immer bestimmter, und endlich löste sich auch die Silhouette des Schloßmassivs nahe und dunkel von dem fernen, schwach und unbestimmt erhellten Himmel ab.

Jetzt kam eine Biegung des Deichs, und ich hatte den Blick auf die Front des Gebäudes frei.

Da — ein jähes, entsetztes Erstaunen fesselte mir den Fuß, ließ mir den Atem stocken. Ich sah — ja, ich sah es wirklich: das Schloß von Möön stand vor mir mit zwei Türmen! In jeder Linie klar umrissen hoben sie sich ab, diese zwei Türme, und durch sie war der ganze Bau verändert, er war stolz, freudig, sieghaft, so wie er sein sollte, so wie er gedacht und gewollt worden war! Vergessen war der Eindruck von Entstellung, von Vernachlässigung und Verstümmlung. Diese zwei schlanken Türme, die dicht nebeneinander emporragten, machten alles zu einem Bilde des herrlichsten Ausklangs!

Es war schön, obwohl schaurig; es war erhebend, obwohl grauenvoll.

Mir ging das Herz wie im Fieber. Ich stand still in der weichen Kühle des Winterabends und hatte doch das Gefühl, mitten in einem elektrischen Strom zu stehen, der mir heiß und prickelnd und aufreizend durch alle Glieder ging. Ich war nichts als Auge, und doch empörte mein Verstand sich gegen das, was dieser Sinn mir vermittelte.

Da wurde eines der bisher dunklen Fenster erleuchtet. Das mußte meinen Blick für einen Augenblick abgezogen haben. Als ich ihn dann wieder hob, um die Doppeltürme zu betrachten, da überlief mich ein neuer Schlag. Die Erscheinung war aufgehoben. Ich sah nur einen Turm, ich sah das Bild des Schlosses, wie ich es kannte, jenes Bild trauriger Versäumnis, bitterer Disharmonie. Der eine, einsame Turm, starr und ohne Freudigkeit aufgerichtet, stand wie eine zu Stein gewordene Klage.

Ich fühlte mich bis ins Innerste durchfroren. Nur mein Kopf war heiß und wirr. War es ein gespenstisches Gesicht, das ich gehabt? Wie kam meine Phan-

tasie dazu, mich etwas sehen zu lassen, was nicht vorhanden war?

Oder —?

Und nun lief ich vorwärts, als jage man mich, als sei ein Verfolger mir auf der Spur, als gäbe es etwas, das lautlos auf den mächtigen Rossen des Dunkels hinter mir her hetzte und mir meinen eigenen Verstand abjagen wollte.

Erst als die Helle des Zimmers mich umgab, fiel alles von mir ab. Mir war, als erwache ich. Als hätte ich einen Traum, der mich umfangen bei dem ersten Schritt in dies Haus und der sich zuletzt draußen zu einer wirren, ängstigenden Vision gesteigert, endlich abgeschüttelt.

Eine ältere Dame, eine Baronin von der Hees, war jetzt da, und noch ein Gast, der mir als Doktor Wangel vorgestellt wurde. Diese beiden Menschen waren von großer Gemütlichkeit, und so mochte ihr Vorhandensein dazu beitragen, daß mir alles jetzt so vereinfacht und vermenschlicht vorkam, daß eine geradezu befreiende Banalität in Menschen und Dinge gekommen schien. Doktor Wangel war ein beleibter, gesprächiger und zu allen Schnurren aufgelegter Herr. Er sprach viel und gut, er hatte die Eigenschaft, alle Leute, mit denen er sprach, ebenfalls unterhaltsam erscheinen zu lassen.

So verging der Abend schnell und angeregt. Ich war, als der Arzt aufbrach, verwundert, wie nur die Zeit so schnell hatte hingehen können, und natürlich nahm ich es dem alten Freiherrn ab, seinem Gaste das Geleite zu geben.

Mit einer Behendigkeit, die bei der Beleibtheit seiner Figur zugleich komisch und erstaunlich war, kletterte der Arzt auf sein altmodisches Landwägelchen

hinauf und reichte mir zum Abschied die Hand von der Höhe seines hochräderigen Gefährts.

„Gute Nacht — schlafen Sie wohl in dieser Ihrer ersten Nacht auf Möön! Und geben Sie fein acht, was Ihnen träumt!“ sagte er. Dann bog er sich noch tiefer herab zu mir und sah mir mit dem pfiffigen und neckenden Blick, der seinen blanken Augen eigen sein konnte, ins Gesicht. „Man sagt ja, daß jeder, der in den zwölf Nächten zum ersten Male auf Möön schläft, Ursula Mul im Traume sieht!“

„Ursula Mul?“ fragte ich verständnislos.

Jetzt war die Reihe, zu erstaunen, an dem Arzt. „Ja — wissen Sie denn nicht?“ Er brach ab und schüttelte den Kopf. Er sah plötzlich ganz ernsthaft aus. Er musterte mich prüfend. „Haben Sie wirklich noch nichts von der Geschichte gehört, vom ‚Tod von Möön‘ meine ich?“

„Vom ‚Tod von Möön‘?“ wiederholte ich auch diesmal erstaunt.

Der Arzt machte eine schnelle Bewegung mit der Hand, als wolle er etwas verscheuchen. „Lassen wir's für heute,“ sagte er dann schnell. „Aber tun Sie mir den Gefallen, nicht danach zu fragen. Kommen Sie bald einmal zu mir, dann will ich Ihnen alles erzählen. Und nun nochmals gute Nacht!“

Sein flinkes kleines Pferd zog auch schon an, und Mann und Wagen waren in der Dunkelheit davon, ehe ich noch etwas hatte erwidern können.

Geträumt habe ich in dieser Nacht nicht. Aber auch wenig geschlafen. Die See war unruhig geworden. Welle auf Welle klatschte donnernd auf den Strand. Das waren keine linden, kosenden Hände mehr, dies waren wilde, begehrliche Raubtierpranken, die gierig und unersättlich gegen das Land tatzten, als

wollten sie nicht Ruhe geben, bis sie erreicht hatten, wonach sie verlangten.

Die beiden merkwürdigen Namen, die der Doktor genannt hatte, drängten sich immer wieder in meine Gedanken, und phantastische Grübeleien knüpften sich an sie. Was war das: der Tod von Möön? Wer war Ursula Mul?

Und während draußen in der Nacht die Brandung rastlos ihre großen Rhythmen wiederholte, war mir's, als gewännen diese allmählich die Gestalt und den Klang dieser zwei Namen. „Ursula Mul — Tod von Möön — Ursula Mul — Tod von Möön!" so brauste es da draußen, dunkel und geheimnisvoll, und rastlos, rastlos. —

Am nächsten Tage wollte ich erfahren, wie der Zusammenhang zwischen diesen zwei Namen sei, von denen mir die Wellen in der Nacht ein Lied gesungen hatten. Ich benützte also meinen Vormittagsausritt dazu, meinen Besuch bei Doktor Wangel zu machen.

„So prompt holt sich nicht einmal ein Kranker seine Medizin wie Sie sich Ihre Geschichte!" empfing der Doktor mich neckend.

Dann mußte ich in seinem Arbeitszimmer in einem Sessel Platz nehmen, während er bei dem, was er mir nun erzählte, fast immer auf und ab ging. Nur mitunter blieb er vor mir stehen und sah mir in die Augen.

„Sehen Sie," fing er an, indem er sich vor mich hinstellte und mich musterte, ähnlich, wie er es gestern abend getan, „wenn Sie noch nichts von dem wissen, was man sich von Möön erzählt, dann ist es besser, Sie hören die Geschichte zusammenhängend und von jemand, der kein überzeugter ‚Spökenkieker' ist — so nennt man nämlich auf plattdeutsch die Leute, die an

Spuk glauben und Geister sehen. — Na, so viel wissen Sie ja selbst: jedes alte Geschlecht auf altem Sitz hat natürlich seine ‚weiße Frau‘ oder sein ‚schwarzes Roß‘ oder irgend sonst einen Hausspuk, wie er nun einmal zur Feudalität gehört. Aber mit dem ‚Tod von Möön‘ ist es eigentlich doch keine leere Phantasterei, wenn auch natürlich das Tatsächliche ins Phantastische umgedeutet wird. Zum größten Teil ist alles eine recht wahrhafte Geschichte, die sich wohl erzählen läßt. — Nun aber zur Sache. Ihnen, wie jedem, der Möön sieht, wird es aufgefallen sein, daß der Bau einfach verstümmelt und zerrüttet wirkt, weil der zweite Turm fehlt — nicht wahr?"

Ich nickte eifrig. Eine Gespanntheit war in mir, die den Bericht mit keiner Silbe aufzuhalten wünschte.

„Also," fuhr Doktor Wangel fort. „Das war nicht immer so. Sondern damals — es mögen wohl gut anderthalb Jahrhunderte her sein, als dieser Portalvorbau angelegt wurde — da hat man ihn fertig und schön und herrlich zu Ende geführt, mit zwei stolzen Türmen. Und aus einem besonderen Anlaß heraus geschah dies. Dem damaligen Herrn von Möön, einem Herrn Ruthart v. Randerup, waren nämlich nach längerer, kinderloser Ehe Zwillinge geboren worden. Die Freude darüber war schier unermeßlich, und an dem Tauftage der beiden Söhne wurde der Grundstein zu dem doppeltürmigen Vorbau gelegt. Nun, die Zwillingstürme wuchsen dann schneller als die Zwillingskinder. Als die beiden kleinen Buben — Hans und Herbert haben sie geheißen — noch kaum die ersten Gehversuche machten, da standen die beiden Türme schon fix und fertig da. Hochgereckt und freudig, und wohl auch ein bißchen stolz und hochfahrend, so recht gemacht für ein Wahrzeichen des Glücks, das sie ja

auch waren. Ruthart v. Randerup ließ in jedem der Türme eine Glocke anbringen, sorgfältig abgestimmt, die eine hell und die andere dunkel. Wenn morgens die Sonne aus der weiten Ostsee heraufkam und die Tagesfackel vor Möön aufrichtete, und wenn sie abends hinter die flachen Wiesen am Deich hinabstieg und ihren Königspurpur über den ganzen Westhimmel nachschleppte — dann wurden die Glocken von Möön zu einem kurzen frommen Gebet geläutet, und wunderbar sollen die beiden Glocken zusammengeklungen haben.

Und als nun Hans und Herbert größer wurden, da stellte sich etwas Merkwürdiges heraus, was von allen Leuten als eine Art seltsamen, übernatürlichen Zusammenhangs angesehen wurde.

Die beiden Kinder waren sich vom ersten Tage an völlig gleich gewesen, und das veränderte sich nicht, wie die Entwicklung auch fortschritt. Sie wuchsen beide gleich schnell, beide hatten dieselben ranken Knabengestalten und die federnden Bewegungen, beide die schmalen Randerupschen Gesichter mit den lichten Stirnen und den leuchtenden Augen. Sie waren sich so ähnlich wie nur möglich, aber das merkwürdige war, daß sich ein ziemlich großer Temperamentsunterschied mehr und mehr fühlbar machte. Hans war ein heller Sinn eigen, der dem Leben entgegenlachte wie das Leben ihm, der dem Wind zujauchzte, woher er auch blies, ein sonniger, hell und froh gestimmter Mensch. Herbert aber war anders geartet; einen grüblerischen Einschlag hatte sein Wesen, einen Hang zu Reflexion und Träumerei. Er dachte langsamer, er fühlte tiefer als der flinkere Bruder. Hans war leicht reizbar, aber auch leicht versöhnlich; Herbert hatte mehr anfängliche Geduld, aber einmal verletzt, wurde ihm das Verzeihen

schwer. Er war von beiden das schwerere Blut, der tiefer gestimmte Klang. Und darin eben lag das Sonderbare, das man als eine übernatürliche Übereinstimmung ansah: die beiden Zwillingsmenschen waren also ganz wie die Zwillingsglocken geworden. Hell und dunkel, hoch und tief gegeneinander abgestimmt. Und daß sich die beiden Brüder trotz des Temperamentsunterschiedes so liebten, daß eine unverbrüchliche Zuneigung sie von früh bis spät an jedem Tag alles gemeinsam tun, überall zusammen sein ließ, war das nicht ebenfalls eine Übereinstimmung zwischen den Menschen und den Glocken, die doch auch gerade in ihrer Verschiedenheit einen so vollkommenen Einklang ergaben?

Die Zeit ging, und Hans und Herbert hörten auf, Kinder zu sein. Sie waren ein paar schlanke Jünglinge geworden, immer noch einander vollkommen gleich, immer noch einander in brüderlicher Freundschaft und Liebe zugetan. Sie waren körperlich, geistig, seelisch von einer ungewöhnlichen Schönheit. In irgend einem der Berichte, die es natürlich im Archiv von Möön in genügender Zahl gibt, ist der Ausdruck gebraucht: sie waren schön wie die Augen eines Gottes — und ich meine, dieser Vergleich hat wohl in seiner Einfachheit etwas sehr Bezeichnendes.

Hans und Herbert standen — der Familientradition gemäß — als Offiziere in dem vornehmsten Regiment der freien Hansestadt Lübeck. Zur damaligen Zeit war der Bürgermeister von Lübeck der Doktor Genesius Mul, und dieser hatte eine einzige Tochter von ganz hervorragender Schönheit. So ungewöhnlich reich sollen ihre Reize gewesen sein, daß man damals sagte, es gäbe nur ein einziges schönes Mädchen in der Welt — und das sei Ursula Mul von Lübeck. Alles besaß

sie, was an Frauenliebreiz denkbar ist. Sie war hochgewachsen, eine jener nordischen, schmalhüftigen Gestalten, die voll und doch gertenschlank sind. Sie hatte ganz zarte, wunderbar feine Haut, und ihre Gesichtszüge waren wie vom erlesensten Meißel geformt. Ihre dunklen Augen waren rätselhaft wie die einer Nixe oder einer Fee. Sie waren voll eines dunklen, bräunlichen Feuers, wenn sie gedankenvoll blickten, und sie konnten ganz hell und goldklar werden, wenn Ursula Mul lachte. Und ihr Haar stand ihr über der weißen Stirn wie eine kupferne Krone.

Über alle Beschreibung schön war Ursula Mul.

Und natürlich war ihre Schönheit unter den Männern wie die Sense unter den Gräsern — sie mähte die Herzen nur so hin. Aber je mehr Unheil sie anrichtete, desto mehr schien sie selbst gefeit gegen die Liebe. Es war, als brenne das Feuer, das in so vielen Herzen für sie loderte, ihr eigenes Herz nur härter. Und vielleicht war es gerade diese Härte und Kälte an Ursula Mul, die die Männer um so toller erhitzte.

So war Ursula Mul schon in die Mitte der Zwanziger eingetreten, ihre Schönheit stand im Zenit — und noch immer war sie ungefreit.

Hans und Herbert v. Randerup waren zu der Zeit nicht viel über einundzwanzig Jahre, und einmal kam natürlich der Tag, wo sie beide der schönen Ursula Mul zum ersten Male begegneten, und da geschah es, es geschah so widersinnig und zugleich so natürlich, so unerwartet und doch so selbstverständlich, wie ein Naturereignis zu geschehen pflegt: die beiden Randerups gerieten beide mit einem Schlag in eine ungeheure Leidenschaft für Ursula Mul. — Und Ursula Mul? Ja, was mit ihr war, blieb ein großes Fragezeichen.

War sie wirklich dem Zauber dieser halben Knaben

erlegen, oder trieb sie hier, wie so oft zuvor, kalten Herzens ein grausames Spiel? Sie hatte vom ersten Tage an, da sie ihnen begegnet war, nur Augen für Hans und Herbert v. Randerup! Da hatten denn die Philister, die sich schon nie recht über Ursula Mul hatten beruhigen können, Grund genug, um sich fast die Köpfe von den Hälsen zu schütteln.

Aber daß Ursula Mul bald der sonnigen Art von Hans v. Randerup zulachte, bald geduldig und gedankenvoll auf das Wesen Herberts einging, daß sie bald den einen, bald den anderen der Brüder bevorzugte und immer in jedem von ihnen gerade das anziehend fand, was den einen vom anderen unterschied — das war's, was die ganze Sache unausweichlich dem Verhängnis entgegentrieb. Die Eigenschaften, die der eine an dem anderen sonst so bewunderungsfreudig geliebt hatte, mußten sie jetzt nicht jedem von ihnen als Gegenstand des erbitterten Neides erscheinen, als Quelle eines tragischen, unbrüderlichen, unmenschlichen Hasses?

Und in beiden wuchs die Leidenschaft, diese ganz besinnungslos machende Leidenschaft für Ursula Mul.

Der Bürgermeister von Lübeck, Doktor Gesenius Mul, gab einen Tanz. Nun klangen also wieder die Geigen in dem „Mul-Hus", wie das alte, vornehme Patrizierhaus seit alters her hieß, nun lockten die Flöten, und obwohl Ursula eigentlich in einem Alter war, wo jedes Jungfräulein gut tut, sich nach einer Haube umzusehen, so waren sich doch alle darüber einig, daß die schöne Ursula noch nie so schön gewesen war als an diesem Tag.

Und auch noch nie hatte sie wohl so viel Leidenschaft verursacht!

Es war bei jedem Tanz, den sie zu vergeben hatte, unter den Männern ein Kampf, als gälte es Leben und

Seligkeit. Aber sie tanzte wieder und immer wieder nur mit den beiden jungen Menschen, von denen ein Mann gesagt hatte, daß sie schön seien wie die Augen eines Gottes.

Einmal, als es gerade eine längere Pause im Tanzen gab, geschah es, daß Ursula Mul eine Geschichte erzählte.

Im Hofe des Mul-Hus gab es nämlich einen uralten Brunnen, von dem eine eigentümliche Geschichte berichtet wurde. Auf diese war wohl die Rede gekommen, und mit einem Male wiederholte Ursula Mul die alte Brunnensage.

Der Brunnen war von einem großen Rund umgeben, und man sagte von ihm, er sei grundlos. Im heißesten Sommer war sein Wasser eisig kalt, so von tief unten her mußte der Zieheimer es holen. Eine Mauer, so hoch wie die Hüfte eines großgewachsenen Mannes und so schmal, daß ihr Rand nur die Breite einer halben Sohle hatte, umgab den Brunnen, und wegen der hohen Einfriedigung lag das Wasser in ewigem Schatten: weder Sonne noch Mond hatten je ihr Antlitz darin gespiegelt, und es hieß, in dem Brunnenwasser, das nie von der Gestirne Schein berührt werde, lebe ein dunkler Mitternachtszauber. Wer bei dem Zwölfschlag der Domuhr an den Brunnen träte und in seine Tiefe schaue, der müsse wohl achtgeben, daß er ganz reinen Herzens sei. Denn wer diesen Blick in die Tiefe wage und je einen Menschen gehaßt, ihm Übles gewünscht, ihm Gutes geneidet habe, den zöge es ohne Rettung und ohne Widerstand in die Tiefe, ins ewig Grundlose.

Einmal nun, vor vielen Geschlechtern, gab es im Hause der Mul eine Tochter, deren Schönheit und edles Wesen ihr viele Freier verschaffte. Aber sie blieb

unvermählt, und das war so zugegangen. Sie hatte, in ihrem reinen Herzen betrübt durch den Haß und Zwiespalt unter ihren Freiern, den ersten, der mit dem werbenden Wort an sie herantrat, gefragt, ob er so schuldlosen Herzens geblieben sei, daß er den Spiegel seines Antlitzes in der Tiefe des Brunnens zu suchen wage. Da hatte der Heißkopf aufgelacht und gesagt, er wolle nicht nur das, er werde sogar den Brunnenrand umschreiten, werde auf der Mauer um das Brunnenrund herumgehen und den ersten Schritt mit dem Schlag, den letzten mit dem letzten Glockenschlag der Domuhr tun. Er unternahm wirklich das Wagnis — und gerade als der sechste Schlag ansetzte, tat er einen furchtbaren Schrei, taumelte und stürzte in die Tiefe. Das Mädchen aber hatte sich entsetzt, daß das Wesen der Liebe so zwiespältig und zerstörsam sei — und sie war von diesem Tage an entschlossen, niemals eine Ehe zu schließen. Und der Brunnen hat seinen Zauber behalten bis auf den heutigen Tag.

Das war die Geschichte, die Ursula Mul erzählte.

Gerade als sie schloß, erklang in der Stille, die ihren Worten folgte, ein fernes sonores Summen und Dröhnen, das anschwoll und sich zu mächtigem Klang formte: es schlug zwölf vom Dom. Und da tat irgend jemand die Frage, die so nahe lag: wenn das heute der Preis war, der Preis, den man gewinnen mußte, bevor man Ursula Mul gewann, gab es jemand, der bereit war, die Probe zu wagen?

Das war wohl als ein Scherz gesprochen, aber schon war Hans v. Randerup aufgesprungen, ehe ihm irgend einer hatte zuvorkommen können, sah mit seinen leuchtenden Augen in Ursula Muls schönes Gesicht und sagte: ‚Ursula Mul, ich umschreite den Brunnen!‘

Er war zur Tür hinaus und draußen die Stiegen

hinab, ehe die Leute überhaupt begriffen hatten, was vorging. Dann aber kam ein jähes Besinnen über sie alle und zugleich eine namenlose Bestürzung. Eine Tollheit war dies! In dieser schwarzen Nacht, mit dem von Wein und Tanz und Leidenschaft erhitzten Blut, da konnte es bei einer Sache, die bei Tage und in einer nüchternen Stunde ein Nichts war, um Leben und Tod gehen! Ja, es war eine sündhafte Tollheit! Einer dem anderen vorauseilend, lief die ganze Gesellschaft hinab in den Hof.

Rufen und Reden verstummte, und ein atemgedämpftes Raunen entstand, als sie mit den mühsam spähenden Blicken unterschieden, wie wirklich die schlanke Gestalt schon hoch auf dem Brunnenrand stand und Fuß um Fuß setzte.

Die vielen Menschen waren ganz still. Aber das Herz hämmerte jedem beklommen in der Brust, und es war wohl nicht nur die Nachtluft schuld, daß es wie ein Aufschaudern über manch heißes Gesicht strich.

Beinahe leichtfüßig ging Hans v. Randerup auf seiner schmalen Spur, flüchtig fast tastete sich Fuß behende vor Fuß — —

Alles war sehr schnell vor sich gegangen. Von dem Augenblick, in dem die verhängnisvolle Frage entstand, bis zu dem, in dem jetzt alle atemlos dem seltsamen Schauspiel folgten, waren nur wenige Minuten verstrichen.

Herbert v. Randerup war zuerst, als alle hinausstürzten, noch wie gelähmt vor Erschrecken gewesen. Er hatte sich nicht vom Flecke rühren können, und erst als der große Raum im grellen Licht plötzlich so befremdlich leer ihn umgab, da kam die Besinnung auch in ihn. Wie ein Rasender stürzte er die Treppe hinab, wie ein Rasender unter die Menschen und zwischen

sie hindurch, bis er den Blick auf den Brunnen frei hatte. Und als er sah, was sich begab, da schrie er wild auf: ‚Hans!! Hans — —‘!

Die Gestalt auf dem Brunnenrand hielt jäh an. Der erhobene Fuß machte eine schnelle Bewegung — — dann ein antwortender Schrei — eine furchtbare Sekunde der Stille — — und dann hörte man das Wasser dumpf aufklatschen.

Ein fürchterlicher, nicht zu schildernder Tumult entstand.

Man schrie nach Stricken und Stangen. Es gab viele, die vor Entsetzen das Sinnloseste taten, und nur wenige, die besonnen und bedacht vorgingen.

Herbert v. Randerup war wie ein Irrer. Er war an den Brunnenrand gestürzt, und mit einer von Jammer wilden und haltlosen Stimme rief er hinab. Aber nichts antwortete. Nur ein leises Glucksen des Wassers, nur der eiskalte Hauch der Tiefe kam herauf.

War es nicht wahrhaftig, als hätte der alte Brunnenzauber auch hier gewirkt? Herberts Schrei hatte wohl Hans daran erinnert, wie Haß und Neid gegen den Bruder in ihm lebendig sei, wie sein augenblickliches Tun im Grunde eine Tat gegen den Bruder sei. Und da hatte ihn die Tiefe erfaßt!

Herbert blieb zurück mit dem furchtbaren Bewußtsein, daß ihn und den Menschen, den er unverbrüchlich hätte lieben sollen, ein unversöhnter Haß auf immer auseinandergerissen hatte!

Man mußte den Verzweifelten mit Gewalt von dem Brunnen fortführen.

Stunden um Stunden arbeitete man. Hans v. Randerup war wohl bei dem jähen Sturz in das eisige Wasser besinnungslos geworden und sofort in die Tiefe gesunken. Endlich, als der erste fahle Schein

des kommenden Tages schon die Schatten zu lockern begann, barg man die Leiche.

In dieser selben Nacht hatte sich etwas Seltsames auf Möön begeben. Es war, ohne daß jemand dessen gewahr geworden, und auf eine Weise, die sich niemals hat erklären lassen, Feuer im Schloß entstanden. In dem Turm, in dem die helle Glocke hing, hatte es zu brennen begonnen. Die Hitze der wild lodernden Flammen hatte wohl die Glocke in Schwingung versetzt: plötzlich begann sie laut und gleichsam angstgellend zu läuten.

Da erwachte das schlafende Schloß. Das war ein Treiben und Hasten, um dem Feuer zu steuern, und die helle Glocke rief und klagte unablässig aus den Flammen.

Mit einem Male aber gellte sie noch wilder als zuvor — und dann, ganz jäh, war sie stumm. Sie war herabgestürzt und zersprungen — gerade um ein weniges nach Mitternacht, genau zu derselben Stunde, in der sich am Brunnen auf dem Hofe des alten Mul-Hus das Furchtbare ereignet hatte, von dem man auf Möön noch nichts ahnte.

Der Wind stand so, daß er die Flammen vom zweiten Turm forttrieb, und so kam es, daß dieser verschont blieb, während der andere völlig eingeäschert wurde. Nun muß aber doch die Hitzeentwicklung groß gewesen sein, denn gerade als die helle Glocke ihren letzten gellenden Schrei tat und dann zu ewiger Stummheit zersplitterte, hatte die Erhitzung auch in dem zweiten Turm den Grad erreicht, um auch dort die Glocke in Bewegung zu setzen. Langsam und dunkel, tief und klagend begann sie zu läuten. Und dieser einsame, in langen Tönen schwingende Gesang, der sich durch das Geknister und Geprassel der Flammen

hindurch gen Himmel hob, war wie eine große, trostlose Totenklage. Und dann, mit einem Male, zersprang auch ihr der Klang auf den metallenen Lippen. Noch hing sie, noch sah man sie hin und her schwingen wie zuvor, aber kein Klang entrang sich ihr, der Klöppel klopfte gegen leblos gewordenes Metall: die Glocke war geborsten.

Und Herbert v. Randerup kam heim nach Möön als einer, dem auch ein ewig unheilbarer Riß durch das Leben gegangen ist. Auf Möön hat er gelebt, einsiedlerisch, grüblerisch, ein in der Blüte zerstörter Mensch. Was aus Ursula Mul geworden ist, weiß man nicht. Spät, als ein Mann von über fünfzig Jahren, hat Herbert v. Randerup geheiratet. Seine Kinder haben ihren Vater niemals lachen sehen.

Die Glocke, die leblose, gestorbene Glocke, behielt ihren Platz. Und als Herbert v. Randerup gestorben war, bildete sich eine wunderbare Sage. Man wollte in der Winternacht, als er starb, die Glocke gehört haben. Sie hatte geläutet, auf eine rätselhafte Art bewegt, auf unerklärliche Weise zum Klingen befähigt. Und dies Unbegreifliche wiederholte sich, so oft der Sensenmann an die Pforten von Möön klopfte. Wenn einer der Randerups zum Sterben kam, ob er jung war oder alt, ob Mann oder Weib, ob daheim oder in weiter Ferne, ob nach langer Krankheit oder jäh mitten aus vollem Leben heraus — die Glocke kündete es, noch ehe das Ereignis eintrat. Dann lebte sie, dann regte sie sich, dann gaben ihre zersprungenen Wände Klang, der weithin und traurig klagend über das Land ging.

Und da bekam sie ihren Namen, diese rätselhafte Glocke. Sie ist der ‚Tod von Möön'!"

Doktor Wangel hielt inne. Er hörte auch auf, durch das Zimmer zu gehen. Er stand still, und seine

Augen hefteten sich starr auf irgend einen Gegenstand. Eine Zeitlang schleppte das Schweigen hinter den letzten Worten her.

Ich fühlte mich unfähig, mich zu rühren. Ich fühlte mein eigenes Blut auf eine eigentümliche Weise. Es schlug mir in den Adern. Ich hielt den Kopf in die Hand gestützt und mochte diese Stellung nicht lassen. Alle Eindrücke von gestern standen wieder vor mir. Der Anblick des einsamen Turmes, der so weh getan, das Lächeln in dem schönen Odinsantlitz des alten Freiherrn v. Randerup. Lernte man so lächeln, wenn man unter dem Tod von Möön lebte?

Aber da riß ich mich zusammen. Das war ja Sage, nichts als eine poetische Erfindung!

„Sagen Sie, Doktor, diese Glocke ist noch an ihrem Platz? Man hat in all der Zeit, die seither verstrichen ist, weder den Turmbau wiederhergestellt, noch die untaugliche Glocke durch eine andere ersetzt?“

„Nein.“

„Es ist hübsch und poetisch erdacht, daß jene Geschehnisse etwas Unsühnbares haben, daß sie sich an der Heiligkeit der Natur vergriffen, diese zwei Brüder, die einander im stillen haßten, und zwischen die dann der Tod trat, ehe sie sich ein versöhnendes Wort hatten sagen können, und daß all diesem zum Gedenken der ‚Tod von Möön‘ gesetzt ist — ja, das ist voller Tiefe und Sinn wie solche Sagen meistens. Aber ich finde es doch unverständlich, daß man nicht wenigstens die äußerlichen Spuren jener Ereignisse verwischte. Eine taube, unbrauchbare Glocke, ein verstümmeltes Schloß durch Jahrhunderte hindurch — — und nur um eines Aberglaubens willen!“

Ich hatte mich in tiefen Eifer geredet und brach mit zornigem Kopfschütteln ab.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Man hätte wenigstens erwarten können," sagte er, seinen Gedanken nachgehend, „daß damals, als die Natur ihr Spiel in so seltsamer Weise wiederholte, und die Zwillinge geboren wurden, der Anlaß gegeben gewesen sei, diese unheimlichen und düsteren Zeugen einstigen Geschehens aufzuheben. Aber das geschah nicht. Niemand weiß, ob dies Unterlassen eine Absicht enthielt, oder —"

„Von welchen Zwillingen sprechen Sie, Doktor?" fragte ich.

Doktor Wangel sah mich erstaunt an. „Von Detlev und Eike doch natürlich!"

„Detlev und Eike?" fragte ich wiederum.

Der Doktor sah mich ganz verständnislos an. „Ja kennen Sie denn die Enkelsöhne des Freiherrn nicht? — Das heißt," schaltete er ein, „Sie sind ja gestern erst gekommen, und Detlev und Eike, die zum Fest selbstredend daheim waren, sind gerade in diesen Tagen in Lübeck, so haben Sie sie also noch nicht gesehen."

„Im übrigen bin ich der Familie fremd," ergänzte ich und erzählte dann, auf welche Weise ich nach Möön gekommen sei. „Was ist es also mit diesen Enkelsöhnen?" kam ich darauf zurück. Ich meinte jetzt wohl, mich zu erinnern, daß am Tag zuvor von Detlev und Eike die Rede gewesen sei, und daß der Freiherr mir von seinen Enkelsöhnen gesprochen habe, aber ich hatte nicht weiter darauf geachtet. Nun war mein Interesse um so größer.

„Der alte Freiherr," erzählte Doktor Wangel, „besaß nur einen Sohn, der vor etwa zwölf Jahren starb. Er ließ drei Kinder zurück, Helge und die um nur knapp zwei Jahre jüngeren Zwillingsbrüder Detlev und Eike. Die Mutter dieser Kinder war schon

früher gestorben, und die beiden Knaben wurden in einer Kadettenschule erzogen. Helge blieb bei dem Großvater auf Möön." Der Sprecher machte eine Pause. Dann fing er von neuem an: „Es ist ja eine alte Sache: je weniger ein Mensch mit den Leuten spricht, um so mehr sprechen die Leute von ihm. Nun, die Randerups sind einsiedlerisch und wenig umgänglich, und da fehlt es natürlich nicht an Leuten, die in das Geheimnisvolle, das nun einmal über Möön liegt, immer noch mehr hineingeheimnissen, ganz besonders seit Detlev und Eike auf der Welt sind. — In stillen Nächten, so sagt man, sieht man jetzt, besonders um die Zeit der Jahreswende, die ja seit alters her etwas Bedeutungsvolles an sich hat, das Schloß von Möön liegen, so wie es einst war: mit zwei Türmen!"

Ich schwieg. Es wäre mir unmöglich gewesen, das, was ich gestern auf dem dämmerigen Deichspaziergang erlebt, jetzt am klaren, nüchternen Tage mit Worten zu berühren. Und sagte ich mir nicht selbst, daß der lebhafte Eindruck vom Fehlen des zweiten Turmes mich beschäftigt und auf diese Weise meine Phantasie zu einem Spiel, mit dem sie die Sinne narrte, angeregt habe? Mochte es anderen, zumal wenn sie um die Geschichte von Möön wußten, unter der Suggestion dieses Wissens nicht ebenso gehen wie mir gestern?

„Sie wollten von Detlev und Eike erzählen," erinnerte ich, um mit meinen eigenen Ideen abzubrechen.

Der Arzt lächelte eigentümlich. „Ich brauche nichts zu erzählen," sagte er, „alles, was sich über sie mitteilen ließe, ist schon bei der Erzählung von Hans und Herbert gesagt worden. Denn die Natur hat sich hier in einer unheimlich gewissenhaften Wiederholung gefallen. Auch diese zwei Brüder sind einander so ähnlich, wie das nur möglich ist; auch von ihnen dürfte

ein Chronist sagen, daß sie schön sind wie die Augen eines Gottes, und auch sie waren einander von Kindheit an unverbrüchlich zugetan, obwohl — oder vielleicht weil — sie nicht weniger wesensverschieden sind, als einst Hans und Herbert es waren. Detlev ist eine schwerblütige, zu Reflexion und Träumerei geneigte Natur, Eike dagegen klar und heiter wie ein Sommertag —"

Von einer Ahnung erfaßt, war ich aufgesprungen und packte den kleinen Herrn vor mir an der Schulter. „Und auch sie — nicht wahr, Doktor — auch hier gibt es einen Konflikt?"

Doktor Wangels Gesicht wurde sehr ernst. „Ich glaube," sagte er leise. „Einzelheiten zu wiederholen, verbietet mir die Diskretion," fuhr er fort, „und im Grunde sind sie ja auch kaum einmal wesentlich. Wesentlich ist nur, daß alles liegt wie einst: eine tolle, bis zur Sinnlosigkeit in jedem der Brüder gesteigerte Leidenschaft, und deren Gegenstand — auch diesmal kommt die Frau, um die es sich handelt, nicht viel mehr für eine Heirat in Betracht als damals die reife Ursula Mul für die Knaben Hans und Herbert — teilt ihre Gunst zwischen beiden. Und auf Möön ist man ahnungslos!" schloß Doktor Wangel mit einem Seufzer.

Dann schwiegen wir beide. Erst nach einer längeren Pause, deren Stille seltsam beredt und von Verschwiegenem schwer erschien, fanden wir den Übergang zu einem belanglosen Gesprächsthema.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich dann auf meinem Rückweg das Kastell wieder vor mir hatte und mir seine Eigentümlichkeit beredter als je erschien, konnte ich kaum verstehen, daß ich erst vor nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden zum ersten Male in meinem Leben den

Namen Möön gehört hatte. Ich sah an dem Bau empor: einsam und starr stand der einzelne Turm, und als ich meinen Blick anstrengte, da sah ich durch das Gesimse, das das flache Kuppeldach trug, hindurch die Silhouette von einer Glocke. Und ohne mir Rechenschaft zu geben, dachte ich im Bann der Sage: Dort oben wacht der Tod von Möön — er wacht und wartet.

Im Schlosse hörte ich zufällig, wie von der für den nächsten Tag bevorstehenden Ankunft von Detlev und Eike die Rede war. Der alte Freiherr sah nachdenklich aus, und mit einem Male stützte er den Kopf schwer in die Hand; es war, als habe ein lastender Gedanke das sonst so aufrecht getragene Odinshaupt plötzlich gebeugt. Mir erschienen mit einem Male die Winkel der alten Räume wieder weit und groß, voll kauernder Schatten.

Und am nächsten Tage waren sie da — Detlev und Eike v. Randerup. Ja, sie waren ganz, wie Doktor Wangel sie geschildert hatte: jung und schön und einander völlig gleich. Eike etwas lebhafter als Detlev, beide aber von einer gewissen Reserve des Sichgebens und des Verkehrs, die es erschwerte, sich von ihrem eigentlichen Wesen oder gar von ihrer Gemütsverfassung ein Bild zu machen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am Nachmittag dieses Tages. Helge v. Randerup und ich saßen in einem der großen Zimmer, die nach der Seeseite lagen. Ich, der ich in meinen Mußestunden höchst ernsthafte Malstudien betrieb, hatte Helge um eine Sitzung gebeten, und jetzt war ich in meine Aufgabe vertieft, das schöne Mädchengesicht festzuhalten.

Es war ganz still.

Leise kratzend arbeitete mein Kohlenstift auf dem

Block. Hie und da fiel ein Wort zwischen meinem holden Modell und mir. Von draußen kam singend das ewige Lied des ewigen Windes. Es war den ganzen Tag böig gewesen, aber während nun der kurze Dezembertag seiner frühen Neige zuging, versteifte sich der Wind mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Das Dunkel fiel ein noch vor der eigentlichen Stunde, und als ich meine Arbeit endlich niederlegen mußte, stand ich auf und trat an eines der Fenster.

Das Wetter begann ein Schauspiel zu werden.

Der Himmel war düster bezogen, aber beständig zerriß der Sturm die schweren Wolkenbrokate in flatternde Fetzen. Der Wind spielte auf allen Registern seiner vieltönigen Orgel. Es pfiff und läutete, es brauste und knatterte da draußen, als sei die wilde Jagd in den Lüften.

Die See warf sich mit tosenden Wogen auf den Strand. Hoch und wild bäumten die Wellen sich auf, sie ritten heran, in taumelndem Galopp, mit ausgreifenden Hufen, wie ein gespenstiges Heer von Meerungeheuern.

Ich war ganz versunken in dies grandiose Schauspiel, als plötzlich ein Ausruf mich zusammenfahren ließ.

Helge war, ohne daß ich es gemerkt hatte, auch an das Fenster getreten, und sie war es, die so angstvoll aufschrie.

„Sehen Sie nicht?“ fragte sie, indem sie ihre Hand ausstreckte.

Ich versuchte, mit meinen Augen der Richtung ihres Blicks zu folgen. Und jetzt war es auch mir, als ob ich da draußen auf den tobenden Wassern einen hellen Punkt sähe. Er kam hoch, war dann auf einen Augenblick wie von den Wellen verschluckt, wurde

aufs neue sichtbar, tanzte und zuckte im Spiel der Wasser und schien dann wiederum begraben.

„Ein Segelboot!“ rief Helge. „Ich habe es eben ganz deutlich erkannt! Gnädiger Gott — ein Segelboot so weit draußen und bei diesem Sturm!“

Da wurde plötzlich die Tür des Zimmers aufgerissen, und als wir uns umwandten, sahen wir, daß einer der Zwillinge auf der Schwelle stand. Wer es war, war bei dem unsicheren Halblicht nicht zu erkennen. Das Gesicht war von einer solchen Blässe, daß die Stirn, die lichte Randerupsche Stirn, förmlich durch das Dämmer leuchtete.

„Ist — — ist Detlev hier?“ fragte eine Stimme, die mit großer Mühe jedes einzelne Wort zu formen schien.

„Nein, Eike,“ sagte Helge schnell. „Warum?“

Ihre Frage kam nicht zu Ende.

„Dann ist — er es! Da draußen im Boot!“ stieß Eike heraus.

„Barmherziger Gott! Eike! Wie kommst du darauf?“ Helge war auf ihn zugeflogen, nicht wie ein Mensch, der seine eigenen Füße braucht, sondern wie ein Ding, das von einer fremden Hand geschleudert wird. Sie preßte sich an ihn, ihre Arme hielten seine Schultern, ihre Stimme schwankte und flatterte vor Erregung. „Eike — das ist ja Wahnsinn —“

„Ja — das ist Wahnsinn!“ sagte die Stimme, der jedes Wort eine Arbeit schien. Einzeln, hart und grell stand jede Silbe.

Einen Augenblick waren wir drei Menschen ganz still. Es war, als ob eisige Kälte im Raume herrschte. Ich sah wie unter einem Bann immerfort auf Eike Randerups Gesicht. Es war ganz blaß und schmerzlich gestrafft. Die Flügel seiner Nase bebten wie bei

einem nervösen Roß. Man sah, daß die Zähne in die Unterlippe gegraben waren. Sein Blick hing am Boden, als wolle er die Bretter des Parketts mit seinen Augen aus den Fugen reißen.

Nur für Sekunden sah ich ihn so, aber ich werde es nie vergessen.

Mit einem Male hob Eike den Kopf. Noch nie hatte ich seine Stirn so licht gesehen als in diesem Augenblick. Und als er jetzt sprach, war große Hast in seinen Worten, aber auch große Klarheit.

„Detlev ist ohne Ruder, und er hat das Segel natürlich schon reffen müssen. Man kommt wohl noch mit einem Ruderboot durch die Brandung. Detlev aber ist völlig hilflos. Benachrichtige Momme Hansen von der Rettungsstation!“

Er wäre mit diesen letzten Worten schon draußen gewesen, wenn Helge ihm nicht leidenschaftlich entgegengetreten wäre.

„Eike — was willst du?“

„Tun, was ich muß!“

Ein fast roher Griff schob das Mädchen aus dem Weg.

Helge schien von dem harten Anfassen einen Augenblick wie betäubt.

Auch mir war Gedanke und Gefühl wie gelähmt. Alles in meinem Hirn schien ausgelöscht, nur eine Vorstellung, ein Bild war da: ich sah den Turm von Möön vor mir, sah das schlanksäulige Gesimse sich abzeichnen, unterschied die Umrisse einer Glocke. Wartete sie jetzt auf ihre Stunde, die da oben?

Wie dann alles vor sich ging, weiß ich nicht zu sagen. Wer weiß in einer solchen Stunde der furchtbarsten Aufregung, was eigentlich geschieht und wie es geschieht?

Auf dem Deich standen wir alle. Vor uns wütete die See. Wild schlug sie ihre Pranken auf den Strand. Der Hufschlag des Reitknechts, der nach Neufähr sprengte, verklang, das Brausen der See überschüttete jeden Laut.

Der alte Freiherr stand hochaufgerichtet, die Gestalt wie aus Erz. Sein schönes Gesicht war steinern, seine Augen brannten wie ein Paar helle, starre Flammen. Neben ihm stand Helge, das blasse Gesicht spähend geradeaus gerichtet. Der Sturm wusch mit kalten Fingern über die weißen Gesichter, wühlte in Haar und Kleidern. Im Hintergrund stand ein Teil der Dienstboten, dicht aneinandergedrängt, als habe der Sturm sie zu diesem Häufchen an dieser Stelle zusammengeweht.

Und all diese stummen Menschen waren nichts als Auge. Nur einen Angelpunkt gab es für das Denken von uns allen: zwei Boote da draußen.

Als wir gekommen waren, hatte Eikes Boot bereits den entscheidenden Kampf mit der Brandung hinter sich, es hatte sie überwunden und war jetzt zwischen den da draußen lang und gewaltig heranrollenden Wogen.

Detlevs Boot war so weit entfernt, daß es nur schwach erkennbar war. Wild wurde es hin und her geworfen. In jedem Augenblick glaubte man es verschlungen. Aber es kam wieder hoch, es schwankte unnatürlich, schauerlich hoch auf dem Kamm einer Woge, und dann versank es aufs neue. Eikes Boot tat durch die kräftigen Ruderschläge den Wassern ein wenig Herrschaft an. Es tanzte zwar auch, es taumelte und stürzte mit dem Rhythmus der Wellen, aber es war doch Richtung in seiner Bewegung, der Abstand zwischen den zwei Booten verringerte sich.

Die Dämmerung wurde dichter, und vor dem angespannten Blick irrlichterten Sterne, Punkte, flimmernde Körner, die unablässig herabfielen.

Dann war der Blick wieder für Augenblicke scharf und frei.

Die zwei Boote kämpften, aber sie kamen sich näher, immer näher.

Da — — —

Detlevs Boot war eben besonders hoch emporgeschleudert worden, dann hatte es einen jähen Sturz getan, und nun — — —

Wir warteten. Waren es Herzschläge — Ewigkeiten?

Detlevs Boot tauchte nicht wieder auf.

In diesem Augenblick scholl windverweht ein Signalschrei vom Strande her. Dort hinten bei Neufähr ging das Rettungsboot in See.

Wie es flog! Sechzehn Ruder hatte es, und es trieb in die anstürmenden Wogen wie ein zorniges Roß.

Das kleine Boot aber da draußen? War es so viel dämmeriger geworden, während man dem Aufbruch des Rettungsbootes zugeschaut hatte? Wie der Blick sich auch mühte, von dem, was da draußen mit Eikes kleinem Boot vorging, war nichts mehr zu erkennen.

Ewigkeiten — —

Stöhnend, zischend, als ob jede Woge aus sich allein ein ganzes Meer zu verschütten habe, so tobte die Brandung. Der Sturm pfiff. Und doch war etwas wie eine große, starre Stille um uns. Das Toben der Naturlaute blieb sozusagen in der Tiefe, haftete am Boden, verwehte und verklang. Aber die Stille, diese furchtbare Stummheit, war überall. Und während der Lärm sich in die Ohren preßte, war doch dem Herzen nichts bewußt als diese schaurige, ganz unvergleichliche Stille.

Und plötzlich stach es eiskalt in mich hinein wie ein Nadelstich. Ich wußte, worauf diese Stille wartete.

Und da — —

Hatte jemand den Kopf zuerst gewandt? Taten wir alle es gleichzeitig? Wir standen plötzlich alle und sahen auf den Turm von Möön.

Groß, starr, übermächtig in der Verkürzung unseres zu nahen Standortes, so ragte er auf. Und mit einem Male hob es sich heraus, summend, tönend — die Glocke!

„Der Tod von Möön!“ schrie eine Stimme.

Da hob Cäsar v. Randerup die Hand.

Der Schrei erlosch.

Vom Turm dröhnte es. Aber es war kein Geläut. Es war etwas anderes. Der Ton schwoll nicht an, er wurde von anderen Geräuschen überholt: ein Aufschlagen von Metall, ein Krachen von splitternden Balken, ein Tosen und Brechen von fallenden schweren Gegenständen, ein wildes Geprassel, ein Zerschmettern und Zersplittern ganz ohnegleichen, in dem ein dunkles, metallisches Summen vibrierte —

Und dann mit einem Male Totenstille.

Und da sahen wir es: das Gesimse, das die Turmkuppel trug, zeichnete sich leer von dem Himmel ab, die Balken des Glockengestühls hingen schräge — die Glocke selbst war verschwunden! Der Sturm mußte in dem Gebälk des Gestühls etwas zerbrochen und niedergerissen haben, und die Glocke war gestürzt, zerschmettert!

Noch standen wir alle und waren zu völligem Begreifen nicht fähig. Da kam ein Schrei. Männerstimmen waren es, vom Brausen der Wasser zerrissen, aber wir alle hatten sie vernommen.

Und dann erkannten wir's: mit großen, wild

arbeitenden Ruderschlägen kämpfte sich das Rettungsboot dort drüben durch die Brandung dem Steg von Neufähr zu.

Wir liefen alle, wir stürzten vorwärts, ob auch der Sturm sich wie mit erzenen Schilden gegen uns anpreßte.

Als wir den Steg erreichten, war es ganz nahe. Cäsar v. Randerup war der erste auf der Brücke. An ihrem äußersten Ende stand er, vorgebeugt, stumm, wortlos.

Ein Krachen kam. Das Boot war knirschend an die Brückenbohlen angefahren.

Und wieder jagten sich die Vorgänge. Aus dem Boot heraus trug man einen Menschen — und noch einen.

Es war ein stummer Zug, der von der Brücke zur Baracke der Station ging. Man hörte nur ein paar leise Worte, die unverständlich blieben. Nur einmal klang des alten Freiherrn Stimme, als er den Reitknecht zu Doktor Wangel fortschickte.

Die des Samariterdienstes kundigen Männer, der alte Freiherr und Helge folgten den Trägern mit den dunklen Lasten. Aus der Tür zur Baracke grellte das Licht über die Eintretenden und warf große, zuckende Schatten über die Gestalten.

Dann schloß sich die Tür.

Wir anderen standen in Stille und Dunkel. Einer aus der Rettungsmannschaft berichtete. Sie waren in der höchsten Not gekommen. Detlevs Boot war bereits umgeschlagen, und sie hatten beobachtet, wie Eike voll verzweifelter Anstrengung auf den Bruder zuruderte. Sie hatten gehört, wie er ihm zuschrie, sich über Wasser zu halten, bis er komme. Aber da war das Schwimmen ein Hohn, und plötzlich hatte Eike

denen im Rettungsboot etwas zugeschrieen, und dann hatte er mit einem Ruck die Ruder eingezogen, hatte Jacke und Weste von sich geworfen und war ins Wasser gesprungen.

Sie hatten gesehen, wie er arbeitete, wie er den bereits leblosen Körper des Bruders erfaßte, ihn griffgerecht hielt und mit dem freien Arm gegen die Wellen arbeitete. Sie hatten ihn schon fast erreicht gehabt, als eine Welle ihn wieder fortriß in eine strudelnde, gurgelnde Tiefe. Er kam wieder hoch, immer noch den Bruder im Arm, aber selbst ohne Kraft, mit leblosen, von den Wassern hin und her geschleuderten Gliedern.

Aneinander verklammert, beide starr und steif — so hatte man sie aus dem Wasser gezogen.

Ob beide am Leben waren, ob keiner — es war niemand, der danach fragte, niemand, der davon sprach.

Die Männer entfernten sich, Fräulein von der Hees war mit den Dienstboten zum Schloß geeilt, um vorsorglich alles Nötige herrichten zu lassen.

Zuletzt stand ich ganz allein auf dem sturmumbrausten Deich, als habe ich noch auf etwas zu warten.

Ein Wagen kam vom Schloß zur Baracke, hielt dort vor der Tür und wartete. Endlich tat die Tür sich auf. Ich sah, wie Gestalten herbeigetragen und in den Wagen gelegt wurden, wie der alte Freiherr und Helge einstiegen, wie die Pferde anzogen. Der Wagen rollte durchs Dunkel davon.

Die letzten Leute kamen aus der Baracke und verschwanden in der Richtung ihrer Häuser. Die Tür blieb noch offen, geradlinig schnitt der Helligkeitskegel von drinnen in die Nacht hinaus.

Da erwachte ich aus der Starrheit, die mich umfangen hatte.

Langsam ging ich zum Schloß zurück.

Sein großer Schattenriß stand fast drohend. Und plötzlich flog mein Blick nach aufwärts, und es überkam mich nicht einmal mehr ein Entsetzen, als ich das fand, was ich erwartet hatte: das Schloß von Möön stand mit zwei Türmen!

Beide Türme, prangend und harmonisch, deutlich, grausig, erhaben und entsetzlich!

Meine Gedanken taumelten. Wie ein an Leib und Seele bis auf das äußerste Erschöpfter fühlte ich mich, als ich endlich in meinem Zimmer anlangte.

Ich weiß nicht, wie lange ich so in halber Betäubung gesessen hatte, bis endlich ein Klopfen mich aufschreckte.

Auf meinen Ruf schob sich eine kleine, beleibte Gestalt durch die Tür, Doktor Wangel.

„Sie leben! Sie leben beide!“

Und dann hielten wir zwei uns an den Händen und vermochten ein paar Augenblicke lang nicht zu sprechen.

Endlich aber löste mir ein tiefer Seufzer die Brust, und ich sagte: „Nun gibt es keinen ‚Tod von Möön‘ mehr!“

Ich erzählte, was mit der Glocke geschehen war.

Da wurde der Blick des alten Mannes groß. „Heute abend, als ich hierher kam,“ sagte er mit verhaltener Stimme, „hat mein Verstand mich genarrt: ich sah das Schloß von Möön mit zwei Türmen.“

Ich hielt meinen Blick in seine Augen gesenkt. „Doktor — das kann nur ein gutes Omen sein!“ sagte ich, mir selbst nicht Rechenschaft gebend, wie ich auf diese Äußerung kam.

— — — — — — — — — — — — — —

Viel später, als alle die eben erzählten Ereignisse schon um Jahre zurücklagen, sollte ich erst erfahren, daß ich damals wahr gesprochen.

An einem sinkenden Dezembertag, wie damals, als ich zum ersten Male nach Möön kam, fuhr ich auch diesmal auf Möön zu, und als die wohlbekannte Silhouette auftauchte, heraufwuchs, immer größer und gewaltiger wurde und endlich bei jener Wegbiegung voll und groß vor mir lag — da war es kein Spuk, kein Spiel überreizter Nerven, was ich mit klopfendem Herzen erblickte: das Schloß von Möön mit zwei Türmen war glückhafte Wirklichkeit!

Hoch und freudig ragten sie auf, dicht nebeneinander, sich völlig gleichend, ein Bild der herrlichsten Harmonie.

Daß sie wieder errichtet waren, das hatte in dem Brief, der mich diesmal hergebeten hatte, wohl gestanden, aber aus welchem Anlaß, das sollte mir erst mündlich erzählt werden.

Es war wieder Cäsar v. Randerup, der mich empfing, Detlev und Eike wurden erst am nächsten Tage erwartet.

Der alte Freiherr war noch immer die hohe Odinserscheinung, noch immer ungebeugt, und in seinem Gesicht leuchteten die merkwürdigen Augen, die ihren Glanz von innen zu nehmen schienen. Nur das Lächeln, das einst so weh und wie im Gedenken an ein heimliches Leid seinem Gesicht einen so schmerzvollen Zug gegeben, war verändert: es war heiter und klar geworden.

Und noch ein helles Augenpaar, in dem das Randerupsche Leuchten lebte, hieß mich willkommen: die Augen der hellen Helge, in die ich schon damals, als ich zum ersten Male nach Möön kam, viel zu tief geschaut hatte, um sie je wieder vergessen zu können. Inzwischen hatte es Briefe zwischen Helge und mir gegeben, und endlich war mir verheißen worden, daß wirklich der ganze Frühling dieser hellen Augen mir gehören sollte.

Als wir drei, der alte Freiherr, Helge und ich, uns endlich, nachdem die ersten Erregungen des Wiedersehens sich gelegt hatten, am Kamin zu einer ruhigeren Plauderstunde zusammenfanden, da erzählte Cäsar v. Randerup die Geschichte der Türme.

„In unserem Archiv gibt es ein Dokument, dessen Inhalt kaum über die Familie hinaus bekannt geworden ist, das aber sozusagen das Kettenglied bildet, das alle Ereignisse — die von einst und die von jetzt — zum vollkommenen Ring zusammenschließt. Ich spreche von einem Handschreiben des Herbert v. Randerup, das ein erschütterndes Bekenntnis enthält: Herbert v. Randerup kannte die alte Sage von dem Brunnen im Mul-Hus, und an jenem Ballabend war er selbst es, der Ursula Mul zu der Erzählung veranlaßte — und zwar in einer ganz bestimmten Absicht veranlaßte. Dieser Plan war in ihm erwacht, nicht wie ein Selbsterdachtes, sondern fremd und jäh, und gegen all sein Wollen, wie eine Eingebung. Aber als er einmal entstanden war, gab es kein Halten, er mußte, mußte das Unselige tun. Ohne daß es irgendwie aufgefallen war, hatte er Ursula Mul auf die Geschichte gebracht, und als sie sie in ihrer geschickten Weise wiedergab, hielten seine Augen den Blick immer wieder heimlich auf den Bruder geheftet. Ursula Mul schwieg — und von draußen summte die Mitternachtstunde. Und da kam — wieder, ohne daß es jemand auffiel — kam die Frage, die vielleicht die meisten in diesem Augenblick selber dachten. Sie kam von keinen anderen Lippen wie von denen des Herbert v. Randerup! Er wußte, was Hans jetzt tun würde, und er wollte, daß er es tat!

Er wollte es!

Aber dann, als das Geschehen so plötzlich eintrat, als die Ereignisse Herberts furchtbares Wollen über-

holten, noch ehe das Entsetzliche seines Tuns ihm selbst klar geworden, da schlug es mit einem Male wie mit Keulen auf ihn ein. Als er sich allein fand in dem grellen Licht des leeren Saales, da dröhnte die Stille ihn an, da brannte die Helle der Kerzen ihm wie Feuer in die Augen, da schrie es aus der Stille ihn an: Mörder — Mörder!

Es war ein furchtbares Besinnen über ihn gekommen. Als er dann hinausstürzte und seinen fürchterlichen Wunsch Ereignis geworden fand, da durchjammerte eine namenlose, weltentiefe Reue sein ganzes Wesen. Er schrie wild auf. Und gerade dieser Schrei, der die Tat aufhalten sollte, vollendete sie.

Das zermalmte ihn.

Das blieb seines Lebens Last. Als er dann zuletzt sein Ende kommen fühlte, da zwang es ihn, alles dies aufzuschreiben, diese Geschichte eines Mordes, in der nicht Stahl noch Gift, sondern nur Worte die Mordwaffen gewesen. Herbert v. Randerup forderte in diesem Schreiben von seinen Nachkommen, daß die Glocke als Zeuge seiner Tat aufbewahrt werden solle. Das Vermächtnis, obwohl man zu der Auffassung neigte, daß es der Wunsch eines durch Reue kranken Herzens war, ist treulich gehalten worden. Auch als Detlev und Eike geboren wurden, ist es nicht aufgehoben worden. Jetzt denke ich manchmal, daß uns vielleicht etwas wie eine Ahnung abgehalten hat, den Ereignissen, die sich von selbst ihren Abschluß suchten, vorzugreifen. — Je mehr dann, als Eike und Detlev aufwuchsen, alles Geschehen von einst sich zu wiederholen schien, desto lastender empfand ich es, daß die unseligen Dinge von damals uns so genau bewußt waren, schien es doch, als sei damit auch allem, was noch kommen sollte, die Bahn vorgeschrieben. Und

wirklich schien es bis auf das letzte der Dinge eine Wiederkehr des Vergangenen zu sein, als dann auch diese unglückliche Sache mit der Sängerin sich entwickelte. Ich erfuhr ja erst hernach davon. Die Künstlerin war aus guter Familie, sie war schön, eine Ausländerin, und sie gewann die Herzen von Detlev und Eike mit einem Schlag. Und sie spielte mit diesen zwei heißen jungen Herzen. Schnell steigerte sich der ganze Konflikt so, daß irgend eine Katastrophe kaum mehr vermeidlich erschien, es brauchte nur eine Wendung zu den entschiedenen Gunsten des einen oder des anderen von der Sängerin auszugehen. Gerade als die Dinge so weit standen, kam der Festurlaub, der dann ja Eike und Detlev, die sich in ihrem täglichen Leben in der letzten Zeit gemieden hatten, als seien sie einander wildfremd, hier auf Möön notgedrungen wieder in Berührung miteinander brachte. Und da kam es an jenem Tag, den niemand von uns je vergessen wird, zu einer Auseinandersetzung. Wilde, böse Worte fielen. Wirr und erschüttert folgte Detlev nach dieser Aussprache einer alten Knabengewohnheit: er machte sein Segelboot los und fuhr ins Weite. Das hatte er schon als Kind so gehalten, wenn es galt, mit irgend einer Not fertig zu werden. Aber zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatte er nicht auf das Wetter geachtet. Und mit einem Male stand die Bö ihm zu Häupten.

Eike war es, der die Lage zuerst übersah. Und da durchzuckte es ihn, wie nahe sie beide, er selbst und Detlev, in dem haßerfüllten, unversöhnt abgebrochenen Wortwechsel den Brüdern Hans und Herbert gekommen waren. Da überfiel ihn die Erkenntnis des Furchtbaren, als sei er aus einem Blinden plötzlich zu einem Hellsehenden geworden — und er konnte nichts als nur sein Leben für das des Bruders wagen.

Als sie dann beide nach dem Fieber, das sie ergriff, wieder genasen, da hatten sie einen sonderbaren Abstand zu jener Leidenschaft gewonnen. Die Sängerin war inzwischen einem Ruf an ein süddeutsches Hoftheater gefolgt, und es verlautete, daß sie den dortigen Intendanten heiraten werde. Wie fürchtete ich damals den Augenblick, in dem Eike und Detlev dies erfahren würden! Aber sie nahmen es fast ruhig auf.

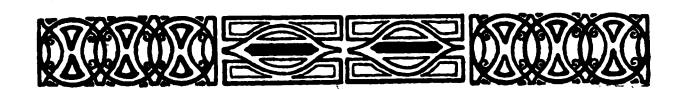
Und wir hatten keinen ‚Tod von Möön' mehr! War es nicht ein Zusammentreffen, daß die alte Glocke zersplitterte in dem Augenblick, als in dem wiederholten Konflikt die Liebe und nicht wie einst der Haß gesiegt hatte — ein Zusammentreffen, mit dem ein klügelnder Verstand nichts anzufangen weiß, und das dem Herzen doch so erschütternd natürlich erschien?

Und da endlich ist für Möön und für die Randerups der Tag gekommen, an dem sie die alten Wahrzeichen zum Gedenken an ein neues, junges Glück wieder aufrichten durften. Als nun Detlev und Eike sich beide schnell nacheinander verlobten, da haben wir es festgesetzt: Nun werden die Türme wieder erbaut! Und Glocken sollen sie haben! Und wenn im Frühjahr hier auf Möön die Doppelhochzeit ist, dann sollen diese Glocken zum ersten Male läuten: Hochzeitsglocken, die — so hoffe ich zuversichtlich — eine gute, glückliche Zukunft einläuten!"

Der alte Freiherr schwieg.

Ich hatte Helges beide Hände genommen und sah tief hinein in den blauen Frühling ihrer Augen. Und in den Blick dieser Augen hinein sagte ich mit leiser Stimme: „Ich weiß einen Namen für diese Glocken. Sie sollen heißen: ‚Das Leben von Möön'!"





Galeerensträflinge.

Von Wilhelm Fischer.

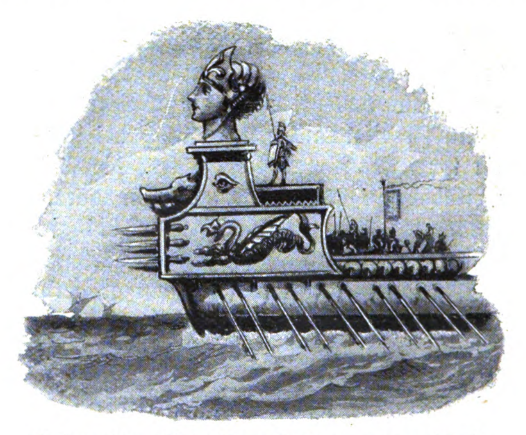
Mit 12 Bildern.

Über die alte Streitfrage, ob die Todesstrafe aufzuheben sei oder nicht, mag man denken, wie man will, jedenfalls besteht, was die Galeerenstrafe betrifft, kein Zweifel und bestand auch bei den meisten der von ihr Betroffenen keiner, daß die Todesstrafe ihr gegenüber ein Mitleidsakt gewesen wäre. Selbst Georg Wächter, der einst berühmte Tübinger Strafrechtslehrer, nennt sie die grausamste, härteste Strafe, die es gibt, und begrüßt es, trotzdem er gerade sonst nicht weichen Herzens war, daß „sie sich bei uns in Deutschland bereits gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganz aus der Praxis verlor".

Ganz aus der Praxis? Und bei uns in Deutschland, das in den Zeiten der Galeerenstrafe überhaupt keine Galeeren und keine Kriegsmarine besaß? Und in Württemberg, das vom Weltmeer nicht nur durch die Alpen getrennt ist?

Scherr donnert einmal in seiner drastischen Weise, daß es „ja eine traurige Tatsache sei, daß Michel vorzeiten überall mit dabei sein mußte, wo es ein Fressen für Despoten gab". Nun, die deutschen Michel, die Württemberg zum Beispiel durch die seit 1716 bestehenden Verträge mit der Republik Venedig dorthin auszuliefern hatte, waren auch dabei, wenn auch sehr unfreiwillig. Durch das Generalreskript des Herzogs

Karl vom 18. März 1761 „gegen Wild Diebe“ wurde „denen incorrigiblen, zumal vagirenden Wild-Schüzen von Profession, nach Beschaffenheit der Umstände, der Galgen, die Galeere oder wenigstens eine lebenslängliche Gefängniß-Straffe“ zuerkannt. Dieses Reskript wurde am 4. Juli 1770 gegen diese „ruchlose Sorte von gemein-verderblichen Verbrechern“ ausdrücklich und in einem Ton erneuert, dem das Bedauern ab-



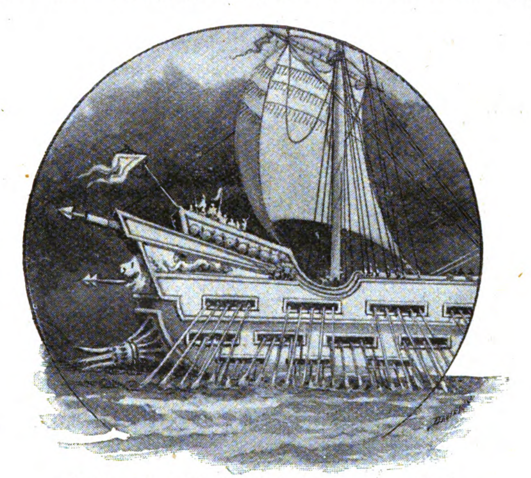
Galeere des Königs Pyrrhus (um 300 v. Chr.).

zulauschen ist, die „Kerle durch den Venediger Vertrag, der nur Wilddiebe, also junge oder rüstige Leute wollte, nicht vierteilen zu können“. Wurde nämlich ein Wilderer bei der „Beifahung“ erschossen, bestimmte Herzog Karl, daß „das Cadaver mit einem Täfelein annoch aufgehänget werden solle“. Es stimmte auch bei uns, was Mercier von Frankreich sagt, nämlich, daß es einst ein größeres Verbrechen war, einen Hirsch als einen Menschen zu töten.

Die Galeeren hatten in diesen Zeiten die Rolle

unserer heutigen kleinen Kreuzer und des Torpedobootes. Sie waren in erster Linie Küstenkriegschiffe und bei Windstille auch in der Lage, die schlapp daliegenden größten Kriegsfregatten zu kapern und die größte Handelsflottille als „Prise" mit nach Hause zu führen.

Schon in den Zeiten der Phönizier, Griechen, Römer und Karthager bestand die Rudermannschaft



Galeere des Ptolemäus (um 180 v. Chr.).

aus Kriegsklaven, die an ihre Ruderbank angeschmiedet wurden, damit sie unterwegs nicht über Bord springen, sich retten oder sich ertränken konnten. Und so blieb es bis zu James Watt, der die moderne Dampfmaschine erfand. An die Stelle der Kriegsklaven traten später die zur Galeerenstrafe verurteilten Verbrecher.

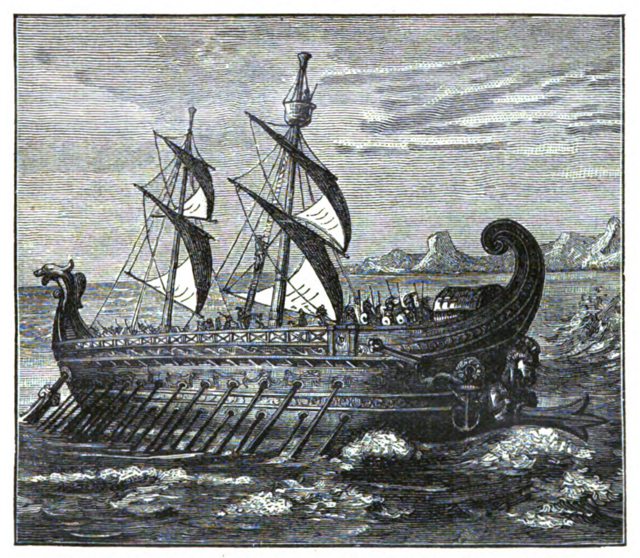
In Württemberg verurteilte man von Rechts wegen nur die Wilderer zu lebenslänglicher Galeerenstrafe und — verkaufte die Vollstreckung dieser Strafe der

Republik Venedig. In Frankreich, wo die Strafgesetze, wie der Generaladvokat Servan in seiner „Apologie der Bastille“ schreibt, „für jeden Ankläger gut, für reiche und mächtige Angeklagte ausgezeichnet, gefährlich nur für arme Angeklagte waren“, im „Frankreich der Bastille“ unter Ludwig, dem Sonnenkönig, war die Galeerenstrafe die Strafe des Wuchers, der Unterschlagung öffentlicher Gelder, des Diebstahls im Rückfall, der unverbesserlichen Bettler und Vagabunden. Ludwig XIV., ein ebensogroßer Menschenschlächter als der gewaltige Korse, wurde, um die Rudermannschaften seiner zahlreichen Galeeren vollständig zusammen zu haben, auf diese Weise auch einmal zum Gegner der Todesstrafe. Der König ersuchte nämlich die Richter wiederholt, an seine Galeeren zu denken und anstatt zum Tode möglichst zur Galeere zu verurteilen. Dieser königlichen Bitte entsprachen die Gerichte so eifrig, daß sie manchmal Leute auf die Galeeren schickten, bevor sie deren Urteile gefällt hatten. Ein Galeerenintendant bat deshalb einmal im Jahre 1668 den Minister Colbert, doch für Lieferung der ausstehenden Verurteilungen Sorge tragen zu wollen. Der Bedarf war so enorm, daß man noch in den letzten Lebensjahren des „Sonnenkönigs“ selbst die zur zeitlichen Galeerenstrafe Verurteilten einfach nicht entließ, wenn ihre Strafzeit auch abgelaufen war.

Lautete das Urteil auf lebenslängliche Galeerenstrafe, so wurde neben der üblichen Brandmarkung auch auf Prangerstrafe von einigen Stunden erkannt, die in der Weise vollzogen wurde, daß der Henker den Unglücklichen an einem unter beiden Achseln durchgezogenen Strick an den Schandpfahl hing und ihn dort mehrere Stunden hängen ließ. Dann erfolgte die Brandmarkung. Unter den Bourbonen wurden

dem Galeerensträfling auf der Schulter die königliche Lilie und die Buchstaben G. A. L. aufgedrückt. Später begnügte man sich mit den Buchstaben T. F., weil der Artikel 15 des „Code pénal“ die Galeerenstrafe als „Travaux forcés“ — Zwangsarbeiten — bezeichnete.

Waren in einem Sammelgefängnis die zu einem



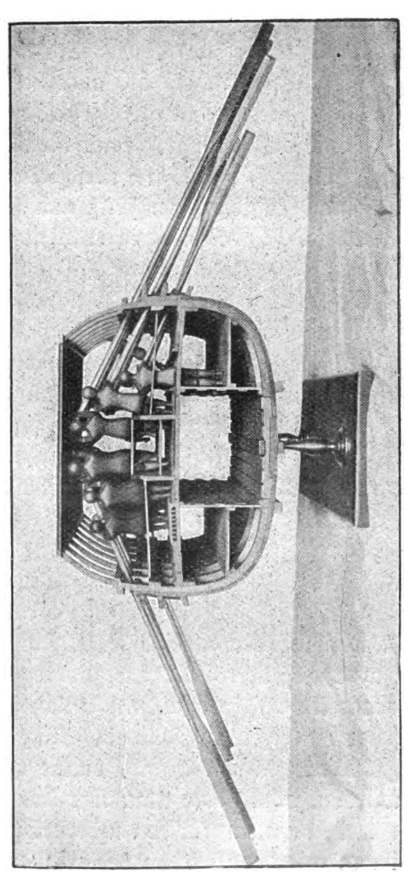
Römische Galeere (nach dem Modell Napoleons III.).

Transport nach einem der Häfen erforderliche Anzahl Sträflinge zusammen, dann wurde die „Kette“ gebildet. Der geniale Vidocq, ein früherer Galeerensträfling, der unter Napoleon I. und der Restauration Chef der geheimen Pariser Polizei war, schildert in seinen Memoiren diese Prozedur wie folgt: „Nun ging's in den Kettenhof von Bicêtre hinab, wo uns der Gefängnisarzt daraufhin untersuchte, ob jeder-

mann kräftig genug sei, um die Strapazen des Transportes zu ertragen. Er fand uns alle tauglich, obschon einige von uns sich kaum auf ihren Beinen zu halten vermochten. Dann rissen uns die Profossen die Kragen von den Röcken und den Rand von den Hüten, um uns eine Flucht zu erschweren. Deshalb hatte man uns auch kahl geschoren. An Geld ließen sie uns sechs Franken. Das andere hatten wir in den ausgehöhlten Absätzen unserer Stiefel verborgen ... Man rief uns nun paarweise auf, wobei wir nach der Größe rangiert wurden. Mittels einer sechs Fuß langen Kette wurden wir an die ‚Schnur' gereiht, sechsundzwanzig Mann an einer ‚Schnur', die sich nur in Masse bewegen konnten! Jeder von uns war an der ‚Schnur' durch die ‚Halsbinde' festgehalten, eine Art eiserner Triangel, der sich auf der einen Seite in einem Scharnier dreht und mit dem man auf der anderen Seite mit einem Nietnagel zusammengeschmiedet wird. Diese Schmiederei ist der gefährlichste Teil der Operation. Selbst die bockbeinigsten Eisenfresser halten hier mäuschenstill. Bei der geringsten Bewegung würde ihnen der Schädel zerschmettert, den der Schmiedehammer fortgesetzt streift ... Man ließ uns dann allein ... Alles, was man jetzt von den Sträflingen sah und hörte, war schamlos und abscheulich! Nur zu wahr ist's, daß der Sträfling, ist er erst einmal an der ‚Kette', sich berechtigt und verpflichtet glaubt, alles mit Füßen zu treten, was der Gesellschaft heilig ist. Sein Gesetzbuch ist fortan die Kette, und er kennt kein Gebot. Er kennt nur den Gehorsam, den ihm die Peitsche seiner Schinder abzwingt."

Vor dem Abmarsch wird untersucht, ob keiner die „Violine gespielt", das heißt die Kette durchgefeilt hat. Auf dem Marsche selbst — das ist authentisch und wird

übereinstimmend bestätigt — hausten die Sträflinge gegen die Bürger wie die Kroaten im Kriege. Und dies im Einverständnis ihrer Transporteure, die sich dabei bereicherten. „Ein Unglück für die Menschen, die einer solchen Kette begegneten, und für die Läden, die auf ihrem Wege lagen,“ erzählt Vidocq. „Die Menschen wurden beschimpft und mißhandelt, die Läden geplündert. Die Wächter duldeten das, denn sie hatten den Profit davon.“ Die Peitsche trat nur bei Schwächlingen in Aktion, aber dann hagelten die Hiebe, und gar mancher, dem man dies Ende nicht an der Wiege gesungen hätte, blieb unterwegs tot liegen. Eine solche Reise währte monatelang, denn die „Kette“



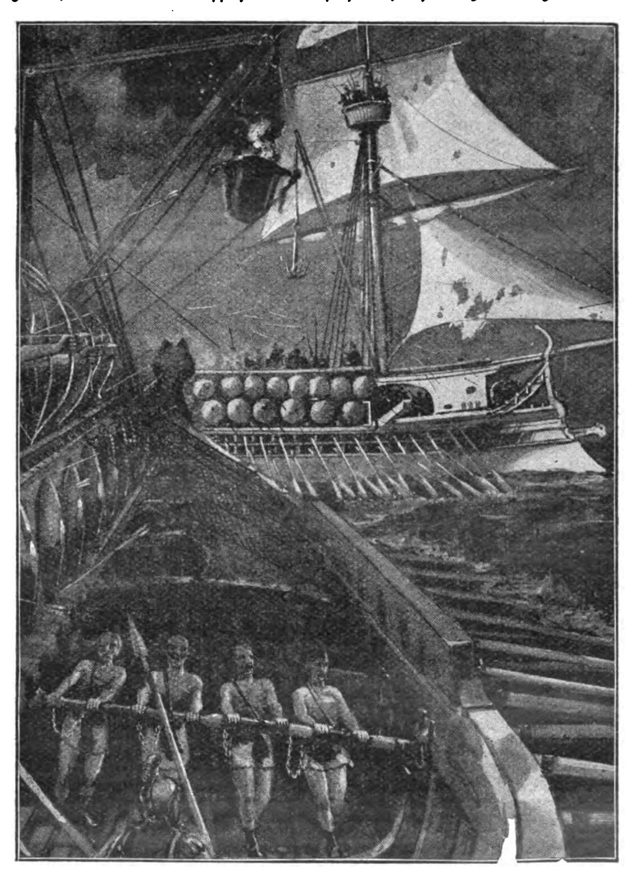
Modell einer rekonstruierten Triere (nach Napoleon III).

wurde erst im Bagno des Hafens aufgelöst. Hier erhielten die Sträflinge die aus einem roten Wams, Hemd und Hosen von Segeltuch und einer grünen Wollmütze bestehende Galeerentracht. War das geschehen, dann wurde jedem Galeerensträfling die „Bille“, eine Kugel, die man an einer kurzen Kette nachschleppte, an den Fuß geschmiedet.

Einige Tage später fand die Verteilung der Neuangekommenen auf die verschiedenen Galeeren statt, wo man sie sofort zu fünf und sechs auf eine Bank ankettete. Jede Galeere enthielt fünfundzwanzig bis dreißig Doppelbänke, auf denen ungefähr dreihundert Sträflinge angeschmiedet waren.

Die sechs Bankgenossen, die, nackt bis zum Gürtel, auf ihrer Bank angekettet saßen, ruderten, aßen, schliefen und — starben, mußten gleichmäßig und im Takt zeit ihres Lebens ihr fünfzig Fuß langes Ruder täglich zehn bis zwölf Stunden ohne Trank und Speise ununterbrochen in Bewegung halten. Das geringste Zeichen der Ermattung — und die Peitsche des Aufsehers klatschte auf den nackten Rücken! „Einmal mußten wir vierundzwanzig Stunden hintereinander ohne Pause mit allen Kräften rudern,“ erzählt Jean Marteilhe, der als paßloser Flüchtiger fast dreizehn Jahre auf den Galeeren zubringen mußte, in seinen Memoiren. „Bei solchem Anlaß steckten uns die Aufseher von Zeit zu Zeit ein Stück in Wein getauchten Zwiebacks in den Mund, damit wir nicht ohnmächtig würden. Da hörte man nur das Geheul der Schwächeren, denen unter den mörderischen Hieben, die man ihnen mit der Peitsche versetzte, das Blut den nackten Rücken hinunterlief; das Aufklatschen der schweren Peitsche; die Flüche und Schimpfworte der Aufseher, die vor Wut schäumten, wenn unsere Galeere hinter

einer anderen zurückblieb; die wilden Zurufe der Offiziere, die den Aufsehern befahlen, ihre Hiebe zu ver-



Römische Galeeren im Kampfe.

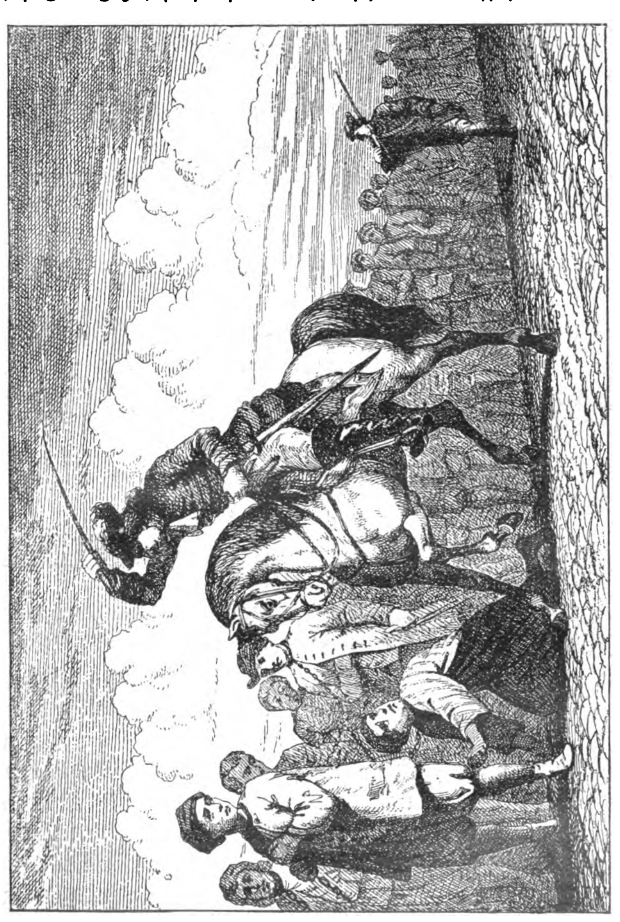
doppeln. Ward einer der Unglücklichen unter diesen barbarischen Hieben und übermenschlichen Anstrengungen ohnmächtig, schlug man so lange auf ihn los,

als er noch röchelte. Und gab er kein Lebenszeichen mehr von sich, so kettete man ihn los und warf ihn wie ein gefallenes Stück Vieh ins Meer, wo er den Fischen zum Fraße diente."

Bei dieser fürchterlichen Arbeit erhielten die Galeerensklaven nur anderthalb Pfund Brot, Wasser und ein viertel Pfund schwarzer Ackerbohnen geliefert. Das war alles. Wollten sie mehr, so mußten sie sich's von ihrem kargen Verdienst kaufen. Sie hatten nämlich in ihren freien Stunden und im Winterquartier aus ihren Arbeiten einigen Verdienst. Und bei diesem Leben war der Schlaf beinahe das menschenunwürdigste! Nach dem Nachtessen wurde das Zeichen zum Schlafen gegeben. Im Sommer saßen sie nachts auf dem Fußtritt ihrer Bank und stützten den Kopf an die andere Bank. Im Winter hatten sie etwas mehr Platz. Sie konnten sich dann auf einem Brett niederlegen, mit ihrem Mantel zudecken und durch Zelte vor der Kälte schützen. In einem strengen Winter aber ist es einmal im Hafen von Toulon vorgekommen, daß mehrere hundert Galeerensklaven während des Schlafes erfroren sind. Im Winter ruhte mitunter die Schiffahrt. Die Sträflinge durften dann, wie unsere Bilder zeigen, zur Arbeit ans Land gehen.

Bei allen Disziplinarvergehen wurden die Unglücklichen zur Bastonade verdammt, die aus zwanzig bis hundert Hieben bestand. War beim Rapport ein Galeerensträfling zur Bastonade verurteilt worden, was ohne Verhör zu geschehen pflegte, so legte man ihn über eine Bank oder eine Laufdiele, wobei vier Sträflinge seine Arme und Beine festhielten. Einer der zahlreichen Türkensklaven, die vom deutschen Kaiser oder den Malteserrittern bezogen wurden, mußte nun aus allen Kräften mit einem Tauende auf den bloßen

Rücken des Unglücklichen loshauen. Schlug er nicht fest genug zu, so sauste die Peitsche des Aufsehers über



Die „Kette“: Züchtigung eines auf dem Marsche zusammengebrochenen Sträflings.
Nach einem Stich von Morel-Fatio.

seinen eigenen bloßen Rücken. Er schlug also in seinem Interesse so stark zu, als er nur konnte. Nach wenigen

Schlägen war der Rücken des Ärmsten mit zerfetzten, blutrünstigen Schwielen bedeckt, die sich sofort entzündeten.

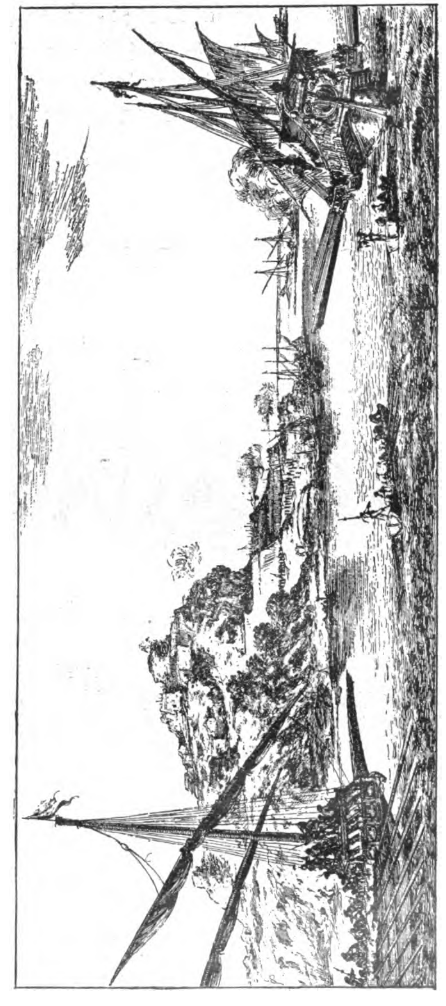
War die Bastonade beendigt, so wurde der zerfleischte Rücken mit starkem Essig und Salz eingerieben, um Wundbrand zu verhüten. Dies verursachte fürchterliche Schmerzen. Marteilhe erzählt, daß gewöhnlich schon bei dem zwölften Hieb die Gezüchtigten vor Schmerz und Blutverlust das Bewußtsein verloren. Trotzdem wurde die dekretierte Strafe erledigt. Man versetzte dem Bewußtlosen die übrigen Hiebe, so daß, wenn fünfzig, achtzig oder hundert verordnet waren, man schließlich einen Leichnam prügelte. Das wird auch von anderen Schriftstellern, insbesondere von Jules Loiseleur bestätigt, der die Geschichte der Galeerenstrafe unter Ludwig XIV. „einen der dunkelsten Punkte in der Regierungszeit des Sonnenkönigs“ nannte.

Er hätte ruhig international verallgemeinern können. Dabei ist nichts in der Welt zu jener Zeit überflüssiger gewesen als Kriegsgaleeren, die sich höchstens noch zur Küstenverteidigung eigneten. Bei stürmischem Wetter waren sie durchaus unverwendbar, und dieser Umstand zwang sie, sich stets in der Nähe der Küsten zu halten, an die die Kriegsfregatten vermöge ihres Tiefganges nicht immer heran konnten. Früher, zur phönizischen und römischen Zeit, in den Zeiten vor Erfindung des Kompasses, waren Ruderschiffe — sogenannte Trieren und, die größeren, Triremen, die wir nach einem von Napoleon III. rekonstruierten Modell veranschaulichen (Seite 157) — mit geringerem Tiefgang allgemein üblich, weil sich der ganze Seeverkehr in der Nähe der Küsten hielt. Als aber die Beschiffung des Weltmeeres möglich geworden war, gehörten die Galeeren,



was ihren Nutzwert betraf, auch als Strafschiffe zum alten Eisen.

Dies wird verständlicher, wenn wir uns den Bau einer Kriegsgaleere vergegenwärtigen. Sie war nichts anderes als ein großes Ruderboot, ein flaches, gewöhnlich fünfzig Meter langes und zwölf bis vierzehn Meter breites Schiff ohne Zwischendeck, besaß also nur ein gewölbtes Verdeck über dem höchstens zweieinhalb Meter tiefen Schiffsraum. Rechts und links von diesem Verdeck zogen sich



Galeeren im Hafen.
Nach einer Radierung von J. Callot.

— wie auch das Modell der von Napoleon III. rekonstruierten Triere zeigt, das das Innere des

Dreiruderers darstellt — die Ruderbänke hin, über denen seitlich sich die Galerien ausdehnten, die den Seesoldaten, Matrosen und Aufsehern zum ständigen Aufenthalte dienten. Man nannte sie die „Leisten".



Arbeiten am Land: Galeerensträflinge ein Segel ausladend.
Nach einem Holzschnitt von M. Schaeps.

Die Galeere hatte ferner zwei Masten, und zwar den großen, in der Mitte aufgesetzten, zwanzig Meter hohen Hauptmast mit einer vierzig Meter langen Segelstange und den auf dem Vorderteil aufgesetzten, etwa dreizehn Meter hohen Fockmast, dessen Rahe sechsundzwanzig Meter maß und, wie der Hauptmast, dreieckige, sogenannte lateinische Segel hatte. Die Querwand war meistens mit fünf Kanonen schwersten Kalibers, jede Seitenwand mit leichten Drehbassen armiert. Aber da die Galeeren für größere Reisen und bei stürmischem Wetter nicht zu gebrauchen waren, so baute man bald dreimastige, seetüchtige Galeassen. Die berühmte

Armada Philipps II. bestand aus Galeassen, die bis zu dreihundert Ruder führten, die teilweise von Freiwilligen bedient wurden, weshalb sie auch bis zu tausend Mann Besatzung führten. Aber diese Schiffe waren, obschon sie sich im Gefecht als sehr gut erwiesen, im Verhältnis zu ihrer Kriegstüchtigkeit so unerschwinglich teuer, daß sich nur wenige Seemächte den Luxus einer solchen Flotte zu leisten vermochten.

Man kam deshalb wieder zur Galeere zurück, die zum eigentlichen Mittelmeerkreuzer wurde und bei gutem Wetter auch manchmal gute Dienste tat. So



Arbeiten am Land: Das Füllen der Wasserfässer durch die Galeerensträflinge.

Nach einem Holzschnitt von M. Schaeps.

erzählt Marteilhe: „Im Monat Juli 1702 kreuzten wir bei ruhiger See auf der Höhe von Nieuport. Eines Tages entdeckten wir auf hoher See ein Geschwader von zwölf holländischen Kriegschiffen, die durch die

herrschende Windstille aufgehalten waren. Als wir sahen, daß eines der Schiffe etwa eine Meile von den anderen entfernt war, griffen wir es mit unseren sechs Galeeren an ... Wir ruderten aus allen Kräften darauf los und machten, als wir näher gekommen waren, die ‚Chamade‘, um den Feind zu erschrecken. Es ist in der Tat entsetzenerregend, wenn auf jeder Galeere dreihundert nackte, geschorene Menschen plötzlich aufspringen, ein wahres Indianergeheul anstimmen und mit ihren Ketten rasseln. Dies war die ‚Chamade‘, die alle, die sie noch nicht kannten, mit Schrecken erfüllen mußte. Wir erreichten damit auch unseren Zweck, denn die feindliche Mannschaft wurde von solchem Entsetzen ergriffen, daß sich alle kopfüber in den Schiffsraum stürzten und um Gnade baten. Unter diesen Umständen war es den Soldaten und Matrosen der Galeeren ein leichtes, das gewaltige Schiff, das fünfundvierzig Kanonen an Bord führte, zu entern. Es war ‚das Einhorn von Rotterdam‘. Wir bugsierten es schleunigst angesichts des feindlichen Geschwaders, das bei der herrschenden Windstille uns nicht verfolgen konnte, in den Hafen.“

Manchmal kam es aber auch anders, wie Marteilhe 1708 erfuhr, wo seine Galeere im Kampf mit einer englischen Fregatte beinahe in den Grund geschossen worden wäre und unter der Mannschaft ein fürchterliches Blutbad angerichtet wurde.

Die Galeerensträflinge konnten sich nach einiger Zeit loskaufen, wenn sie oder ihre Familie einen türkischen Kriegsgefangenen, den man zu jeder Zeit von den Maltesern kaufen konnte, als Ersatzmann stellten. Das Gesetz bestimmte außerdem, daß alle im Kampf gegen den Feind verwundeten Galeerensträflinge zu entlassen waren.

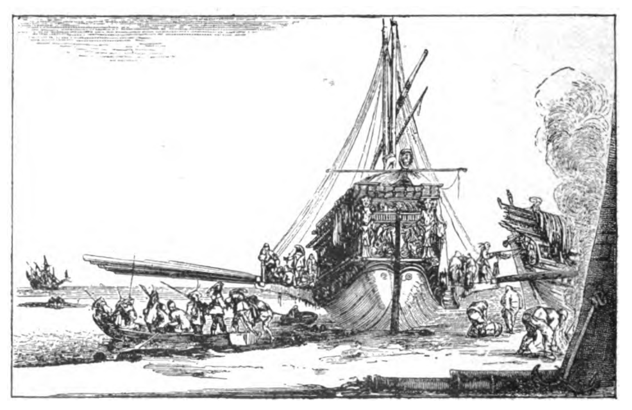
Eine dritte Möglichkeit, von der Galeere und der Ruderbank loszukommen, bestand im Nachweis der



Die Bastonade wird verabreicht.
Nach einem Kupferstich von Morel-Fatio.

Gebrechlichkeit. Aber dieser Beweis war nicht leicht zu erbringen, zumal die Ärzte sehr mißtrauisch waren und fürchteten, durch Simulanten hinters Licht geführt zu

werden. Deshalb halfen sich die Aufseher mit der „Probe“. Hatte sich im Winter ein Galeerensklave als invalid gemeldet, so machte man im Frühjahr beim ersten Auslaufen der Galeere mit ihm die „Probe“, indem man ihn durch hageldicht niedersausende Peitschenhiebe zur Hergabe seiner letzten Kräfte zwang. War der so erzielte „Zusammenbruch“ echt, so wurde der Kranke von der Ruderbank losgekettet, sah aber

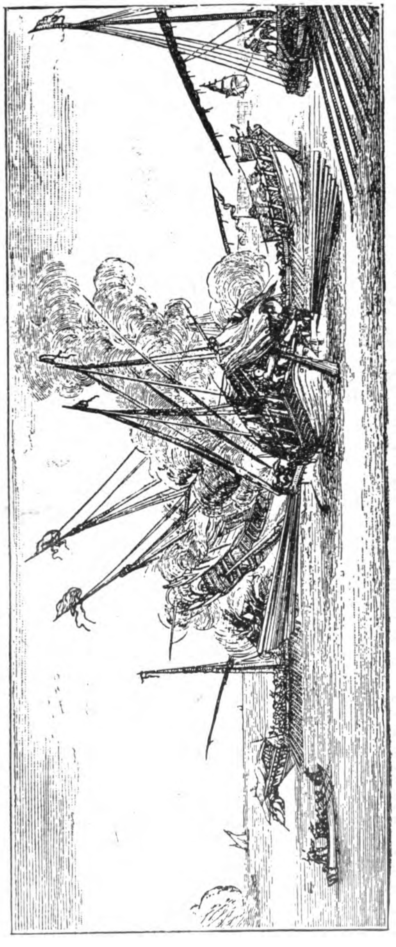


Eine Galeasse aus dem 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

die Sache nach Simulation aus, dann führte eine Bastonade sie definitiv zu Ende.

Gegen Fluchtgedanken wirkte ebenfalls die Bastonade, welche dann sämtliche fünf Bankgenossen des Flüchtlings erhielten. Infolgedessen bewachte ängstlich einer den anderen. Dasselbe Mittel verhinderte manchen Selbstmord. Trotzdem waren die Selbstmorde sehr häufig. „Diese Epidemie,“ so drückt sich 1666 ein Galeerenintendant in seinem Bericht an Colbert aus, „entstand deshalb, weil die Sträflinge

wußten, daß sie auch nach Ablauf ihrer Strafzeit nicht freigelassen werden würden.“ Um ihnen die Hoffnung wieder zu geben, wurde dem Minister allen Ernstes vorgeschlagen, zum Schein einige zurückgehaltene schwache Sträflinge freizulassen, „was auf jeden Fall einen guten Eindruck machen würde“.



Französische Galeeren im Kampf mit einem Kriegschiff.
Nach einer Radierung von J. Callot.

Hertz hat recht, wenn er angesichts dieser und anderer Justizgreuel schreibt: „Und so sind denn die Greuel der Schreckenszeit nicht etwa das Erzeugnis plötzlichen Wahnsinns, der Frankreich befiel, sondern sie stellen die Frucht einer psychologischen Einwirkung dar, der die breitesten Schichten der Bevölkerung viele Generationen hindurch ausgesetzt worden sind. Indem das Volk

in der großen Revolution eine so namenlose Geringschätzung von Menschenleben an den Tag legt, folgt es nur dem Beispiel, das ihm tagtäglich von den Machthabern des alten Frankreich gegeben worden war. Für diese ging damit eine blutige Saat auf, die sie selbst gesät haben."

Dupaty konstatierte allerdings 1788 eine bedeutende Milderung in der Behandlung der Galeerenstrafe. Diese Milderung war jedoch mehr eine Folge der berühmten Streitschrift Beccarias: „Von den Verbrechen und Strafen", die schon 1764 erschien, aber erst später durchdrang — als ein Angstprodukt vor der „blutigen Erndte blutiger Saaten".

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwand endlich die Galeerenstrafe, um durch die sogenannte Karrenstrafe ersetzt zu werden, was ungefähr dasselbe war, denn beide Strafen stellten den Menschen noch unter den Kettenhund, der doch des Nachts freigelassen wird, während seine menschlichen Leidensgenossen Tag und Nacht angekettet blieben, wohl zum Beweis dafür, daß es Freiheitstrafen gibt, die härter sind als der Tod durch Henkershand.





Sehnsucht.

Erzählung von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Nun war sie schon ein ganzes, langes Jahr verlobt, und nur zweimal hatte sie ihren Alfred in dieser Zeit gesehen. Das erste Mal, als er drei Tage zur Verlobungsfeier nach Berlin gekommen war, das zweite Mal, im Mai, als er seinen jährlichen vierzehntägigen Urlaub genommen hatte.

Nun war es Herbst, die Tage wurden kürzer und die heimlichen Dämmerstunden länger, in denen die Sehnsucht riesengroß wuchs. Da nützten all die lieben, süßen Briefe nichts, die man sich gegenseitig schrieb. Da halfen all die schönen Zukunftsträume wenig, in denen man sich schon im eigenen Heim sah, in denen Hilde mit ihrem Schatz in dem kleinen, traulichen Städtchen am grünen Rhein als seine Hausfrau leben würde.

„Komm doch!“ schrieb Hilde manchmal an den Verlobten, wenn seine Briefe von Sehnsucht erzählten und von einsamen Tagen in der fremden Stadt. Und wenn er nur auf einen einzigen Sonntag kommen könnte und zwei Nächte fahren müsse, um diesen einzigen Tag bei der Braut zu sein. .

Er kam nicht. Er schrieb herzlich und warm von seinem Dienst und seinen Pflichten, und daß eine so weite, kostspielige Reise für nur einen Tag entschieden Leichtsinn sei. Und daß er sparen wolle für ihr gemeinsames künftiges Glück, sparen, da jene gesegnete Zeit

nicht mehr allzu fern läge, in der er die Braut als sein Weib für immer zu sich holen dürfe.

Hilde weinte beinahe vor Enttäuschung, wenn sie so einen vernünftigen Brief bekam.

„Wenn er mich lieb hätte, wenn seine Sehnsucht so groß wäre wie meine, würde er kommen,“ behauptete sie.

Die Mutter schalt. Sie gab dem Schwiegersohn vollständig recht, lobte seine weise Einsicht und seine Sparsamkeit und hätte es direkt unsinnig gefunden, wenn ein so vielbeschäftigter Mann, wie Alfred es war, zwei schlaflose Nächte auf der Eisenbahn zubringen würde, um ein paar flüchtige Stunden mit der Braut zu vertändeln. Wenn zwei Menschen darauf warten, sich ihr eigenes, bescheidenes Nest zu bauen, wären sechzig Mark Reisegeld eine sehr große Summe, die man nicht leichtsinnig für ein paar Stunden Zusammensein wegwerfen dürfe.

Hilde sah das nicht ein. Sechzig Mark — Du lieber Gott, das war doch gar kein Geld, wenn die große, große Sehnsucht dadurch gestillt werden konnte! Sie hatte dreihundert Mark auf der Sparkasse, sie brauchte bloß hinzugehen und sich die sechzig Mark zu holen. Einen ganzen Tag hätte sie dafür selig sein und ihren Alfred haben können!

Aber Alfred würde das Geld natürlich nie von ihr annehmen, denn er war unbändig stolz; sie würde es überhaupt nicht wagen, ihm Geld anzubieten. Aber es war doch da, es gehörte ihr doch, sie hatte es sich doch selber gespart, hatte alles, was sie je vom Vater oder Verwandten geschenkt bekommen, immer nur auf die Sparkasse getragen. Durfte man sich dafür nicht einmal eine große Freude erkaufen?

Hilde kam nicht los von diesem Gedanken. Und

die Sehnsucht nach dem Verlobten wuchs von Tag zu Tag, schreckte sie nachts aus schweren Träumen empor, nahm ihr am Tage die Lebenslust und das frohe Denken an zukünftige, glückliche Tage.

Wenn sie nun selber hinführe zu Alfred! Einen kurzen Tag nur, vielleicht nur ein paar selige Stunden — was war denn weiter dabei, es brauchte ja niemand um diese Reise zu wissen!

Den Eltern konnte sie erzählen, daß sie zu Tante Doris wolle nach Oranienburg, da war sie ja in jedem Monat ein paar Tage zu Besuch, das fiel gar nicht auf.

Köstlich würde das sein! Wie oft hatte Hilde schon den Fahrplan studiert! Sie wußte, daß ein Schnellzug am frühen Morgen aus Berlin fortfuhr, der bereits um sechs Uhr abends in Löbstädt ankam. Es würde noch hell sein, vielleicht gerade die Sonne über dem Rhein herniedersinken. Alfred hatte ihr schon oft den Bahnhofsplatz beschrieben, die alten, ehrwürdigen Straßen und Plätze, selbst das Haus, in dem er wohnte, kannte sie genau aus seinen Schilderungen. Seine Wirtin war eine liebe alte Dame, deren Güte er nicht genug rühmen konnte. Vielleicht kam er gerade um sechs Uhr aus dem Dienst, kam ahnungslos den Bahnhofsplatz entlang und trug den geliebten Kopf ganz tief vor lauter Sehnsucht und Einsamkeit. Bis sie dann plötzlich vor ihm stand, bis er strahlend die Arme ausbreitete, ihren Namen rief, ihren Mund küßte!

Gar nicht auszudenken wagte Hilde dieses Glück. Er würde sie natürlich zu seiner Wirtin bringen, zu der famosen alten Dame, wo er zwei Zimmer abgemietet hatte, würde die bitten, die Braut eine Nacht bei sich zu beherbergen — oh, wie gut und natürlich das alles sein würde! Am anderen Tage war Sonntag, da hatte Alfred keinen Dienst. Da würde er ihr das

rebenumkränzte Rheinufer zeigen, in denen es jetzt gewiß rot und blau von Trauben war. Und alle Sehnsucht war vorbei, alle Wünsche schliefen ein, und sie konnte am Abend wirklich noch zur Tante nach Oranienburg fahren, wie sie es den Eltern erzählt hatte.

Wie einfach das alles war!

Drei Tage ging Hilde mit heißen, verträumten Augen in der Wohnung umher. Drei Tage saß sie heimlich lächelnd über ihrer Näharbeit im Wohnzimmer, und die ihr am Fenster gegenübersitzende Mutter lächelte mit und freute sich des bräutlich schönen Kindes, das da so fleißig an der Aussteuer half.

„Wenn du wüßtest,“ dachte Hilde dann oft, „wenn du wüßtest, woran ich denke! Du hättest das ja sicher vor zwanzig Jahren nicht gemacht und wärest so selbständig und resolut zu Papa gefahren, wenn du ihn sehen wolltest — aber heute ist man eben ein modernes Mädchen, heute ist da gar nichts dabei. Man muß sich über veraltete Vorurteile hinwegsetzen und nur tun, wie es das Herz einem eingibt!“

Und immer mehr verlor sich das kleine Schuldgefühl, das im Anfang dagewesen war, und immer stolzer wurde Hilde in dem Bewußtsein ihrer Selbständigkeit. „Ich tue ja kein Unrecht,“ dachte sie dann selig, „tausend junge Mädchen fahren heute allein auf der Eisenbahn weite Strecken, da ist es doch wirklich gleich, ob das Ziel dieser Fahrten eine Tante, eine Großmama oder der Verlobte ist.“

Auch die Tränen waren jetzt versiegt. Sie konnte lachen, wenn Alfred in seinen Briefen so vernünftig schrieb vom Warten auf ein Wiedersehen, wenn er sie auf Weihnachten vertröstete, wo er sicher einige Tage Urlaub bekommen würde, um das Fest bei der Braut zu verleben.

Du lieber Gott — Weihnachten! Bis dahin waren es noch volle drei Monate, bis dahin konnte man längst gestorben und begraben sein, und hätte nichts mehr voneinander gehabt.

Der Spätsommer war sehr schön in diesem Jahr. Warm und strahlend stand die Sonne über der Welt, und Hilde nahm den goldenen Segen hin wie ein extra für sie ausgedachtes Geschenk.

Mutter und Vater fanden es daher auch sehr erklärlich, daß die Tochter bei diesem schönen Wetter Tante Doris besuchen wollte. Die hatte hinter ihrem Landhäuschen einen Garten, der voll Obstbäume stand, hatte hundert kleine Freuden für die Nichte bereit, wenn sie als lieber Gast in diesem Häuschen einkehrte.

Nur daß Hilde ausgerechnet ihr schönstes und neuestes Kleid auf dieser kurzen Reise anziehen wollte, sah die Mutter nicht ein. Tante Doris war viel zu praktisch, die würde das gar nicht wollen, daß Hilde so geputzt bei ihr ankäme.

Es gab einen harten Kampf, der aber doch mit einem Sieg der Tochter endete.

„Ich packe mir ja eine alte Hausbluse ein. Sei doch gut, Muttchen!“ schmeichelte das seltsam aufgeregte Kind wieder und wieder.

Und Muttchen war gut. Ihr hatte es schon selber bitter weh getan, daß ihr lustiges Mädel so oft den Kopf vor Sehnsucht nach dem fernen Liebsten hängen ließ. Nun tat ihr das helle Lachen selber gut, das Hilde plötzlich wieder gefunden hatte, und die glücklichen Augen, mit denen Hilde eines Morgens in aller Frühe mit ihrem Reisetäschchen loszog.

Ein Jammer war's sicher um das gute blaue Tuch und die weißen Spitzen an dem schönen Kleide. Aber das schlanke Mädel sah so frisch und reizend darin aus,

daß man es ihrer Jugend wirklich sehr gut nachfühlen konnte, so schön als möglich in den goldenen Herbsttag hineinfahren zu wollen.

Herzklopfen hatte Hilde aber doch. Das rote Blut saß ihr siedendheiß in der Stirn, als sie ihr heimlich von der Sparkasse geholtes Geld auf das Zahlbrettchen legte und ihre Fahrkarte verlangte. Zweimal mußte sie das Wort „Löbstädt“ wiederholen, so leise hatte sie es am Schalter gesagt.

Der Bahnbeamte hatte schon ein barsches Wort auf der Zunge, sagte es aber schließlich doch nicht. Da in den Augen vor ihm war ja ein Leuchten — so strahlend hatte er es wirklich selten durch das kleine Schiebefensterchen gesehen.

Hilde fuhr zweiter Klasse. Sie hatte Alfred nichts von ihrem Vorhaben geschrieben, damit die Überraschung und die Freude um so größer war.

Seinen letzten Brief trug sie bei sich in ihrem Reisetäschchen. Beinahe auswendig konnte sie den, so oft hatte sie ihn gelesen.

„Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr!“ hatte er geschrieben. Dann war es aus mit aller Sehnsucht und aller Einsamkeit, dann könne er auf die Wohnungssuche gehen am schönen Rhein und seinem Lieb das Nest aussuchen. Auch Bekannte hätte er schon in Löbstädt gefunden, die nur darauf warteten, sie als junge Frau begrüßen zu können.

„Die dürfen mich natürlich nicht sehen,“ dachte Hilde plötzlich ein wenig erschrocken vor diesem aufschießenden Gedanken.

Hilde hatte gehofft, in ihrem Abteil allein zu bleiben. Im letzten Augenblick aber vor der Abfahrt stieg noch ein junges Paar ein, das anscheinend sehr lange nach einem geeigneten Platz gesucht und nun die Gesell-

schaft nur eines jungen Mädchens für die beste heraus-
gefunden hatte.

Beide hatten funkelnagelneue Gepäckstücke, beide rückten sofort sehr nahe zueinander, und obwohl Hilde krampfhaft aus dem Fenster sah, nahmen sie sich offenbar sehr zusammen, um sich nicht alle Augenblicke einen Kuß zu geben.

Sie saßen Hand in Hand, sprachen halblaut von Hochzeitsgeschenken, Verwandten und Vorträgen während der Festtafel und von ihrem schönen Ziel — dem Rhein.

Hochzeitsreisende waren's, das wußte Hilde sofort, als sie diesem Gespräch zuhörte. Und ein wundersames Gefühl der Erwartung durchrieselte sie bei jedem dieser süßen, geflüsterten Worte, bei jedem Händedruck und jedem Liebeszeichen.

Bald — ja bald war sie auch wieder selig. bald hatte sie Fred wieder!

Die junge Frau hatte so ein feines, schmales Gesichtchen. Sie war wohl schon über die erste Jugend hinaus, denn über den Augen waren da so ein paar Fältchen, die doch in den ersten zwanzig Jahren nicht in ein Gesicht hineingehören. Und der Mann — wahrhaftig, der hatte schon ein paar graue Haare an den Schläfen, der war sicher auch viel älter wie Alfred.

Der Zug fuhr ratternd seinen Weg.

Mit jeder Stunde fühlte Hilde ihr Herz stärker klopfen. Das wundersame Gefühl seliger Erwartung verlor sich langsam, und die Sonne, die so verheißungsvoll klar am frühen Morgen aufgestanden, verschwand hinter einer dicken, schwarzen Wolkenwand.

Die beiden Mitreisenden waren sehr höflich und nett zu Hilde. Sie boten ihr Zeitungen an zum Lesen, Wein und Backwerk, sie wollten offenbar auch sie teil-

nehmen lassen an ihrem großen Glück. Sie erzählten es schließlich selber, daß sie gestern Hochzeit gehabt hätten, und nun vierzehn Tage an den Rhein wollten, um die schönen Herbsttage noch auszukosten. Sie fühlten sich durch diese Erzählungen auch freier dem jungen Mädchen gegenüber und versteckten ihre Liebe zueinander nicht mehr so ängstlich wie am Anfang.

Hilde blieb sehr schweigsam bei allen diesen Dingen. Sie kam sich als Störenfried vor und wäre am liebsten auf der nächsten großen Station umgestiegen. Aber da hielt sie die junge Frau selber zurück mit ihrem freundlichen Geplauder. Der Ehemann war allein ausgestiegen, um während des längeren Aufenthalts einige Depeschen aufzugeben, und ließ seine Frau allein mit Hilde zurück.

Die Fremde lächelte verlegen, als sie allein mit dem jungen Mädchen war.

„Was Sie wohl von uns denken werden! So zwei verliebte Leutchen zu beobachten, muß gar nicht schön sein! Aber wie ich an Ihrem Ring sehe, sind Sie ja auch verlobt. Da können Sie es wenigstens nachfühlen, wie das tut, endlich einmal gemeinsam hinauszufahren in die schöne Welt,“ sagte sie offen und herzlich.

Hilde wurde heiß und rot bei diesem Bekenntnis. „Ich wollte eigentlich hier umsteigen,“ meinte sie ebenso verlegen wie die junge Frau.

Die schüttelte den Kopf. „Tun Sie's lieber nicht. Sie sehen ja, daß wir uns sehr wohl in Ihrer Gesellschaft gefühlt haben. — Sind Sie schon lange verlobt?“

Hilde nickte leidenschaftlich. „Ein ganzes Jahr schon.“

Da lachte die Fremde. „Wie Sie das sagen! Ein ganzes Jahr! Ich war sechs Jahre offiziell Braut und vorher schon zwei Jahre heimlich mit meinem Schatz versprochen.“

„Das hielte ich nicht aus! Oder — ja, das heißt — ich müßte denn in derselben Stadt mit meinem Bräutigam sein,“ stotterte Hilde.

Die junge Frau sah in die heißen Mädchenaugen und schüttelte langsam den Kopf. „Das geht doch nicht immer nach unserem Willen, liebes Fräulein. Da stellt das Schicksal meistenteils immer einen anderen Wegweiser für uns auf, als wir ihn gerne hätten. Ich war in Berlin und mein Bräutigam in Ostpreußen — das ist eine weite Entfernung zwischen Brautleuten. Mein Mann hat da sein Geschäft, von dem er nur sehr selten abkommen konnte. Da hieß es immer warten und wieder warten auf ein Wiedersehen. Und ehe dieses Geschäft nicht so gut ging, daß es eine Familie ernähren konnte, eher konnten wir auch nicht ans Heiraten denken. So sind acht Jahre vergangen.“

„Acht Jahre!“ Erschrocken sagte es Hilde nach. Und gleich hinterher rief sie erleichtert: „Wir heiraten schon im nächsten Jahr!“

„Sie Glückliche!“ meinte die junge Frau leise. „Ich bin's ja nun auch und habe heute die ganzen acht Jahre voller Sehnsucht vergessen. Wenn man bedenkt, daß man sich in diesen acht Jahren nur viermal gesehen hat, kommt mir meine gestrige Hochzeit beinahe wie ein Traum vor, unsere gemeinsame Reise wie Zauberei.“

„Viermal in acht Jahren!“ dachte Hilde und begriff plötzlich die frühen grauen Haare des Mannes und die ersten Runen schwindender Jugend im Gesicht der Frau. „Warum haben Sie denn Ihren Bräutigam niemals besucht? Wir Mädchen haben doch viel mehr Zeit wie die Männer, da ist es doch nicht so schlimm, einmal zu ihm zu fahren, und sei es nur auf einen einzigen Tag.“

Die junge Frau, die eben nach dem Gatten ausgesehen hatte, wandte den Blick und sah direkt in die Mädchenaugen. Fühlte sie, was in dem unfertigen, sehnsuchtsreichen Mädchenherzen vorging? Ihre Stimme war ganz weich und warm, als sie nun sprach, beinahe so, wie sie vorhin mit ihrem Manne geflüstert hatte.

„Ach, liebes Fräulein, das ist eine schwerwiegende Frage! Nein — hingereist bin ich niemals zu meinem Bräutigam. Ich hatte ja keine Mutter mehr, die mitkommen konnte. Und allein? Der Wunsch ist wohl manchmal dagewesen in meiner großen Not und meiner Sehnsucht. Alle Tage wanderten meine Gedanken den Weg zu ihm, in sein Haus, in sein Zimmer, in den ganzen Kleinstadtzauber seiner Heimat. Aber konnte ich denn, durfte ich ihm denn das antun, trotz aller unserer gegenseitigen Einsamkeit? Nahm ich unserem Verlöbnis dadurch nicht das Heiligste und Reinste, was es besaß, unserer späteren Ehe das Beste, was sie uns nun mitgebracht hat, die gegenseitige Hochachtung? Gewiß — wir Frauen leben immer nur dem Gefühl, der augenblicklichen Stimmung unserer Herzen, die Männer aber haben meist auf ihren Stand und ihren Beruf Rücksicht zu nehmen, sie leben ihrer Ehre und vielen anderen Mächten, denen sie unterworfen sind, wenn sie vorwärtskommen wollen. Gewiß, ich war oft nahe daran, auf und davon in die Arme meines Liebsten zu eilen, aber dann sah ich jedesmal ein Bild vor mir, das ich mir hundertmal ausgemalt hatte in meinen Zukunftsträumen. Ich sah mich das erste Mal als junge Frau in das Haus meines Mannes einziehen, ich sah die Leute der kleinen Stadt mir nachblicken, jeder hatte ein freundliches Willkommenswort für die junge Frau. Ich glaube,

der liebe Gott selber malt diese Art Bilder in unsere Herzen hinein, daß sie so heilig und hell dastehen können. Wie aber wäre es wohl gekommen, wenn ich meiner Sehnsucht nicht Herr geworden wäre, wenn ich in kindischem Unverstand meinen Bräutigam aufgesucht hätte? Die hellen, frommen Bilder wären mit einem Male verwischt, die Grüße der Leute in so einer kleinen Stadt wären ganz anders ausgefallen, mein Bräutigam selber hätte trotz aller Liebe zu mir nur ein peinliches, unfreies Gefühl für meinen Besuch gehabt, und trotz aller Schuldlosigkeit unseres kurzen Beisammenseins wären wir vielleicht nun alle beide um den Zauber unserer jungen Ehe gekommen."

Die junge Frau schwieg, als warte sie auf eine Bestätigung ihrer Worte.

Als aber keine Antwort kam, als das junge Gesicht neben ihr gar nicht auffsah, fuhr sie leiser fort: „Stellen Sie sich das doch selber einmal vor, liebes Fräulein. Ich glaube nicht, daß Sie Ihrem Bräutigam einen Gefallen damit täten, wenn Sie plötzlich bei ihm auftauchten ohne Mutter, ohne jede Begleitung. Er wüßte vielleicht gar nicht, wie er sich zu Ihnen stellen sollte, und er hätte gewiß nur die eine Angst, daß Sie von Kollegen oder seinen Freunden gesehen würden und in ein schlechtes Licht vor ihnen kämen. Denn das verträgt ein Mann am allerwenigsten, das ist geradezu eine Vorbedingung zu guter Ehe, daß der Brautstand heilig bleibt und unberührt von jeder bösen Nachrede."

Aber was war denn nur?

Die junge Frau beugte sich erschrocken vor.

Das klang ja gerade so, als ob das junge Ding vor ihr zum Herzerbarmen weinte? Sie wollte fragen, sie wollte beruhigen, da wurde die Tür geöffnet, und der junge Ehemann stieg ein.

„Wir haben noch fünf Minuten Zeit. Wollen Sie nicht noch schnell eine kleine Erfrischung nehmen, meine Damen?“ rief er fröhlich.

Er bekam keine Antwort. Nur die junge Frau legte hastig und verstohlen den Finger auf die Lippen.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?“ fragte er höflich, als er sah, wie die junge schweigsame Reisegenossin plötzlich an ihrer Ledertasche, die im Gepäcknetz lag, zerrte, um sie herabzunehmen.

Hilde neigte den Kopf. Ihre Hand lag einen Augenblick schwer und heiß in der der jungen Frau.

„Ich will aussteigen,“ sagte sie heiser vor Aufregung.

Dann stand sie auf dem Bahnsteig und wußte gar nicht, wie sie das so schnell fertig gekriegt hatte.

„Umkehren!“ dachte sie — nichts weiter wie das eine Wort.

Und nun ein Pfiff, über sich am Fenster die beiden nickenden Köpfe der Hochzeitsreisenden, und langsam fuhr der Zug weiter.

Mit schleppenden Schritten ging Hilde in den Wartesaal. Sie bestellte sich mechanisch ein Glas Bier bei dem herbeieilenden Kellner und trank doch kein Schlückchen davon.

In einer halben Stunde fuhr ein Zug zurück nach Berlin. Sie konnte noch am Nachmittag bei Tante Doris sein.

Krampfhaft schluckte Hilde die immer wieder emporquellenden Tränen hinunter, dann griff sie plötzlich nach Alfreds Brief.

„Übers Jahr, mein Schatz — übers Jahr!“

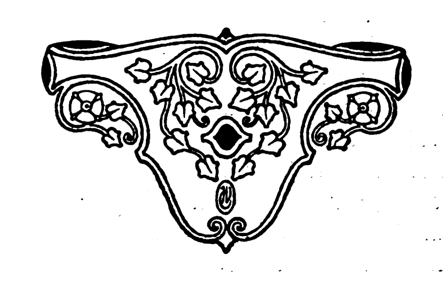
Durch die hohen Bogenfenster des Wartesaals floß schon wieder das Sonnenlicht. Ein paar späte Rosen standen im Glase davor, und irgendwo in einer Ecke lachte ein Kind.

Hilde sah und hörte das alles, und langsam falteten sich ihre Hände über dem Briefe Alfreds.

Übers Jahr würde sie hier vielleicht auch sitzen mit ihm, dann war sie vielleicht auch auf der Hochzeitsreise wie die fremde junge Frau. Und in Löbstädt war irgendwo an einer Tür ein Kranz von Weinlaub und späten Rosen angebracht, und unter diesem Kranz da standen die Worte: „Gott segne euern Eingang!"

Die gefalteten Hände lösten sich. Ein Lächeln kam um den jungen Mund und in die nassen Mädchenaugen. Alle Sehnsucht nahm das mit und alle Torheit kindlicher, phantastischer Wünsche.

Und mit diesem Lächeln glücklicher Erkenntnis fuhr Hilde den Weg zurück, den sie gekommen war.





In der Hauptstadt Australiens.

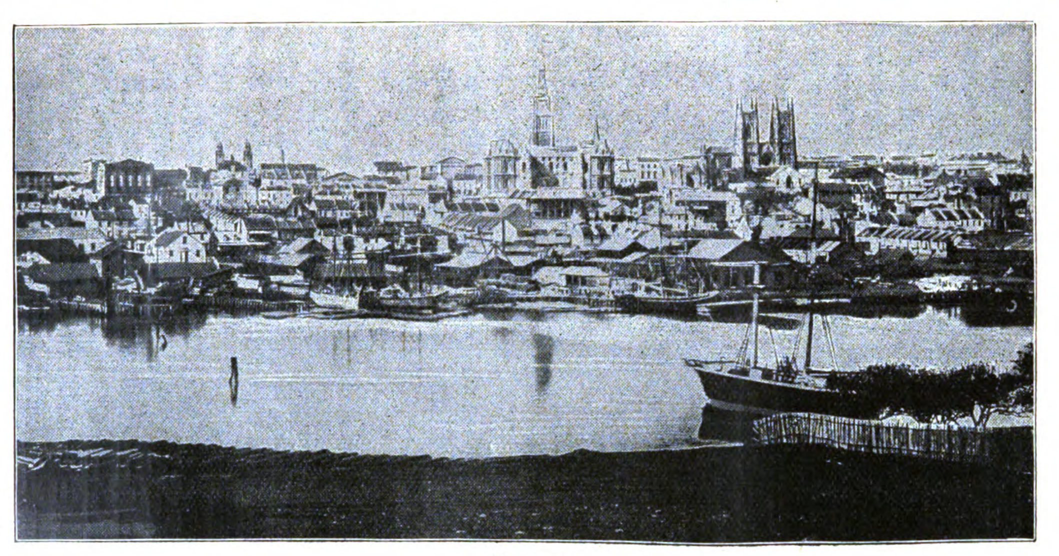
Von W. H. Geinborg.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Kein Kontinent darf sich einer herrlicheren Eingangspforte rühmen, als sie Australien in dem Hafen von Sydney, seiner größten, ältesten und vornehmsten Stadt, besitzt. In märchenhafter Schönheit öffnet sie sich vor dem auf einer langen Seefahrt ausgeruhten Auge des Reisenden, und die mit Recht so hochgepriesenen landschaftlichen Reize der Häfen von Neapel und von Rio de Janeiro können kaum rivalisieren mit der Pracht der Farben und der Anmut der Linien, die hier den Staunenden entzücken.

Ein steil aufsteigendes Felsgestade aus leuchtend rotem Sandstein erhebt sich in einer Höhe von ungefähr 100 Meter aus der tiefblauen See, malerisch belebt durch tief eingeschnittene Klüfte und vorgelagerte Klippen, um deren Fuß der weiße Gischt der Brandung sprüht. Zwischen zwei hohen Felsenköpfen aber tut sich breit und ruhig die Einfahrt in den Jacksonhafen auf, dessen schimmernden Hintergrund das Häusermeer von Sydney abgibt.

Man kann sich kaum etwas Bezaubernderes vorstellen als die Fahrt durch diese spiegelglatte Hafenbucht, die sich etwa 15 Kilometer tief in das Land hineinzieht. Denn die üppige Vegetation des Südens mit ihren unzähligen Abtönungen vom hellsten bis zum dunkelsten Grün schmückt nicht nur die sanft ansteigenden Ufer dieses kleinen Meerbusens, sondern



Sydney.

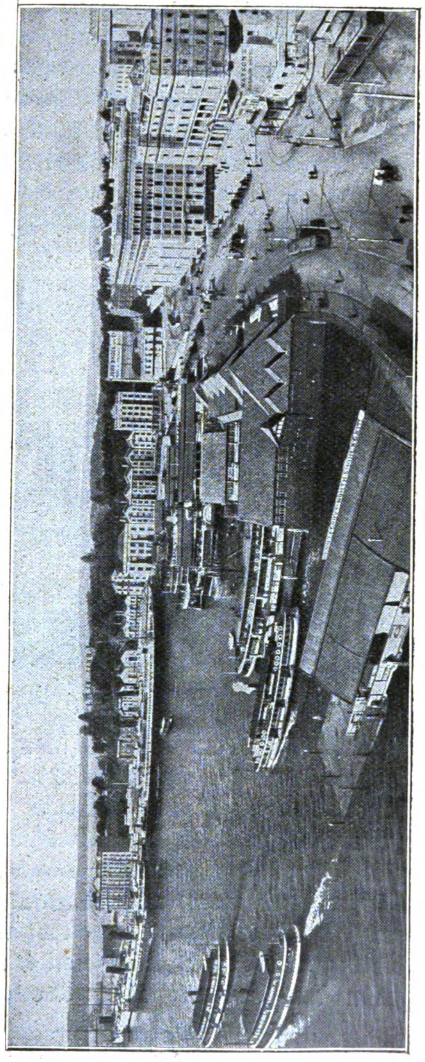
sie wandelt auch die Unmenge winziger Inselchen, mit denen er übersät ist, in ebensoviele prangende und duftende Gartenbeete, deren balsamischen Hauch der sanfte Wind gleich einem Paradiesesodem weit in die See hinausträgt. Hie und da unterbricht ein Streifen rötlichen Sandes die grandiose Farbensymphonie in Grün, aus der Ferne aber leuchten vor dem zartvioletten Hintergrunde eines lieblich umrissenen Höhenzuges die weißen Häuser und die blitzenden Kupferdächer der Stadt herüber, die nach der unerschütterlichen Überzeugung jedes Australiers ihresgleichen nicht hat auf dem ganzen Erdenrund.

Daß dabei ein gut Teil patriotischer Selbstüberschätzung im Spiele ist, wird dem Fremden allerdings bald genug offenbar. Immerhin aber bleibt der unverwischbare erste Eindruck wohl in jedem stark genug, um ihn zu einem wohlwollenden Beurteiler dessen zu machen, was sich seiner Wißbegier nach der Landung darbietet, und was auf den durch die alte europäische Kultur Verwöhnten naturgemäß nicht immer so großartig und imponierend wirken kann, als es dem Einheimischen erscheint.

Ganz ohne einen kleinen, je nach der Gemütsart des Reisenden als peinlich oder als komisch empfundenen Aufenthalt pflegt sich übrigens diese Landung neuerdings nicht zu vollziehen. Namentlich die ärztliche Untersuchung muß jeder über sich ergehen lassen. Sie vollzieht sich gewöhnlich in der Weise, daß die Reisenden, in zwei Reihen an Bord aufgestellt, dem zwischen ihnen dahinwandelnden Hafenarzt die Zunge herausstrecken müssen, was übrigens die meisten, eingedenk der symbolischen Bedeutung dieser Handlung, mit ganz besonderem Vergnügen tun sollen.

Das Anlegen der Schiffe erfolgt sozusagen im

Herzen der Stadt an einem mächtigen, halbkreisförmig gebauten Kai, der mit großen Schuppen, Speichern und Magazinen dicht besetzt ist. Hier gewinnt man sogleich die Überzeugung, sich an einem Handelsplatze von erheblicher Bedeutung zu befinden. Man braucht nur einen Kundigen nach der besonderen Bestimmung der einzelnen Gebäude zu fragen, um auch über den wichtigsten Exportartikel unterrichtet zu sein. Die riesigsten unter den Lagerhäusern dienen nämlich ausschließlich den Zwecken des Wollhandels, über den später noch einige Worte



Der große Rundkai.

werden gesagt werden müssen. — Vorerst drängt es den Ankömmling natürlich, der „Städtekönigin“ Sydney einen Besuch abzustatten, und die erste Empfindung bei einer Fahrt durch die langgedehnten, oft überraschend prächtigen Straßen ist selbst für den Kenner von London, Paris und Berlin sicherlich nicht die einer Enttäuschung. Zwar beziffert die Statistik die Einwohnerschaft von Sydney



Die Vorstadt Balmain.

nur auf 139,000 Seelen; aber man darf nicht vergessen, daß rund um die eigentliche Stadt nicht weniger als sechsunddreißig Vororte gelagert sind, die von insgesamt 349,000 Menschen bewohnt werden. Das ergibt schon die ansehnliche Gesamtzahl von 488,000 Köpfen, und wenn man hinzufügt, daß die Anlage und die Einrichtungen der Stadt recht wohl auch für die doppelte Anzahl ausreichen würden, so darf man kaum den Vorwurf einer Übertreibung befürchten. Die Ähnlichkeit mit London ist vielfach eine geradezu

überraschende, immer abgesehen natürlich von der wunderbaren Reinheit und Klarheit der Atmosphäre, die alles wie in ein Meer von Licht getaucht erscheinen läßt und jede architektonische Schönheit zu einer im dunstigen Europa nie erreichten Geltung bringt.

Die interessantesten Bilder bieten sich dem Beob-



Das Hauptpostamt.

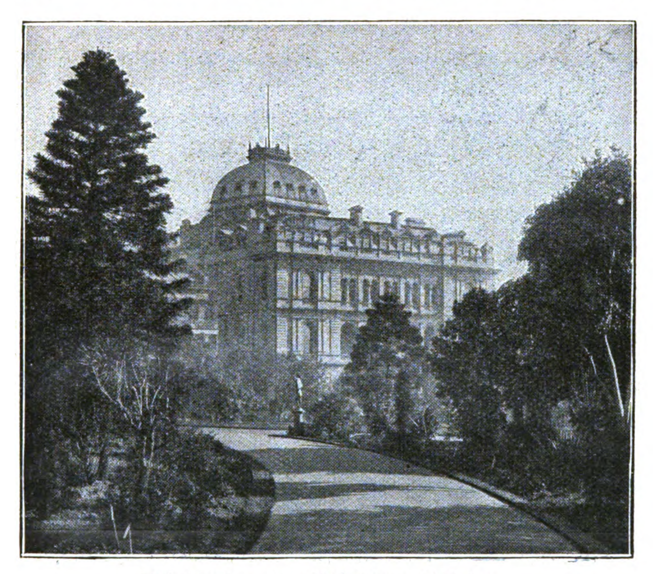
achter in der dem Hafen angrenzenden „City", die nicht nur der Schauplatz des gesamten Geschäftsverkehrs, sondern auch der Mittelpunkt des ganzen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens von Sydney ist. Hier befinden sich fast alle staatlichen Verwaltungsgebäude, sämtliche Banken, Theater und vornehmeren Restaurants. Der Verkehr während der Tagesstunden ist imposant; am Abend aber strömt die Mehrheit der

Bevölkerung doch in die schöngelegenen Vororte hinaus, nach Paddington, Woollahra, Waverley, Randwick, Kensington, Leichhardt, Redfern, Waterloo, Glebe, Pyrmont, Balmain, und wie sie in Anlehnung an mehr oder weniger berühmte Vorbilder sonst noch heißen mögen. Jede dieser Vorstädte hat übrigens ihre gesonderte, durchaus selbständige Verwaltung, ihr eigenes Rathaus und ihre eigenen Steuern. Die von der minderbemittelten Bevölkerung bewohnten zeigen lange, gerade Straßen mit kleinen, aus Backsteinen erbauten Häusern, die von den reichen Leuten bevorzugten Quartiere aber sind richtige Villenviertel mit zum Teil sehr luxuriösen Gebäuden und herrlichen Gärten, wie man sie schöner an der italienischen Riviera vergebens suchen würde.

Was das eigentliche Sydney sehr zu seinem Vorteil von den beiden anderen australischen Großstädten, von Melbourne und Adelaide, unterscheidet, ist die durch seine ältere Geschichte bedingte größere Mannigfaltigkeit der Bauformen und der Straßenbilder. Jene sind sozusagen über Nacht zu ihrer jetzigen Größe emporgewachsen und tragen darum bei allem Reichtum das eintönige Gepräge vieler mit gleicher Schnelligkeit aufgeblühten amerikanischen Städte. Sydney aber hat seine bescheidenen Anfänge gehabt, und wenn diese Anfänge auch noch nicht allzu weit zurückliegen, machen sie sich doch immerhin in ihren äußeren Überbleibseln für ein künstlerisch empfindendes Auge als malerisches Element inmitten all des langweiligen modernen Pompes wohltuend bemerkbar.

Fast unmittelbar neben den schnurgeraden, breiten Avenuen finden sich da enge und gewundene Gassen, Straßen, denen man noch heute den Ochsenpfad ansieht, der sie ehedem gewesen sind, baufällige Häuser

mit finsteren, höhlenartigen Torwegen und kleinen, spärlichen Fenstern, wackelige Hütten aus Holz und zerbröckelnde Ruinen aus festgestampftem Lehm, vor und zwischen denen Kinder im Straßenstaub herumspielen, während droben auf von Haus zu Haus gezogenen Seilen allerlei intime Wäschestücke von meist

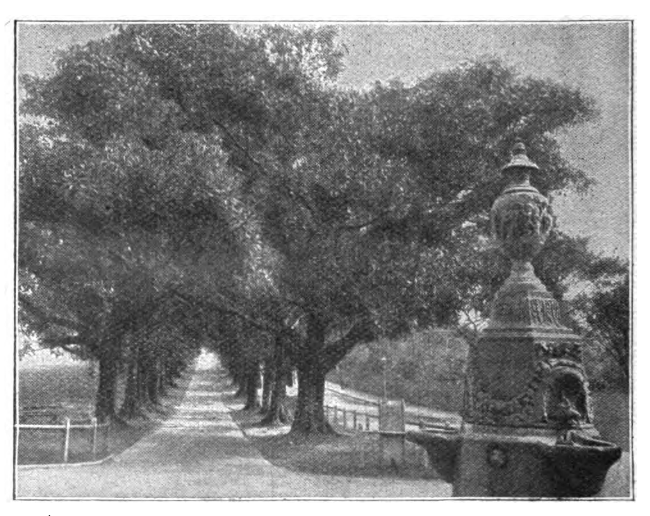


Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

recht zweifelhafter Beschaffenheit lustig im Winde flattern. Unter dem tiefblauen australischen Himmel wird man bei dem Anblick solcher Winkel noch lebhafter, als es anderswo der Fall sein würde, an Neapel erinnert, und man bedauert aufrichtig, daß die Stadtverwaltung emsig am Werke ist, sie aus „Schönheitsgründen“ zu beseitigen. Denn in Wahrheit wird Sydney dadurch um einen Reiz ärmer werden, den

aller Prunk neu erstehender Viertel nicht zu ersetzen vermag.

Die öffentlichen Gebäude präsentieren sich in ihrer Mehrheit als Monumentalbauten, auf die der Einheimische sehr stolz ist, die aber dem Europäer höchstens hie und da durch ihre Größenverhältnisse imponieren können. Einen eigenen, dem Klima und der land-



Eine Allee von Feigenbäumen im Regierungsdominium.

schaftlichen Umrahmung angepaßten Stil hat man nicht gefunden, und daß man gerade für die augenfälligsten und kostspieligsten Bauten den gotischen bevorzugt hat, kann kaum als eine sehr glückliche Eingebung bezeichnet werden. Der schwere Ernst ihrer feierlichen Formen wirkt um so befremdlicher in der Nachbarschaft von öffentlichen Gebäuden, für die man die heiteren Schöpfungen der alten italienischen Architekten zum Vorbild genommen hat. Und wenn irgend

etwas den Emporkömmlingscharakter auch dieser australischen Metropole kennzeichnet, so ist es die wahllose Mischung der Stilarten bei der baulichen Ausschmückung der Stadt. Die anglikanische Kathedrale des heiligen Andreas, die katholische Marienkirche, die medizinische Hochschule und die Universität sind rein gotische Bauwerke, das naturhistorische Museum und die Kunsthalle weisen griechische Formen auf. Die anderen Monumentalbauten aber, das Rathaus, das Hauptpostamt, die Theater, Ministerien, Hospitäler, Bibliotheken usw. erinnern zumeist lebhaft an jene dekorativen Phantasiestücke, denen man an der französischen Riviera des öfteren begegnet. Viel bewundert wird der große Festsaal des Rathauses mit seinen Dimensionen von 50 Meter Länge, 26 Meter Breite und 20 Meter Höhe. In ihm werden von Zeit zu Zeit Konzerte veranstaltet, bei denen übrigens kein anderes Instrument in Aktion tritt als eine riesenhafte und — echt australisch — mit Dampf „betriebene" Orgel.



Eine Pinie.

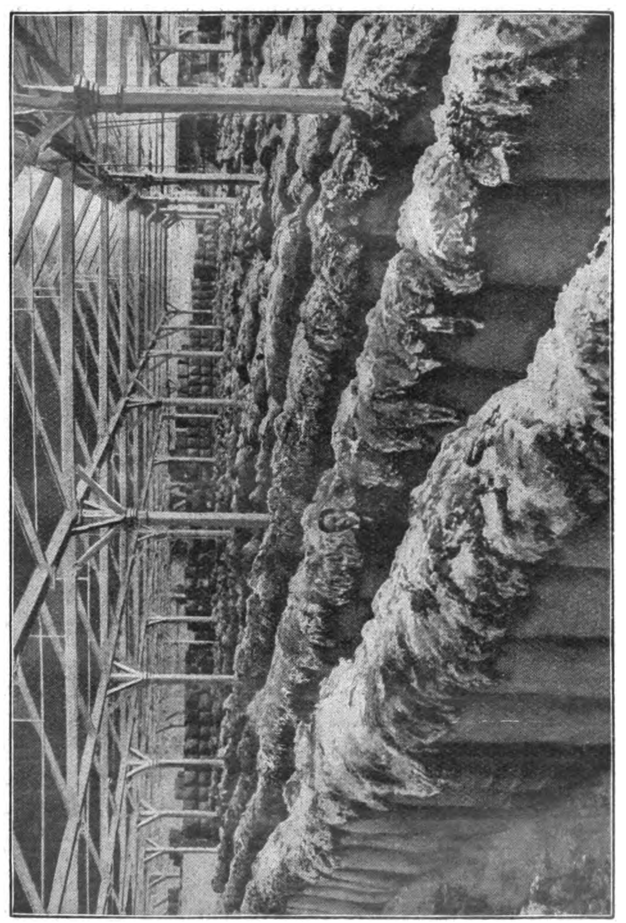
Ließe sich also an den Gebilden der Menschenhand mancherlei aussetzen, so wäre doch kein Ausdruck des Entzückens stark und beredt genug, um den Schönheiten der Park- und Gartenanlagen gerecht zu werden, für

deren Entwicklung und Erhaltung die verschwenderisch gütige Natur allerdings bei weitem das meiste getan hat. Selbstverständlich gibt es nach Londoner Muster einen Hydepark, außerdem einen Victoria-, einen Moore-, einen Belmore-, einen Wentworth-, einen Centennialpark. Zusammen mit dem sogenannten Regierungsdominium und dem Botanischen Garten, einer bezaubernden Schöpfung, bedecken sie ein Areal von rund 325 Hektar. Der Nationalpark und der Kuring-gai Chase außerhalb der Stadt aber haben einen Flächeninhalt von je 15,000 Hektar, so daß Sydney in dieser Hinsicht wohl jeder anderen Großstadt den Rang ablaufen dürfte.

Die hauptsächlichste Quelle des Reichtums, dessen Vorhandensein sich dem Besucher Sydneys fast bei jedem Schritt unzweideutig genug offenbart, ist, wie schon erwähnt, die in gewaltigem Umfang betriebene Produktion und Ausfuhr von Schafwolle. Sie beläuft sich auf durchschnittlich 300 bis 400 Millionen Kilogramm im Jahre, ist aber zuweilen schon bis auf mehr als 550 Millionen Kilogramm gestiegen, ein Quantum, das einen Handelswert von ungefähr 800 Millionen Mark repräsentiert. Man schätzt die Zahl der in Australien vorhandenen Schafe auf 106,260,000 Stück, und der Umstand, daß sie durchweg der dicht- und feinwolligen Merinorasse angehören, macht diese ungeheuren Herden zu einem nationalen Besitz von kaum zu schätzendem Werte.

Es mutet beinahe märchenhaft an, wenn man hört, daß es sich dabei um die Nachkommenschaft von zwanzig Merinoschafen handelt, die im Jahre 1797 durch eine eigentümliche Verkettung von glücklichen Zufällen nach Australien gelangten, und für die sich damals unter den Ansiedlern nicht einmal ein Käufer finden wollte,

weil sie mit einigen hundert Franken für das Stück bezahlt werden sollten. Sie waren dem Kapitän



Ein Verkaufslager für Wolle.

Waterhouse, der sie mitbrachte, am Kap der Guten Hoffnung als Schiffsproviant angeboten worden, ohne

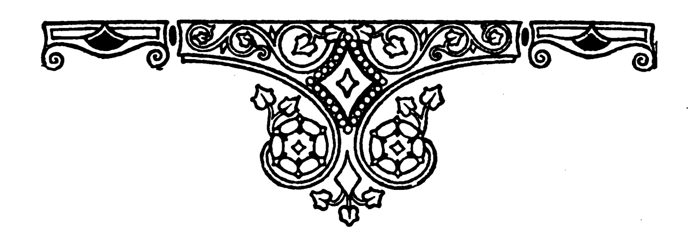
Rücksicht darauf, daß sie edelsten Geblütes und das Geschenk eines Königs waren. Sie entstammten nämlich der hochberühmten, reinrassigen Herde des Eskurial und waren von dem spanischen Herrscher der holländischen Regierung als Angebinde verehrt worden. Die letztere aber, die für das blökende Geschenk im eigenen Lande offenbar keine rechte Verwendung hatte, war so großmütig gewesen, es an den Obersten Gordon, den Befehlshaber der holländischen Streitkräfte in Südafrika, weiterzugeben.

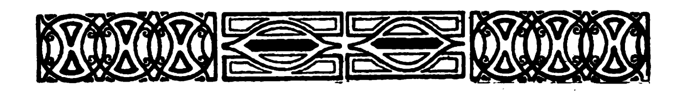
Als die Schafe am Kap der Guten Hoffnung ankamen, war der wackere Gordon aber soeben gestorben, und seine Witwe wußte mit ihnen nichts Besseres anzufangen, als sie an einen Viehhändler zu verkaufen. Der suchte wiederum einen Abnehmer unter den Kapitänen der just auf der Reede liegenden Schiffe. Der Zufall wollte, daß er dabei an den mit der Besorgung von Vorräten für die junge australische Kolonie betrauten Waterhouse geriet. Der bedachte sich nicht, sie um ein geringes zu erwerben; aber die Pracht ihres wundervollen Vlieses hielt ihn ab, sie zu schlachten, da er ein besseres Geschäft zu machen hoffte, wenn er sie lebend nach Australien brächte. Dies letztere gelang ihm nur unter großen Schwierigkeiten, da es unterwegs an Futter für die Tiere fehlte, die nur wie durch ein Wunder trotzdem die Seefahrt überstanden.

Aber weder die Regierung noch die einzelnen Ansiedler zeigten Lust, die Schafe für den von Waterhouse geforderten Preis zu kaufen, und höchstwahrscheinlich wären sie, da der eigensinnige Engländer mit seinem Preise nicht heruntergehen wollte, schließlich doch noch dem Schlachtmesser verfallen, wenn sich nicht im letzten Augenblick ein gewisser Macarthur, Zahlmeister der Truppe von Neu-Südwales und Besitzer

der Farm Elisabeth, zu dem gewagten Handel entschlossen hätte.

Kein Denkmal, das ihm die heutigen Australier setzen könnten, wäre prächtig genug, um nach Gebühr das Verdienst zu ehren, das sich dieser kühne Zahlmeister um den Wohlstand der späteren Generationen erworben hat, wenn er auch schwerlich geahnt haben mag, daß seine zwanzig Merinoschafe mit ihrer unabsehbaren Millionennachkommenschaft die Begründer des nationalen Reichtums werden würden.





Ein Unglücksdiamant.

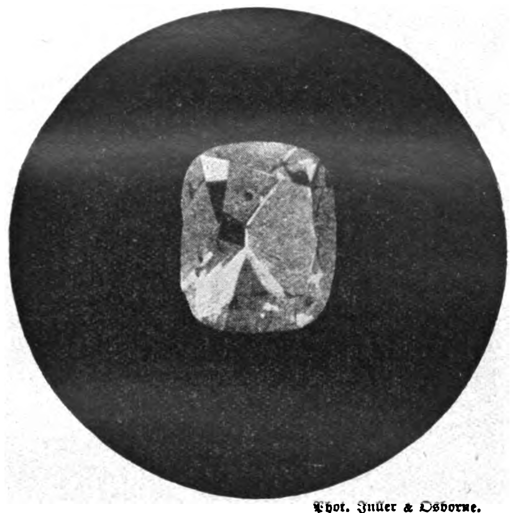
Von M. Elsner.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unter den leblosen Dingen, die menschlicher Aberglaube mit Vorliebe in eine geheimnisvolle Beziehung zu den unerforschlichen Schicksalsmächten brachte, haben schon im grauen Altertum die Edelsteine eine besonders hervorragende Rolle gespielt. Ihre Seltenheit, wie der Umstand, daß ihr Glanz oder die Pracht ihrer Färbung sie als rätselhaft entstandene Wunder der Schöpfung erscheinen ließen, erklären das zur Genüge. In den weitaus meisten Fällen wurden sie als Glückbringer betrachtet, und von allen Edelsteinen ist es eigentlich nur der in verschiedenen Farben schillernde Opal, dem gleich der Perle ganz allgemein die üble Eigenschaft angedichtet wurde, den Groll feindlicher Schicksalsgewalten über seinen Träger heraufzubeschwören.

Im empfindsamen achtzehnten Jahrhundert, wo auch in den erleuchtetsten Köpfen eine Menge abergläubischer Vorstellungen zu spuken pflegte, kam man sogar dahinter, daß jeder Monat seinen besonderen „Glücksstein“ habe, den man denn auch während der von ihm beherrschten Zeit als schützenden und segenbringenden Talisman in Gestalt irgend eines Schmuckstücks bei sich zu tragen pflegte. Aber es hat auch von jeher einzelne Edelsteine gegeben, von denen man sich überzeugt hielt, daß sie gleichsam mit einem Fluch

behaftet und für ihre Besitzer Unglückbringer im schlimmsten Sinne des Wortes seien. Daß es sich dabei stets um Exemplare von besonderer Kostbarkeit gehandelt hat, kann nicht wundernehmen, da sich ja nur die wechselnden Schicksale solcher auserwählten Stücke



Phot. Juller & Osborne.

Der berühmte blaue Diamant, auch Hopediamant genannt.

durch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hindurch verfolgen lassen.

Wohl das interessanteste Beispiel eines solchen Unglückssteins ist der berühmte blaue Diamant, von dem wir hier erzählen wollen. Unsere Abbildung zeigt ihn in seiner gegenwärtigen Größe und Gestalt, so wie er sich heute im Besitz des Herrn Edward Mc Lean, eines Washingtoner Millionärs, befindet. Aber was der amerikanische Krösus da für die Kleinigkeit von 1,200,000 Mark gekauft hat, ist aller Wahrscheinlichkeit

nach nur noch ein verhältnismäßig kleiner Teil jenes vielgenannten blauen Diamanten, der schon vor mehr als zwei Jahrhunderten schweres Unheil brachte über jeden, der ihn sein eigen nannte, oder der ihn auch nur



Phot. Rischgitz.

Madame de Maintenon, die erste Trägerin des blauen Diamanten.

für kurze Zeit als einen Schmuck von fast unermeßlichem Werte trug.

Seine Geschichte läßt sich bis zum Jahre 1642 zurückverfolgen, wo er von Tavernier in Indien gekauft wurde. Er hatte — im rohen Zustande — damals ein Gewicht von 112½ Karat, das durch den Prozeß des

Schleifens auf 67 Karat zurückging. Aber wenn man auch erheblich größere Diamanten kannte, so durfte er doch um seiner seltenen blauen Färbung willen für eine Kostbarkeit ersten Ranges gelten, die zu be-



Phot. Rischgitz.

Die Königin Marie Antoinette, die den blauen Diamanten besonders liebte.

sitzen unter allen lebenden Menschen jener Zeit keiner würdiger erscheinen konnte als der „Sonnenkönig“ auf dem Throne Frankreichs.

An Ludwig XIV. nämlich wurde der blaue Diamant im Jahre 1668 verkauft, um alsbald seine unheilvolle Rolle als „Stein des Verhängnisses“ zu beginnen.

Der König selbst zwar scheint unter diesem Verhängnis nicht allzu schwer gelitten zu haben — die schöne Madame de Maintenon aber, die ihren erlauchten Freund bewogen hatte, ihr das herrliche Kronjuwel zum Schmuck ihrer liebreizenden Person zu überlassen, war bis zu ihrem Tode felsenfest überzeugt, daß ihr Glücksstern an demselben Tage zu erbleichen begonnen, wo sie den blauen Diamanten zum ersten Male getragen.

Nach ihr war es der große Finanzmann Fouquet, der die verderbenbringende Macht des Steines zu spüren bekam. Es ist bezeichnend für den von ihm geübten Einfluß, daß er das Kleinod aus dem Kronschatz entleihen konnte; fast unmittelbar darauf verlor er die Gnade seines königlichen Herrn und wurde ins Gefängnis geworfen.

Die unglückliche Königin Marie Antoinette, die bei ihrer bekannten Vorliebe für prächtigen Schmuck und schöne Toiletten auch an dem blauen Diamanten mit besonderer Zärtlichkeit hing, beschloß ihr Leben unter dem Fallbeil der Guillotine. Die Prinzessin Lamballe aber, die sich ebenfalls wiederholt mit dem berühmten Stein hatte schmücken dürfen, starb auf schreckliche Weise unter den Fäusten des Pariser Pöbels.

Dann legt sich ein geheimnisvoller Schleier über die Geschichte des blauen Diamanten, denn er wurde im Jahre 1792 gestohlen, und viele sind der Meinung, daß er bis auf den heutigen Tag verschwunden geblieben sei. Alle Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß er identisch ist mit jenen beiden, vierzig Jahre später plötzlich aufgetauchten blauen Diamanten, deren einen, größeren, wir abgebildet haben, während der kleinere das Prachtstück in der Diamantensammlung des letzten Herzogs von Braunschweig bildete.

Von diesem letzteren wissen wir nichts Besonderes

zu erzählen, der andere aber hat seinem Rufe als Unglücksstein seit dem Wiedererscheinen in der Öffentlichkeit alle Ehre gemacht. Er war den Händen eines Amsterdamer Diamantschleifers anvertraut worden,



Phot. Ellis & Valery.

Miß May Yohe, die spätere Gattin des Lords Francis Hope.

der ihn, vermutlich zum Zwecke der leichteren Verkäuflichkeit, in mehrere Teile zerschneiden sollte. Aber der unglückliche Mann hatte einen mißratenen Sohn, der ihm das Kleinod stahl und dadurch seinen Ruin herbeiführte. Der jugendliche Dieb selbst machte seinem Leben freiwillig ein Ende, als er erkannte, was er an-

gerichtet hatte. Ein Franzose aber, dem er den Edelstein übergeben, ging nach vergeblichen Versuchen, ihn an den Mann zu bringen, trotz dieses Millionenbesitzes buchstäblich an Hunger und Entbehrung zugrunde.

Der nächste bekannte Eigentümer des blauen Diamanten war Henry Hope, und nach ihm hieß er von da an nur noch der Hopediamant. Die schöne Miß May Yohe, deren Bild wir auf Seite 203 bringen, wurde die Gattin des Lord Francis Hope, an den der Stein später gelangte, und auch sie führte alles schwere Mißgeschick, von dem sie heimgesucht wurde, auf den Besitz des unglückseligen Kleinods zurück.

Dieses aber wanderte in verhältnismäßig schnellem Wechsel seiner Herren von einer Hand in die andere. Ein New Yorker Geschäftsmann, der es in den Tagen seines Glanzes erstanden, verlor innerhalb weniger Wochen nach dem vielbeneideten Kauf alles, was er besessen. Von ihm ging der Stein an einen schwer reichen russischen Fürsten über, der ihn einer anmutigen französischen Schauspielerin zu gelegentlicher Benützung leihweise überließ. Aber die junge Dame gab dem exzentrischen Verehrer Anlaß zur Eifersucht und wurde von ihm eines Abends auf offener Szene durch einen Revolverschuß getötet. Es geschah an einem Abend, an dem sie sich, strahlend vor Stolz, mit dem Hopediamanten geschmückt hatte.

Ein Pariser Makler, der den Stein später erwarb, verfiel in unheilbaren Wahnsinn, und ein griechischer Juwelier, der sein Nachfolger in dem Besitz des Diamanten geworden war, kam durch den Sturz seines Wagens in einen Abgrund mit Frau und Kindern ums Leben.

Abdul Hamid, zur Zeit des Kaufes noch der Beherr-

scher aller Gläubigen, muß fürwahr sehr wenig abergläubisch oder über die Geschichte des kostbaren Juwels sehr schlecht unterrichtet gewesen sein, als er sich entschloß, es zur Bereicherung seines berühmten Edel-

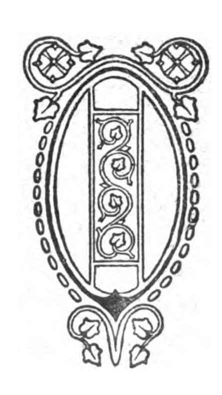


Sultan Abdul Hamid, einer der letzten Besitzer des blauen Diamanten.

steinschatzes zu erwerben. Daß der blaue Diamant auch ihm kein Glück gebracht hat, ist bekannt; und vielleicht ist heute dieser und jener allen Ernstes der Meinung, daß der Großherr noch immer auf dem türkischen Throne sitzen würde, wenn er der Versuchung widerstanden hätte, das tückische Kleinod an sich zu bringen.

Der letzte in der langen Reihe derer, die von dem an den Hopediamanten geknüpften „Verhängnis“ ereilt wurden, war ein reicher Spanier. Er starb durch Ertrinken, nachdem er sich kaum wenige Monate an seinem seltenen Besitztum hatte erfreuen dürfen.

Wenn nun heute Mr. Edward Mc Leans Gattin ihre Brust mit einem der schönsten überhaupt vorhandenen Edelsteine schmücken kann, so verdient sie vielleicht nicht so sehr den Neid als die Bewunderung ihrer mit irdischen Gütern minder gesegneten Mitschwestern, denn wir vermuten, daß nicht jede von ihnen beherzt genug wäre, einen Diamanten zu tragen, der eine so unheimliche Vorgeschichte hat.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Briefmappe eines berühmten Schauspielers. —

1.

Hochverehrter Herr Römer!

Verzeihen Sie, aber ich muß Ihnen wirklich schreiben und Ihnen sagen, wie herrlich, wie süß Sie gestern als Held in der Tragödie „Verlorene Liebe“ waren. Und so unendlich edel dabei! Da Sie auch der Autor dieses Stückes sind, so sind Sie einfach der größte Mann der Welt!

Ich saß in der dritten Reihe der zweiten Galerie. Haben Sie mich nicht gesehen? Gleich neben mir war meine Tante. Alle Mädchen unserer Töchterschule schwärmen für Sie. Kann ich da eine Ausnahme machen? Unmöglich! Wir haben eine Wette über Ihr Alter veranstaltet, und ich habe auf sechsundzwanzig geraten. Traf ich das Richtige? Ich fühle, es muß so sein. Bitte, schreiben Sie uns darüber!

Ihre Sie bewundernde

Lucie Artmann.

Fräulein Lucie Artmann erhielt umgehend die Antwort: Herr Römer bedauert, sagen zu müssen, daß er längst Großvater ist.

2.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe niemals eine schönere Leistung gesehen als Ihre Darstellung des Helden in dem Schauspiele „Verlorene Liebe“. Die Kraft, die Männlichkeit, die Innigkeit und das unvergleichlich mutige Anfassen dieser schwierigen Rolle waren erschütternd. Ich habe Sonnenthal, Mitterwurzer, Matkowsky, Kainz und alle anderen großen Schauspieler gesehen, doch keiner reicht

was die dramatische Kraft anbelangt, auch nur annähernd an Sie heran. Es ist meine feste Überzeugung, werter Herr, daß Sie der richtige Künstler für die Titelrolle meines fünfaktigen Dramas in fünffüßigen Jamben „Perikles der Große“ sind. Sie haben dieses Stück wahrscheinlich gelesen, als es in den Spalten des „Neustädter Boten“ vor etwa zwanzig Jahren erschien, und es bietet sich Ihnen da eine Gelegenheit zu seltenem Glanze, zur gänzlichen Entfaltung Ihres Könnens.

Genehmigen Sie den Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung Ihres Sie aufrichtig bewundernden Verehrers

Matthias Huber.

Der Schreiber erhielt den Bescheid, daß Herr Römer unglücklicherweise den „Neustädter Boten“ nicht gelesen habe. Er fürchte überdies, daß seine Kraft nicht dazu ausreiche, Perikles den Großen würdig zu verkörpern.

3.

Mein Herr!

Sie haben es gestern abermals gewagt, Fräulein Rosalinde Trautmann, die Heldin des von Ihnen verhunzten Stückes, bei der Abschiedsszene leidenschaftlich zu küssen, obgleich Sie längst in einem Alter sind, wo man dergleichen Dinge nicht mehr wagen darf. Ich liebe Fräulein Rosalinde, diese kaum erblühte, holde Jungfrau, unaussprechlich tief und werde daher nicht dulden, daß ein so alter Geck wie Sie diese zarte Blume vergiftet. Hüten Sie sich!

Justinus Körner,
stud. phil.

Der Schauspieler ließ diesen stürmischen Jüngling wissen, daß Fräulein Rosalinde Trautmann die geschiedene Frau eines Börsenmaklers und gegenwärtig sechsundvierzig Jahre alt sei. Der vorgeschriebene Kuß sei ihm selbst recht unangenehm, da sich die Schminke, welche Rosalinde Trautmann zu benützen pflege, nur sehr schwer wieder beseitigen ließe und einen übeln Geruch habe.

4.

Mein lieber Römer!

Sie waren gestern unvergleichlich groß in den komischen Szenen der „Verlorenen Liebe“. Ich lachte, daß mir beinahe das Zwerchfell gesprungen wäre. Es erinnerte mich an die guten alten Zeiten, als wir zusammen bei einer wandernden Truppe waren und „Die Räuber von Maria-Kulm“ spielten. Sie werden sich gewiß auch entsinnen, daß ich schon damals sagte, Sie hätten das Zeug zu einem erstklassigen Schauspieler in sich. Dagegen werde ich, lieber alter Freund, gerade jetzt, wo Ihr Ruhm die Gestirne bleicht, von einem abscheulichen Pech verfolgt. Um ganz aufrichtig zu sein, ich besitze nicht einen roten Heller und bin noch den letzten Mietzins schuldig. Es wäre natürlich nur eine ganz kurzfristige Anleihe, da ich für die nächste Woche die Hoffnung habe, im Lotto einen guten Treffer zu machen, der mich wieder auf die Beine stellt.

Ihr alter Kollege

René de Lorrain.

Die Antwort auf diese Bittschrift lautete: Herr Römer hat zwar nie in den „Räubern von Maria-Kulm“ gespielt, aber er schließt nichtsdestoweniger einen Zwanzigmarkschein in der Erwartung bei, daß dieser imstande sein werde, Herrn René de Lorrain wieder auf die Beine zu stellen.

5.

Lieber Herr Römer!

Ich fürchte, Sie werden es für sehr unschicklich halten, daß ich Ihnen schreibe, doch ich kann meine Gefühle für Sie unmöglich länger zurückhalten. Sie müssen es übrigens längst erraten haben, denn ich sitze, seit Sie an unserer Bühne sind, Abend für Abend in der ersten Reihe des Parketts, damit mir ja kein Wort und keine Gebärde von dem größten Künstler aller Zeiten entgehe. Es ist mir dabei zur Gewißheit geworden, daß auch Sie mich leiden mögen, wenn Sie auch von Zeit zu Zeit wegblicken, damit die Leute nicht merken, wie es um uns

steht. Ja, lieber Herr Römer, Sie sind der Held meiner Träume, das Ideal des Mannes, der mich eines Tages zum Altare führen soll. O, es ist eine unaussprechliche Wonne, so geliebt zu sein, und ich beginne erst zu leben, wenn die Stunde des Theaters gekommen ist. Antworten Sie sogleich und machen Sie überglücklich Ihre

Grete Himmelreich.

Die Antwort auf den vorstehenden Brief enthielt die Versicherung, daß Herr Römer die Ehre, so unendlich und so selbstlos geliebt zu sein, wohl zu schätzen wisse, daß er aber der Sache nicht näher treten könne, weil er schon seit vierundzwanzig Jahren verheiratet sei, und seine Frau, der er die Hoffnungen Fräulein Himmelreichs mitgeteilt habe, leider weder an eine Scheidung noch an das Sterben denke.

6.

Mein Herr!

Ich habe soeben das Stück „Verlorene Liebe“ gesehen, und es ist nun für mich außerordentlich schwierig, den richtigen Ausdruck für die Empörung zu finden, die mein Blut zum Wallen bringt. Wissen Sie, mein Herr — wie sollten Sie es auch nicht wissen! — daß Ihr Stück von Anfang bis zu Ende meinem unveröffentlichten Drama „König Ludwigs Glück und Ende“ entnommen ist? Ist Ihnen bekannt, mein Herr, daß Ihr Stück das unverschämteste Plagiat ist, das jemals über die deutsche Bühne gegangen ist? Sind Sie sich bewußt, mein Herr, daß der geistige Diebstahl in unserem Lande bestraft wird, daß es hierfür ein Gesetz gibt, das einen solch niederträchtigen, feigen und gemeinen — Die Worte fehlen mir.

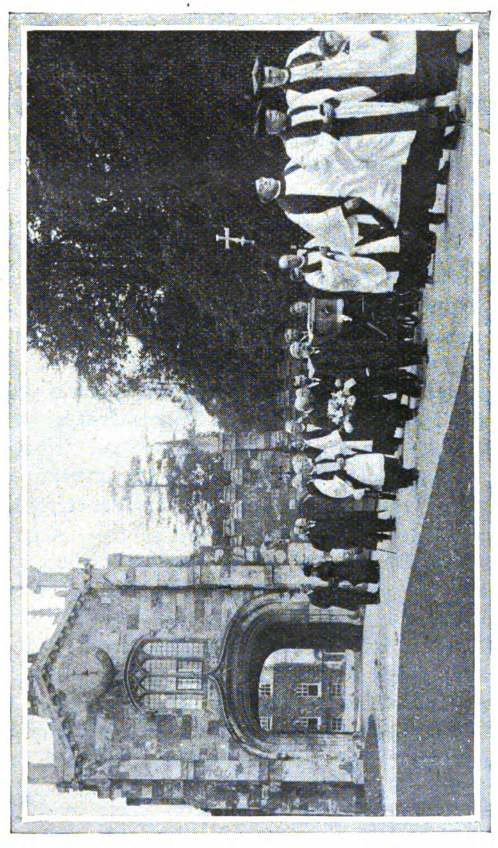
Ich erwarte umgehend eine Aufklärung.

Adam Meier.

Herr Römer antwortete: Ihren Namen habe ich in die Liste der Persönlichkeiten eingetragen, die auf das geistige Eigentum des Stückes „Verlorene Liebe“ Anspruch machen. Ihr Name steht an achtzehnter Stelle, und Sie können Ihre verletzten Rechte leicht bei dem Gerichte geltend machen, das

Sie demnächst wegen Ihrer unverschämten Beleidigungen vorladen wird.“ A. E.

Beerdigung eines anglikanischen Erzbischofs. — Die



Das Begräbnis des Erzbischofs Maclagan.

anglikanische Kirche, die Staatskirche Englands, weist außer zwei Erzbischöfen, dem Erzbischof von Canterbury und dem Erzbischof von York, einunddreißig Bischöfe auf. Von diesen hohen Geistlichen haben sechsundzwanzig Sitz und Stimme

im Oberhaus. Der Erzbischof von Canterbury ist Primas und erster Peer des Reiches. Die Einkünfte der Bischöfe sind zum Teil sehr beträchtlich. Sie belaufen sich zwischen vierzigtausend und dreihunderttausend Mark im Jahr. Letztere Summe bezog der kürzlich verstorbene Erzbischof Maclagan, der auf dem Kirchhof von Bishop-Thorpe in der Nähe von York bestattet wurde und dem sein Amtsbruder, der Erzbischof von York, das letzte Geleite gab. Th. S.

Ein königlicher Besuch. — Im Apollotheater zu Turin fand im Jahre 1877 eine Vorstellung statt, zu der sich, ohne daß König Viktor Emanuel eine Ahnung davon hatte, die Kaiserin von Rußland in Begleitung der Prinzessin Margherita eingefunden hatte. Während der Vorstellung erschien dann auch der König, um sich das Ballett anzusehen. Kaum hatte er seine Dunkelloge betreten, als er von dem Obersten Galetti erfuhr, was für ein erlauchter Gast die große königliche Loge zierte. Viktor Emanuel war auf das peinlichste überrascht, denn er war in einem gewöhnlichen kurzen Rock erschienen und konnte sich der Zarin unmöglich in solchem Anzuge präsentieren; daß er sich aber ihr vorstellen und sie begrüßen mußte, war unumgänglich. Nach Hause fahren konnte er auch nicht, denn es hätte viel zu lange gedauert, bis er sich schicklich umgekleidet hätte.

„Können Majestät um diesen Besuch denn wirklich nicht herumkommen?“ fragte der Oberst Galetti mit der Stimme eines Versuchers.

„Reden Sie keine Dummheiten,“ antwortete der König. „Gehen Sie lieber in die Adjutantenloge und sehen Sie, ob der Marquis v. Bagnosco da ist. Er ist gerade so dick wie ich, und sein schwarzer Gehrock würde mir vielleicht passen. Was aber das andere betrifft, so bin ich ja dunkel gekleidet, und ich will mich schon so stellen, daß niemand die Farbenunterschiede erkennen soll.“

Bagnosco war wirklich da, und der Rocktausch konnte vor sich gehen. Nun fehlte aber noch die weiße Krawatte. Die anwesenden Offiziere trugen keine Krawatten, und so mußte denn schließlich der Theaterportier die seinige hergeben.

Nun begab sich der König in die Loge der Zarin, und die Adjutanten konnten sich kaum das Lachen verbeißen, als sie sahen, wie er im Gespräch mit der Zarin ängstlich bemüht war, seine gestreiften Beinkleider im Schatten zu halten.

Die Zarin hat später die Geschichte dieses Besuches erfahren und den König oft damit geneckt. O. v. B.

Geheimbünde bei den Naturvölkern. — Vereinigungen von Personen, die ihre Zwecke, Gebräuche und meist auch die Mitgliederlisten mehr oder minder geheimhalten, haben im Leben der Naturvölker zu allen Zeiten eine Rolle gespielt. Sie finden sich auch bei den meisten Naturvölkern der Gegenwart. Bei den letzteren ist der Grundzug ihrer Zusammensetzung die stets auftretende Beschränkung auf das eigene Geschlecht, und zwar mit der Maßgabe, daß den straff organisierten Geheimbünden der Männer minder zahlreiche und weniger streng organisierte Verbände der Frauen gegenüberstehen.

Die meisten Geheimbünde dienen den verschiedensten Zwecken, so der Ausübung einer heimlichen Rechtspflege, ganz wie früher das deutsche Femgericht, auch der Erpressung, besonders aber der Aufrechterhaltung der Oberherrschaft der Männer über die Familie. Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke sind die Einhüllung der Bünde mit ihrem ganzen Tun und Treiben in tiefes Geheimnis, dessen Durchbrechung mit harten Strafen geahndet wird, die öffentliche, eine Einschüchterung aller Nichtmitglieder beabsichtigende Aufführung von Maskentänzen und -umzügen, gelegentliche Morde zur Abschreckung der Gegner und Ausübung bestimmter Kulte.

Reich an Geheimbünden ist Ozeanien. Berüchtigt ist der Duk-Duk-Bund auf der Insel Neulauenburg, der in merkwürdig geformten, einen Kasuar mit Menschenkopf darstellenden Masken auftritt. Früher war er anscheinend eine Art Justizbehörde, heute ist er zu einer bloßen Erpressungsgesellschaft herabgesunken. Auf der Salomoninsel Bougainville besteht ein ähnlicher Bund, dessen Gebräuche auf die Einschüchterung der Weiber und Kinder gerichtet sind. Sehr zahlreich vertreten sind die Geheimbünde auf den Neuen Hebriden. Die Torresinseln zählen ihrer etwa hundert. Auch Nordamerika ist reich



an derartigen Vereinigungen. Die bedeutendsten der neueren Zeit sind der Hamatha- und der Loloalabund der die Nordwestküste bewohnenden Indianerstämme. Sie scheinen hauptsächlich zur Aufrechterhaltung der Männerherrschaft gegründet zu sein. Anders die Midewiwingesellschaft der Algonkinindianer, deren Hauptzweck die mystische Heilung von Kranken und die Herbeiführung von Regen ist.

Am reichsten von allen Erdteilen ist Afrika mit geheimen Vereinigungen ausgestattet. In Oberguinea ist die bekannteste von ihnen der Purrah, der zwischen fünf verbündeten Stämmen den politischen Zusammenhang vermittelt und eine Art Regierungsform darstellt, die ihres Amtes im Dunkel eines Geheimbundes waltet. Die Aufnahme in den Purrah ist mit allerlei Mutproben, wie Anfassen glühenden Eisens und Töten einer giftigen Schlange mit der bloßen Hand, verbunden. Der Mumbo aljumbo-Bund wieder stellt sich die Bestrafung von Verbrechen und die Beilegung von Streitigkeiten zur Hauptaufgabe. Einen sehr verderblichen Einfluß im Gebiete des Ogoweflusses besitzt die Mangongogesellschaft, deren Mittelpunkt merkwürdigerweise ein Wassergeist bildet. Dieser Geist wird verkörpert durch eine aus dem Ogowe emporsteigende, vermummte Gestalt, unter deren Führung die gleichfalls phantastisch maskierten Bundesmitglieder die übrige Bevölkerung zur Hergabe von Geschenken zwingen. Der Mangongogeist erteilt auch gegen hohe Bezahlung Orakelsprüche, die von den Negern als sichere Wahrheit hingenommen werden. Im Gegensatz zu dieser Mangongogesellschaft sind die Geheimbünde von der Kongomündung weit ungefährlicheren Charakters. Ihre Aufzüge dienen jetzt lediglich noch zur Volksbelustigung.

Einen ganz besonderen wohltätigen Zweck verfolgt der in Kamerun weitverbreitete Yugubund. Er ist eine wirkliche Altersversicherung, indem alte und erwerbsunfähige Mitglieder tatsächlich mit allem Nötigen, mit Nahrungsmitteln und Kleidung, versehen werden.

Zum Schluß sei hier noch der auf der Insel Sherboro in der englischen Kolonie Sierra Leone an der Westküste Afrikas

seit ungefähr zwanzig Jahren bestehende Geheimbund „Menschliche Leoparden“ erwähnt, über dessen Entstehung der Volksmund folgendes berichtet. Das Dorf Taiama entsandte einst seine wehrhaften Männer zur Überrumplung und Vernichtung eines feindlichen Lagers. Die Krieger wurden jedoch von den Einwohnern eines befreundeten Dorfes, den Imperi, heimtückisch niedergemetzelt. Ihrer Krieger beraubt, wehrlos, wandten sich die Taiamer an einen berühmten Zauberer um Rat, wie sie sich an den Imperi rächen könnten. Der Zauberer sagte ihnen seine Hilfe unter der Bedingung zu, daß sie in einen von ihm zu gründenden Geheimbund einträten. Er führte einen Götzen ein, dessen Besitz jedermann die Erfüllung seiner Wünsche sichern sollte, der aber nur an die Mitglieder der geheimen Gesellschaft abgegeben wurde. Dieser Götze, Boffima genannt, ist aus einer Wurzel des Kassavastrauches gefertigt und ungefähr so groß wie ein Straußenei. Er ist vollständig ausgehöhlt und mit vegetabilischen und klebrigen Stoffen, deren Zusammensetzung indes nicht bekannt ist, ausgefüllt. Die Besitzer des „glücklichmachenden Fetisch“ mußten denselben, wenn sich seine Wirkungskraft erhalten sollte, immer wieder mit Ziegenfett begießen oder einreiben. Später, als die Sekte sich genügend eingebürgert hatte, befahl der Zauberer, dem Fetisch statt des Ziegenfettes Menschenfett zu opfern. Und diese Opfer waren nun die Imperi, die man heimlich wegfing, wo man ihrer nur habhaft werden konnte.

Die Vereinigung „Menschliche Leoparden“ besteht aus drei Klassen. Die erste ist die der Häuptlinge oder Könige, die zweite die der „Vollstrecker“, und die dritte umfaßt die gewöhnlichen Mitglieder.

Der Kandidat, der in den Bund aufgenommen zu werden wünscht, sucht einen der Häuptlinge auf, von dem er durch Geschenke und gute Worte das Versprechen empfängt, auf die Erlangung des „allbeglückenden“ Boffima hoffen zu dürfen. Er wird darauf an den Versammlungsort, gewöhnlich inmitten des Waldes, bestellt, wo er eine Opfergabe darzubringen hat. Man zeigt ihm den auf einer länglichen Kiste sitzenden, mit rotem Flanell überdeckten Fetisch, dem er Treue schwören muß.

Der Neueintretende hat hierbei ein Opfermesser in der erhobenen Hand zu halten, bei welchem er auch schwören muß, sobald er den Befehl erhält, sein Eintrittsrecht zu bezahlen. Das neue Mitglied muß den Vorschriften des Bundes gemäß entweder ein Mitglied aus seiner Familie oder sonst eine Person, die ihm nahe steht, gleichviel ob Mann oder Weib, oder einen Imperi zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort schicken oder, wenn nicht anders möglich, mit Gewalt hinschleppen, sich selbst aber in letzterem Falle sofort wieder entfernen. Das unglückliche Opfer, das zumeist schon sein trauriges Ende kennt, wird sofort von den „Menschlichen Leoparden" umringt. Der an diesem Tage mit der Vollstreckung der Abschlachtung Betraute ist mit einem Leopardenfell vom Kopf bis zu den Knieen verhüllt. Er hält in jeder Hand ein einem Dreizack ähnliches Messer mit ovalem Griffe und drei scharfgeschliffenen und äußerst spitzen Klingen, mit dem er sich seinem Opfer nähert, um ihm die „Leopardenkrallen" von beiden Seiten in den Hals zu stoßen. Ist dies geschehen, dann wirft der „Vollstrecker" seine Verkleidung ab und schleift den noch zuckenden Körper an den Versammlungsort, wo er sofort in Stücke zerschnitten wird. Alles Eigentum des Ermordeten geht in Besitz des Bundes über. Leute, die die Gefahr, von dem Geheimbunde abgeschlachtet zu werden, vermeiden wollen, müssen eine monatliche, sehr hohe Abgabe an die Geheimgesellschaft zahlen. Wir haben also hier nichts als eine gewöhnliche Erpressergesellschaft vor uns.

Von der Regierung der Kolonie Sierra Leone wurden gegen die „Menschlichen Leoparden" die strengsten Maßnahmen eingeleitet und mehrere Spione nach der Insel Sherboro entsandt, denen es auch gelang, eine große Anzahl von Mitgliedern des gefürchteten Geheimbundes zu ermitteln. Diese wurden sämtlich kurzerhand aufgeknüpft. Trotzdem hat man diese Mördergesellschaft bisher nicht völlig ausrotten können. W. K.

Eine zur Prophezeiung gewordene Inschrift. — Da, wo die Straße von Ruhla nach Liebenstein den Rennsteig kreuzt, ragen auf dem höchsten Punkte des Gebirgskammes zu beiden Seiten der Straße zwei gewaltige Berggipfel empor, der

Gerberstein und der Glöckner, zerklüftete Granitfelsen mit einem chaotischen Felsenmeer moosbedeckter Steinblöcke, die an ähnliche Felsgebilde des Odenwaldes erinnern.

An einer Felswand des Glöckners ist die Inschrift eingemeißelt: „1813 wurde hier gepflanzt für 1871“, deren auch bereits von H. Völker in seinem im Jahre 1836 erschienenen Werke „Das Thüringer Waldgebirge“ Erwähnung getan wird.

Diese Inschrift wurde von Schülern der damals in dem nahe gelegenen Städtchen Ruhla bestehenden, später nach Eisenach verlegten Forstakademie, welche hier forstliche Neuanpflanzungen vorgenommen und deren mutmaßliches Ergebnis nach den Regeln forstwirtschaftlicher Berechnung an dem Felsen verewigen wollten, angebracht. Ihre Bedeutung ist daher für den Kenner dieses Zusammenhangs sogleich erkennbar.

Für den des letzteren jedoch nicht kundigen Beschauer erweckt sie den Eindruck einer glänzend in Erfüllung gegangenen, auf die politische Entwicklung Deutschlands bezüglichen Prophezeiung, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß der siegreiche Befreiungskampf der deutschen Heere im Jahre 1813 den Grund zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 gelegt hat. R. v. B.

Die Schleimwege der Wasserschnecken. — Ein sonderbarer Anblick ist es, Wasserschnecken an der Wasseroberfläche kriechen zu sehen. Die Sohle des Fußes ist dann nach oben gekehrt, während das Gehäuse nach unten hängt. Man glaubte bisher, daß die Aushöhlung des Fußes zu einem Nachen die Schnecken schwimmend mache und nun das Ausstrecken des Fußes die Fortbewegung mit sich brächte.

Neuere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß das Fortkriechen der Schnecken an der Wasseroberfläche auf andere Weise zustande kommt. Die Schnecken sondern nämlich aus den Hautdrüsen des Fußes einen zähen Schleim ab, der auf dem Wasser schwimmt. An diesem Schleim heftet sich die Sohle des Fußes an. Durch das Ausstrecken des vorderen Fußteiles und das Nachrücken des hinteren kriechen dann die Schnecken an diesen Schleimwegen fort. Verschiedene Arten, wie die

Blasenschnecken, ziehen außerdem, wenn sie sich auf den Grund fallen lassen, von den Schleimwegen einen Schleimfaden nach unten, an dem sie wie an einem Kletterseil später auf und ab steigen. Th. S.

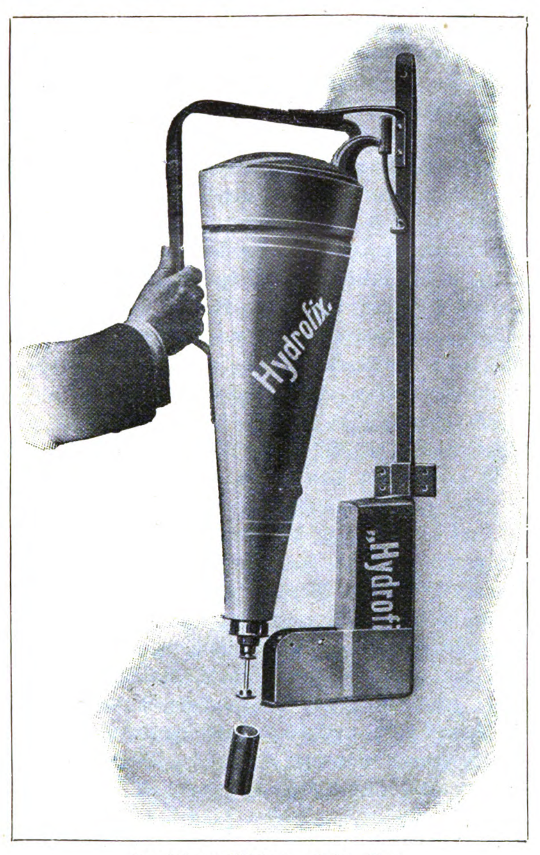
Handfeuerlöscher „Hydrofix“. — Der Handfeuerlöschapparat ist ein unentbehrliches Gerät für jedes Wohn-, Hotel-, Theater-, Verwaltungsgebäude und in erster Linie für Fabriken und landwirtschaftliche Betriebe ein nicht hoch genug zu schätzender Schutz. Daher liegt es im Interesse der betreffenden Interessenten, sich vor Anschaffung eines Handlöschapparates über die einzelnen Systeme zu informieren.

Ein allen Ansprüchen gewachsener Apparat muß unabhängig sein von Wassermangel, und er darf keinerlei Mechanismus, keine besondere Pumpe, keine Kolben und innere Ventile oder aber gar Schläuche besitzen. Der Apparat muß vielmehr für die Hand des Laien auf die denkbar einfachste Weise konstruiert sein und im Moment der Gefahr ohne jede Schwierigkeit benützt werden können. Vor allen Dingen muß ein vollkommener Apparat so funktionieren, daß man imstande ist, ohne Kipp- oder Wippbewegungen nach allen Richtungen, also auch unmittelbar vor die löschende Person die ganze Füllung abspritzen zu können. So bei Treppenbränden, engen Räumlichkeiten und so weiter.

Ein derartiger Apparat ist nun der Handfeuerlöscher „Hydrofix“ der Firma Wilh. Schwarzhaupt in Köln a. Rh., Alte Wallgasse 8—10; er vermag mit Leichtigkeit abgespritzt zu werden, da der Apparat auf den Fußboden aufgestellt werden kann, auch geschieht das Aufschlagen beziehungsweise Inbetriebsetzen des „Hydrofix“ durch das eigene Fallgewicht ohne Bücken oder zweite Hand, ferner ist beim „Hydrofix“ eine automatisch verschlossene Düse angebracht, wodurch ein Beschädigen der Spritzdüse niemals eintreten kann. Der Apparat gestattet durch eine besondere Aufhängevorrichtung ein leichtes Abnehmen, ohne ihn dabei anheben zu müssen, und die Füllung widersteht dem stärksten Frost.

Die Löschflüssigkeit ist absolut unschädlich für jeden Körper, der Apparat ist gebrauchs- und betriebssicher und unterliegt

in keinem Teile einer vorzeitigen Abnützung, man kann die zweite Hand zur Hilfe nehmen, zum Wegräumen von Möbeln,



Handfeuerlöscher „Hydrofix".

Holz oder dergleichen und sie eventuell zur Betätigung eines zweiten Apparates benützen, wodurch sich dieser Apparat als eine der wirksamsten und besten Handfeuerlöschwaffen re-

präsentiert, die mit Sicherheit jeden entstehenden Brand sofort im Keime erstickt. P. R.

Ein Millionärsport. — Ein gesetzwidriger, aber mit größtem Eifer betriebener Sport der amerikanischen Millionärinnen ist das Schmuggeln. Niemand bereitet an der Zollabfertigungsstelle in New York den Beamten so viel Ärger und Arbeit als gerade die reichsten der Yankeedamen, die auf die raffinierteste Art und durch stets neue Tricks die Zollbehörde zu hintergehen suchen. Dieser stete Kampf zwischen weiblicher Verschlagenheit und den wachsamen Zöllnern hat schließlich zu Maßnahmen geführt, die sich bei all ihrer Kostspieligkeit bisher als recht einträglich erwiesen haben. An allen europäischen Hafenplätzen, von denen die Ozeandampfer abgehen, unterhält nämlich die amerikanische Behörde eine Menge von Spionen unter der Maske von Hotelangestellten und Kommissionären, ebenso befinden sich auch unter dem Personal der Schiffe selbst stets einige Aufpasser, die darauf achtgeben, wie viel zollpflichtiges Gut die Reisenden mit sich führen. Nur auf diese Weise ist es möglich, dem Schmuggel, wie ihn die stets mit einem Berg von Riesenkoffern reisenden Millionärinnen betreiben, auf die Spur zu kommen. —

Vor kurzem hatte die Zollstation in New York davon Wind bekommen, daß Frau Webster, die Gattin eines vielfachen Millionärs und Besitzers großer Maschinenfabriken, in Brüssel einen Perlenschmuck von ungeheurem Wert erstanden hatte. Als der von Frau Webster benützte Dampfer in New York anlangte, erkundigten sich die Beamten daher teilnehmend, ob die Dame nicht auch den Perlenschmuck verzollen wolle. Sie besäße keinen derartigen Schmuck, erwiderte die elegante Frau; man solle nur ruhig ihr ganzes Gepäck durchstöbern. Natürlich wurden die Perlen nicht gefunden.

Aber die Zöllner sind ebenso gründliche wie rücksichtslose Leute. Die Dame wurde in ein Zimmer geführt und mußte sich dort eine genaue Leibesuntersuchung gefallen lassen, die von einer älteren Frau vorgenommen ward. Der Perlenschmuck fand sich auch wirklich. Die Millionärin hatte ihn in ihrer hochgetürmten Frisur versteckt und sicherlich gehofft,

ihn dort vor allen neugierigen Blicken aufs beste verborgen zu haben. Und das Ende der Geschichte waren 25,000 Dollar Strafe, die Frau Webster lachend aufzählte mit der Bemerkung, sie habe nun auch noch 20,000 für eine verlorene Wette zu zahlen.

Ähnlich ging's Frau Lindsey, deren Gatte gleichfalls zu den oberen Zehntausend von New York gehört. Frau Lindsey hatte in Amsterdam, dem berühmtesten Diamantenmarkt, eine Anzahl Edelsteine erworben, um sie daheim zu einer Halskette vereinigen zu lassen. Noch im letzten Augenblick wurde dies der Zollbehörde bekannt. Aber die Dame leugnete, Brillanten bei sich zu haben. Man durchforschte aufmerksam die Koffer, und ein besonders findiger Beamter fand hierbei einige Schachteln mit Pillen, die nach der Aufschrift auf dem Deckel ein Mittel gegen Migräne darstellten. Leider waren die Pillen unverhältnismäßig groß geraten, und dies war Frau Lindseys Pech. Man zerschnitt die Pillen eine nach der anderen, und siehe da: die Hälfte von ihnen enthielt Diamanten, die zusammen einen Wert von 50,000 Dollar hatten. Der Schmuggelsport kam der Dame recht teuer zu stehen: sie zahlte nicht weniger als 21,000 Dollar Strafe.

Berühmt geworden ist auch der Etagenkoffer der Frau Chesbrough, einer vielfachen Millionärin. Von einer Reise nach Europa brachte sie diesen mit drei Etagen versehenen Riesenkoffer mit und erklärte sich ohne Zögern bereit, den Inhalt: Hüte, Pariser Roben und Wäsche zu verzollen. Der Beamte, der die Dame abfertigte, gehörte jedoch zu jenen unangenehmen Menschen, die allen Dingen auf den Grund zu gehen pflegen. Er maß den Innenraum des Koffers genau aus und stellte so fest, daß das innere und äußere Maß um 15 Zentimeter voneinander abwichen. Damit nicht genug, nahm er noch ein Stemmeisen und brach den Boden des Reisebehälters auf, was zur Folge hatte, daß in dem schlau angebrachten Versteck eine Menge des feinsten Pelzwerks zum Vorschein kam. Trotzdem behielt Frau Chesbrough ihre ganze Kaltblütigkeit bei. Sie spielte die Erstaunte und erklärte, sie habe den Koffer in Paris gekauft und wisse gar nicht, daß

der heimliche Raum existiere; wie die Pelzwaren hineingelangt seien, könne sie erst recht nicht angeben. Aber die Zollbeamten waren unhöflich genug, ihr dies Märchen nicht zu glauben. Man telegraphierte auf ihre Kosten nach Paris an das Koffergeschäft, und die Antwort fiel natürlich derart aus, daß nichts mehr die Millionärin von der Strafe wegen versuchter Zollhinterziehung retten konnte.

Ein anderes Mal wieder wurde der Zollbehörde in New York durch einen ihrer Spione hinterbracht, daß eine Frau Wenterley auf einer Auktion in Paris einen echten Rubens erstanden habe. Bei der Zollrevision aber war das Gemälde nirgends zu finden. Man suchte stundenlang, Frau Wenterley stand mit einem maliziösen Lächeln dabei und schaute ruhig zu, wie man ihr Gepäck stets aufs neue durchwühlte und die Koffer nach verborgenen Fächern abklopfte. Schon wollten die Beamten das Spiel aufgeben, als plötzlich einer von ihnen die siegesgewisse Dame bat, ihren modernen Riesenhut doch einmal abzunehmen. Frau Wenterley machte Ausflüchte. Es half aber nichts, der Hut wurde ihr abgenommen und untersucht. Der findige Beamte hatte auch das Richtige getroffen: in dem runden, 35 Zentimeter breiten Hutboden war unter dem Seidenfutter der Rubens fein säuberlich eingenäht. Erfolg: 18,000 Dollar Strafe.

Interessant ist auch der Fall Gardner. Frau Gardner gehört zu den vornehmsten Damen der Gesellschaft von Boston und ist eine eifrige Sammlerin von berühmten Gemälden. Der Zollbehörde fiel es auf, daß im Laufe weniger Monate eine ganze Anzahl von ziemlich wertlosen Gemälden für Frau Gardner eintraf. Man wußte, daß die Dame früher nur seltene alte Meister eingeführt hatte, und konnte sich die plötzliche Schwärmerei für derartige Dutzendware, wie sie jetzt stets von Frau Gardner verzollt wurde, nicht recht erklären. Eines Tages kam wieder eine Kiste an. Wieder enthielt sie ein Bild, das ein sachverständiger Beamter auf kaum 50 Dollar abschätzte. In dem Bureau der Zollbehörde besprach man nun abermals diese immerhin auffallenden Bildersendungen und beschloß dann, einen Agenten nach Boston zu senden, um nach

dem Verbleib dieser Durchschnittsgemälde forschen zu lassen, da man nicht annehmen konnte, Frau Gardner würde derartige Stücke ihrer Galerie einverleiben.

Auf diese Weise kam endlich die Wahrheit ans Tageslicht: die Dame hatte in Europa wertvolle alte Meister von einem Maler durch ein besonderes Verfahren überpinseln und auf diesen Überzug ein neues Bild malen lassen. Die so verdeckten Gemälde passierten natürlich für wenige Dollar die Zollgrenze. In Boston wurden sie dann von dem Überzuge wieder befreit und schmückten in alter Schönheit die Wände des Gardnerschen Palastes.

Der Spaß kostete der erfindungsreichen Millionärin nur 92,000 Dollar nachträglichen Zoll und 200,000 Dollar Strafe, die sie lachend bezahlte. W. K.

Wie die Fledermäuse fressen. — Wie in der Lebensweise der Fledermäuse bei ihrem nächtlichen Treiben noch vieles unbekannt ist, so ist auch die Art ihres Fressens erst neuerdings genau beobachtet worden. Der Engländer Oldham hielt eine Bartfledermaus gefangen, die sich daran gewöhnte, Mehlwürmer im Sitzen zu fressen. Hatte nun die Bartfledermaus einen Mehlwurm ergriffen, so steckte sie den Kopf so weit unter den Bauch, daß sie sich wiederholt überschlug.

Um den Grund für dieses sonderbare Verhalten kennen zu lernen, wurde sie auf eine freiliegende Glasplatte gesetzt, so daß man sie nun von unten beobachten konnte. Es zeigte sich jetzt, daß das Tier den Schwanz mit der Haut, die ihn einschließt, unter dem Leib nach vorn bog, wodurch eine Tasche gebildet wurde. In diese Tasche legte sie den Mehlwurm nieder und zerkleinerte ihn sogleich. Diese Art des Fressens hat für die Fledermäuse den Vorteil, daß sie sich, wenn sie einen Käfer oder ein anderes Insekt im Fluge erhascht haben, nicht jedesmal niederzusetzen brauchen, um die ungenießbaren Teile, wie Flügeldecken und Beine, von dem weichen Leib abreißen zu können. Sie stecken vielmehr einfach das Insekt in die Tasche, reißen die harten Teile ab und können nun das übrige verzehren.

War die Fledermaus gesättigt, so hängte sie sich mit einem



Fuß an einer vorspringenden Leiste auf, beleckte, während der Kopf nach unten hing, die Zehen des anderen Fußes und glättete nun mit ihm das Pelzwerk ihres Körpers. Darauf spannte sie mit der Nase die Flughaut auseinander und reinigte sie mit der Zunge. Th. S.

Cäsars Sextius und Napoleon I. — An einem Morgen des Jahres 1809 ging Napoleon mit dem General Berthier spazieren. Sie waren in ein Gespräch über Julius Cäsar vertieft, und Berthier begann, als man auf die bewundernswerte Gerechtigkeit Cäsars zu sprechen kam, folgende Anekdote zu erzählen.

Es stand ein Soldat bei der fünften Legion, dessen Name Sextius war. Dieser Mann hatte sich wiederholt durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet, war aber nie belohnt worden. Man brachte die Sache vor den Senat, und dieser tadelte Cäsars Gleichgültigkeit seinen wackeren Kämpfern gegenüber.

„Und was wurde aus Sextius?“ fragte Napoleon.

„Er blieb weiter unbeachtet in seinem Range, da sich Cäsar den Befehlen des Senats nicht beugen wollte.“

Sie gingen weiter und kamen zu einem Exerzierplatz. Von Berthier gefolgt, musterte Napoleon die Soldaten, wobei er besonders den alten Kriegern erhöhte Aufmerksamkeit schenkte. Plötzlich blieb er vor einer Kompanie stehen und betrachtete lange den rechten Flügelmann. Er kannte viele Soldaten der Armee bei ihren Namen, aber an diesen konnte er sich nicht erinnern.

„Sextius!“ sagte er leise zu Berthier, als ihm der Oberst des Regiments von den zwanzig Schlachten erzählte, die der Mann bereits mitgemacht hatte. „Vortreten!“ kommandierte er dann und gab dem Obersten den Befehl, den braven Soldaten zum Leutnant zu ernennen.

Unter Trommelwirbel gehorchte der Oberst dem Befehle des Kaisers.

„Oberleutnant,“ murmelte Napoleon leise.

Erneuter Trommelwirbel.

Jetzt riß Napoleon selbst den Degen aus der Scheide, kommandierte einen neuen Wirbel, beförderte den Mann zum

Hauptmann, nahm das Kreuz der Ehrenlegion von seiner Brust und heftete es dem Manne an.

Der „Sextius Napoleons“ war besser davongekommen als sein Vorgänger bei Cäsar.

Auf dem Heimwege aber sagte der Kaiser nicht ohne die Anzeichen innerster Genugtuung zu Berthier: „Wer ist nun gerechter: ich oder Cäsar?“

Berthier verbeugte sich stumm und trug Sorge, daß der neue Hauptmann in eine entlegene Grenzgarnison versetzt wurde. C. T.

Wechselbalg. — Nach dem altdeutschen Volksglauben galt das neugeborene Kind, solange es die Wassertaufe noch nicht empfangen hatte, nur als Seele, und in diesem Zustande, in dem zwischen Körper und Seele noch keine feste Verbindung bestand, war das kleine Wesen der ständigen Gefahr ausgesetzt, von bösen Geistern, Elfen oder Zwergen vertauscht, das heißt durch einen „Wechselbalg“ ersetzt zu werden. Ein solcher Wechselbalg war ein Wesen von abschreckender Häßlichkeit, das sich besonders durch einen unförmlich dicken Kopf, den Wasserkopf, kennzeichnete.

Als Grund für das Gelüst der Elfen und Zwerge, neugeborene Kinder zu entführen und statt ihrer Wechselbälge in die Wiege zu legen, gibt die germanische Mythologie ihre Kleinheit an. Die Zwerge sind bestrebt, ihr Geschlecht mit dem Menschengeschlecht zu verbinden, und ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, daß ihre eigenen häßlichen Sprößlinge, die sie mit dem rotwangigen Menschenkinde vertauschen, unterdessen mit Menschenmilch genährt werden und so ihr allmählich dem Untergange geweihtes Geschlecht gekräftigt werde. A. Sch.

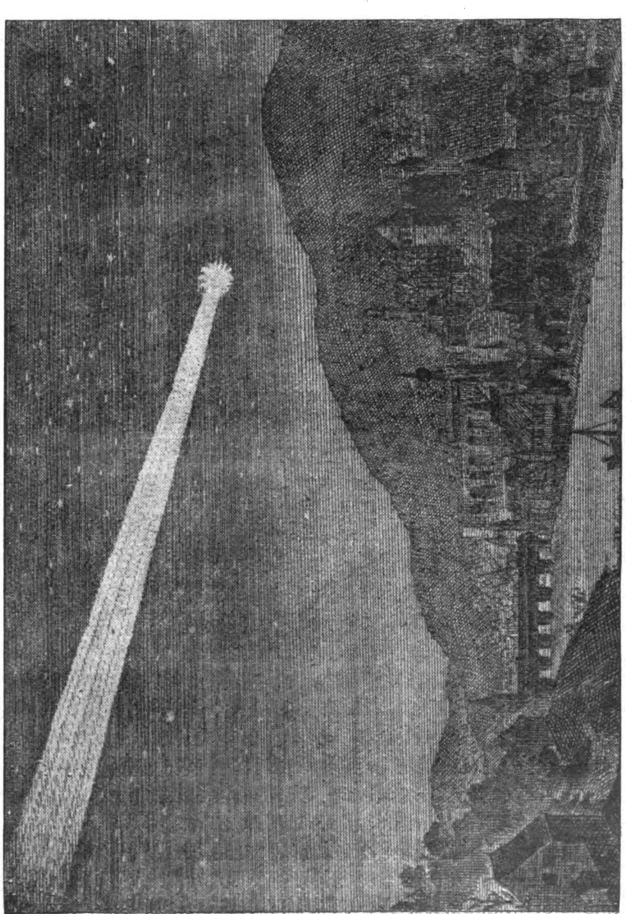
Der Verkünder des Dreißigjährigen Krieges. — Einer der merkwürdigsten Kometen ist der Komet vom November 1618, der schon deshalb unsere, durch den Halleyschen Versager kometenmüdesten Leser interessieren wird, weil er nach altem Glauben den Dreißigjährigen Krieg verkündet hat. Über diesen Kometen, den wir den großen Kriegskometen nennen wollen, heißt es in des älteren Merians „Theatrum

Europaeum“, dem wir auch den seltenen Stich desselben entnehmen:

„Umb den Eintritt unserer Zerrüttungen, welche nicht allein allbereit in Böhmen in zimlichen Schwang gangen, sondern sich auch anderswo blicken liessen, ist ein schröcklicher Comet-Stern mit einem sehr langen brennenden Schwantz am Himmel erschienen, und fast in gantz Europa mit sonderlichem Schrecken gesehen worden. Wie er denn fast alle domos coeli durchgeloffen: dessen motum und originem die Astrologie unterschiedlich beschrieben: Und er in unterschiedlichen Coeli plagis unterschiedlich erschienen, auch in Franckfurt am Mayn, so viel seine mächtige grosse Zorns-Ruhten anlanget, von weißbleicher Farb, sein Stern aber von unterschiedlichen Farben, als liechtblinckend, schwartz und hellröhtlich finckelnd, gesehen worden: Von welchen Farben, so sie etwas bedeuten mögen, wir die Gelehrten judiciren lassen wollen. Unnd hat seine Ruthen die Signaturam vor der Thürstehenden Göttlichen Zorns und Straffen, per se mit sich gebracht, der daran gestandene Stern aber auff eine folgende Gnad, wann die Ruthen ihren Lauff auff Erden vollendet haben wird, ohne Zweiffel gedeutet, nur daß dieselbe nach Andeutung der Farben, etwa gradatim vom dunckeln Anfang, ins Rohtfinckelnde, biß ins Hellblinckende uns zuwachsen solle, das wollen wir nun uns die künfftige Zeiten, welche Gott der HErr in seiner Direction hat und dem Signo significanti sein significatum geben wird, außlegen lassen.

Es ist aber dieser Comet allezeit bey klarem Himmel gegen Morgen wol zu sehen gewesen. In den Böhmischen und Oesterreichischen Landen soll er anfänglich gantz röthlich, anderswo aber in einer Saturnischen bleichen Farb erschienen, auch je mehr und mehr erblichen seyn, biß er endlich gar nicht mehr hat können gesehen werden: Worbey der Lufft Enderung viel gethan haben mag. Seine Straalen hat er allezeit gegen unterm Vertici zugerichtet, und ist auß der schnellen Bewegung, wie auch andern Observationen leichtlich abzunehmen gewesen, daß er nit sehr hoch, sondern in aërea et sublunari regione, der Erden viel näher, als der Mond gestanden. Doch thut solches

seiner signification nichts benehmen, unnd ist in derselben nicht, ob er in der Lufft gehangen, oder am Firmament ge-



Der große Komet von 1618 über Heidelberg.
Nach einem Merianschen Stiche.

standen seye, sondern was er für einen ordentlichen Lauff de domo ad domum, de plaga ad plagam, de astro ad astrum,

genommen habe, zu ersehen. An etlichen Orten ist er in die 27 Tag, an etlichen Orten länger gesehen worden.

So hat nun diese schröckliche Fackel der Allmächtige Gott für einen Bußprediger an die hohe Cantzel des Himmels gestellet, damit die Menschen sehen möchten, wie er sie wegen der Sünd zu straffen, und seine Zorn-Ruthen über sie ergehen zu lassen beschlossen, auff daß dardurch männiglichen vor Schaden gewarnet, und bey Zeiten der Gnaden von Sünden abzustehen. Unnd ist einmahl dieser Comet ein rechter Vorbott gewesen der künfftigen Straffen Gottes, mit welchen wir heimgesucht und gezüchtiget werden sollen.

Es haben die Alten von den Cometen gesagt: daß nie keiner erschienen, der nicht groß Unglück mit sich gebracht habe. Und Claudianus und Protanus sagt von ihrer Würckung also:

Krieg, Aufruhr, Blutvergiessen viel,
Dir ein Comet verkünden wil:
Unter den Leuten grosse Noht,
Auch grosser Herrn und König Todt.

Andere mehrere alte Astrologi schreiben, daß er bedeute erstlich violenta et superba consilia, dissidia, proditiones et rebelliones, grausame und übermühtige Rahtschläge, Uneinigkeit, Verrähterey und Auffruhr: darnach latrocinia et subsessiones viarum, sollicitudinemque et anxietatem animorum: das ist: Rauberey, Unsicherheit der Strassen, und grosse Angst und Schwermütigkeit unter den Leuthen. Zum dritten: Regum et Principum interitum, bella, pestem et morbos varios. Das ist: Grosser Königen, Fürsten und Herrn Untergang, Krieg, Pestilentz und mancherley Kranckheiten. Endlich und zum vierdten: Religionis, Legum et Instituorum mutationem, novarumque rerum inexpblebilem cupiditatem. Das ist: Veränderung der Religion, Gesetz und Weltlicher Ordnung, beneben einer unersättlichen Begierde zu allerhand Newerungen. Wann auch die Straalen ex domo carceris herfür gehen, deutet es auff eine violentam eruptionem oder gewaltige Außbrechung und Fortpflantzung einer Lehr, so zuvor gleichsamb als im Gefängnuß gehalten und gedrucket gewesen. Welcher Gestalt nun dieses alles in den folgenden Zeiten sich verificiren werden.

müssen wir GOTT und dem eventui heimbgestellet sein lassen."

Der Zufall bestärkte durch den Krieg, der dreißig Jahre dauerte, die Kometenfurcht und den Kometenaberglauben jener abergläubischen Zeiten, zumal noch der große Halleysche Komet von 1607 in der Erinnerung aller lebte. Der Komet von 1607 hatte eine Länge des Perihels von 301° 38′, während der Komet von 1618, den Kepler im August entdeckte, beobachtete und dessen Bahnen ausrechnete, eine solche von 318° 20′ hatte. Der Novemberkomet von 1618 ist auch der Komet, den Schiller in der Kapuzinerpredigt wie eine Rute drohend am Himmelsfenster ausgesteckt sein läßt, mit dichterischer Freiheit natürlich, denn von 1618 bis 1652 ist kein anderer Komet erschienen. Schiller kannte ihn aus obigem Artikel und dem Stiche des älteren Matthäus Merian im „Theatrum Europaeum", das er bei seinem Quellenstudium zu seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" und damit zur „Wallensteintrilogie" fleißig benützte. W. F.

Helden der Feder. — Unter dem großen Publikum, das morgens beim Frühstück oder abends nach Feierabend gemütlich in den Zeitungen von Kriegen und blutigen Schlachten liest, die in irgendwelchen weitentfernten Weltwinkeln geschlagen werden, denkt wohl nur selten jemand daran, wie schwierig und mühsam es gewesen sein mag, diese Nachrichten zu erhalten. Wie dem Mimen flicht man auch dem Kriegskorrespondenten keine Kränze — und doch, wie viele hat es gegeben, die sich durch Mut, Entschlossenheit und Tatkraft, durch Umsicht und Tapferkeit eines Siegeskranzes für würdig erwiesen haben!

Nicht weniger als zehn Kriegskorrespondenten büßten in den verschiedenen englischen Sudanfeldzügen ihr Leben ein. Im Burenkrieg fiel der Korrespondent der „Times" in einem Gefecht bei Modderspruit, der bekannte Vertreter der „Daily Mail", G. W. Stephens, starb in Ladysmith, und einen dritten, Parlow mit Namen, ereilte die tödliche Burenkugel in der Schlacht bei Mafeking.

Einen gräßlichen Tod fand der Timeskorrespondent Bowlby in China im Jahre 1860. Zusammen mit dem Konsul Parker

und anderen englischen und französischen Offizieren, im ganzen neununddreißig Mann, reiste er am 14. September 1860 nach Tungtschou, um den Friedensverhandlungen zwischen China und den europäischen Mächten beizuwohnen. In verräterischer Weise aber wurden die neununddreißig Europäer überfallen, gefangen genommen und nach Peking geschleppt. Erst einen Monat später langten die verbündeten Heere vor Peking an und erzwangen die Herausgabe der Gefangenen. Nur zwanzig von ihnen waren noch am Leben, die übrigen neunzehn waren unter den furchtbarsten Torturen von den Chinesen dahingemordet worden, unter diesen befand sich auch der Timeskorrespondent.

Ein anderer Korrespondent derselben Zeitung fiel im Kampf mit den Derwischen vor Omdurman im Jahre 1898. G. S. Sala, der geistreiche englische Schriftsteller, hatte bis zum Tage seines Todes an den Folgen der Mißhandlungen zu leiden, die er im Deutsch-französischen Kriege erduldete. Er war von den Franzosen, die ihn für einen preußischen Spion hielten, gefangen genommen worden. Mit einem Säbelhieb über den Kopf wurde er nur notdürftig verbunden und in einen dunklen, schmutzigen Keller geworfen. Die Wunden an den Schienbeinen und Knöcheln, von Fußtritten herrührend, die ihm seine barbarischen Wächter zufügten, erwiesen sich nachher als unheilbar, er behielt sie bis zu seinem Tode.

Im Spanisch-amerikanischen Kriege zerschmetterte ein spanisches Geschoß die Schulter des Korrespondenten Crelman. Halb ohnmächtig am Boden liegend, diktierte er seine Nachrichten dem amerikanischen Kollegen Hearst zur Beförderung an seine Zeitung in die Feder. Vor Santiago verletzte eine Kugel einen anderen Korrespondenten am Rückgrat und lähmte ihn auf Lebenszeit.

Aus diesen Beispielen erhellt wohl schon zur Genüge, daß die Beschaffung von Kriegsnachrichten wirklich kein „Kinderspiel" genannt werden darf. Auch der Name „Schlachtenbummler" paßt nicht mehr für diese Helden der Feder. W. St.

Der „narrische Seppl". — Wenn hier von den Sonderbarkeiten eines Auerhahns berichtet wird, so sei ausdrücklich betont,

daß es sich, wie man meinen möchte, nicht um „Jägerlatein“ handelt, sondern daß jedes Wort auf Wahrheit beruht.

Über den Hahn berichtete seinerzeit Wildmeister Rießner in Hinterriß seinem Herrn, dem Herzog Ernst von Koburg: „Ende April, bei trübem Wetter, war der Jäger Probst auf dem Wege durchs Revier begriffen, wo er um fünfeinhalb Uhr früh, zunächst dem Reitsteg, auf dem er sich befand, einen Auerhahn in unmittelbarer Nähe auf dem Erdboden hörte, der balzend bergauf auf ihn zukam. Probst verhielt sich ganz ruhig, während der Hahn, sein Gefieder sträubend und Räder schlagend, immer näher kam, so nahe, daß Probst während des Schleifens den Hahn mit raschem Sprunge am Halse erfassen konnte, ihn in seinen Wettermantel wickelte und ihn mit unbeschädigtem Gefieder lebend nach Hinterriß brachte. Da Auerwild sich in der Gefangenschaft nicht fortbringen läßt, so wurde beschlossen, ihm zur Erinnerung ein paar von den Schaufelfedern unter dem Stoß auszurupfen und ihn am Halse behufs allenfallsiger Wiedererkennung mit ein paar Scherenschnitten zu zeichnen, worauf er in Freiheit gesetzt wurde. Letzteres geschah auf der Wiese vor der Wildmeisterwohnung. Doch der Hahn strich zu aller Erstaunen nicht sofort ab, sondern puttelte sich, sträubte abwechselnd das Gefieder und suchte mit den Haushühnern Bekanntschaft zu machen, bis wir ihn endlich aufjagten, worauf er gegen den Roßkopf zu abstrich. Nach ein paar Tagen hatte der Vogel schon wieder seinen alten Balzplatz eingenommen. Anfangs Mai hörte ihn der Förster Hochleitner und wollte ihn verjagen. Aber der Hahn geht direkt auf ihn los. Hochleitner wehrt ihn mit dem Bergstock ab, kommt aber an den Unrechten, denn von allen Seiten schlägt der Hahn mit Schnabel und Flügeln nach den Waden des Försters und verfolgt ihn so eine Viertelstunde Weges. Einige Tage später ergeht es dem Forstverwalter Reichl ebenso; tags darauf wird ein Bauer angefallen und reißt aus, weil der Brave den leibhaftigen Teufel in dem Hahn vermutet; einem Holzknecht, der in seiner Kraxen einem Jäger Lebensmittel in die Diensthütte zu bringen hat, setzt sich der Hahn auf das zuoberst in der Kraxe eingepackte Weinfäßchen

und balzt. Der ‚narrische Seppl‘ wird jetzt der Hahn genannt, von dessen Taten die Kunde wie ein Lauffeuer in alle Täler dringt.“

Wildmeister Rießner und Jagdmaler Recknagel wollen den Hahn einfangen, weil sie fürchten, daß er bei seinen tollen Streichen einmal von einem Senner niedergeschlagen werden könnte. Recknagel hat die Geschichte in einem hübschen Bilde verewigt. Außer ihm nahmen noch Förster Brayer und Jäger Ragg an der Expedition teil. Der Hahn balzte gut, und die vier Jäger standen um den Balzbaum. Als es licht wurde, rief Rießner den Hahn an: ‚Guten Morgen, Manderl!‘ Sofort strich der Hahn mitten unter die Gesellschaft, packte einen nach dem anderen bei der Joppe oder den Ledernen und trieb gut eine halbe Stunde lang sein Spiel, bis er gefaßt und wieder nach Hinterriß gebracht wurde. Hier im Parke untergebracht, balzte er sogar auf dem Gartentische. Von den ihm angebotenen Freiheiten machte er keinen Gebrauch, erst nach einem Zusammenstoß mit dem Schweißhunde des Wildmeisters flog er davon. C. T.

Der Stationsmeister von Poissy. — Der berühmte französische Maler Meissonier lebte, wirkte und starb zu Poissy, nicht weit von Paris. Einige Jahre vor dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs stattete die Prinzeß Mathilde dem Künstler einen Besuch ab, denn sie war eine aufrichtige Bewunderin Meissoniers. Dieser lud sie ein, das Abendessen bei ihm einzunehmen.

„Sehr gern würde ich das tun,“ erwiderte sie, „wenn der Expreßzug nach Paris um acht Uhr in Poissy halten würde. Das tut er aber leider nicht.“

„Ist sonst kein Grund zur Ablehnung vorhanden?“ fragte er.

„Nein.“

„Den will ich schon aus dem Wege räumen!“ rief er. „Wofür hat man seine Freunde!“

Damit entschuldigte er sich für ein paar Minuten und eilte nach dem Bahnhof. Der dortige Stationsmeister ging dem berühmtesten Bürger von Poissy freundschaftlich grüßend entgegen.

„Heute könnten Sie mir wohl einen rechten Freundschaftsdienst erzeigen,“ sagte Meissonier. „Sorgen Sie doch dafür,

daß der Expreßzug um acht Uhr hier anhält und eine Dame aufnimmt, die als Gast bei mir weilt! Sie wollten immer eine Studie von mir haben, ich widme Ihnen gern eine aus Erkenntlichkeit dafür."

„Gut," antwortete der Stationsmeister erfreut, „dieser Aussicht zuliebe nehme ich es auf mich, den Expreßzug hier zum Stillstand zu bringen. Es gibt höchstens eine amtliche Nase. Seien Sie nur mit Ihrem Besuche rechtzeitig zur Stelle."

Nun, das geschah, und auch der Stationsmeister hielt sein Wort. Der dahinfliegende Zug verlangsamte seine Fahrt und hielt zum größten Staunen und Kopfzerbrechen seiner Beamten und Fahrgäste ganz programmwidrig in dem kleinen Poissy an, um eine einzelne Dame aufzunehmen. Danach raste er um so schneller davon, denn die verlorenen Minuten mußten eingeholt werden.

Einige Zeit nachher erinnerte der gefällige Beamte den Künstler an sein Versprechen.

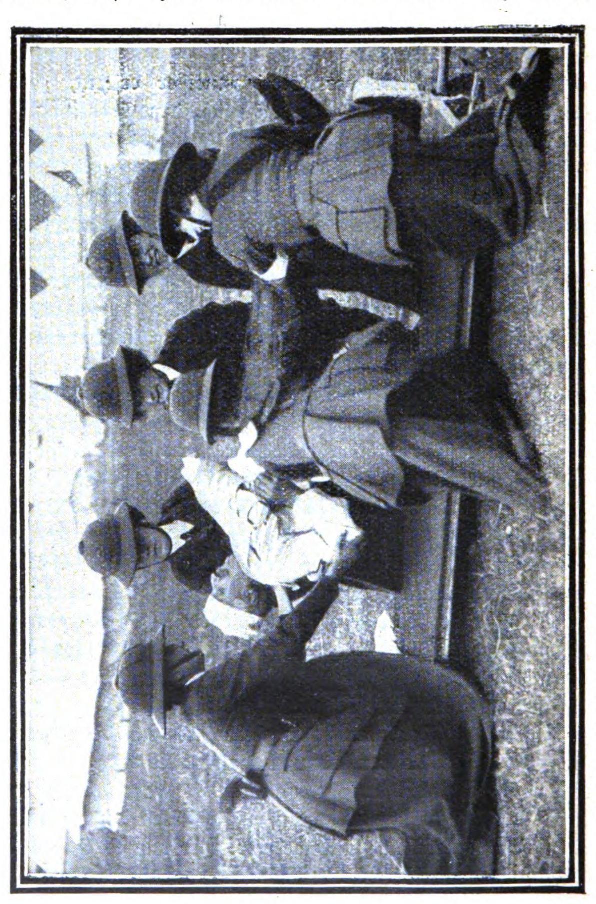
„Ich habe schon oft daran gedacht," erwiderte Meissonier, „es fehlt mir nur an einem passenden Vorwurf dafür."

„Ei, so malen Sie doch einfach mein Bild," schlug ihm der Beamte vor.

Darauf ging Meissonier gern ein, und auf diese Weise kam der schlichte Stationsmeister in den Besitz eines Kunstwerkes, für das seine Familie jetzt jeden Tag ihre zwanzigtausend Franken lösen könnte, falls sie sich von ihm trennen möchte. C. D.

Englische Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes. — Zu den letzten Manövern in England sind auch die Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes eingezogen worden. Die jungen Damen, die den besten Ständen angehören, trugen dabei die Felduniform und mußten sich allen Unbequemlichkeiten des Lagerlebens unterwerfen. Ihr ganzes Gepäck bestand in einer Handtasche, das die nötigsten Toilettegegenstände enthielt. Ihre Zelte mußten sie selbst aufrichten und abbrechen. An jedem Morgen wurde der vorgeschriebene Appell abgehalten, an den sich praktische Unterweisungen in der Pflege und dem Transport von Verwundeten und Kranken schlossen.

Ferner hatten die jungen Damen ihre Mahlzeiten selbst zuzubereiten, wofür ihnen nur das von den Soldaten gebrauchte



Englische Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz bringen einen Verwundeten auf die Tragbahre.

Kochgeschirr und die jeweilige Tagesration an Nahrungsmitteln, die für den einfachen Soldaten festgesetzt waren, geliefert wurden. v. W.

Die Geschichte eines Goldschiffes. — An einem stürmischen Tage im Jahre 1799 kreuzte auf der Höhe von Terschelling, der westfriesischen Insel, ein stattliches Kriegschiff. Das schien es wenigstens zu sein, denn nicht weniger als dreißig Kanonenrohre drohten wie bissige Mäuler von seinen starkwandigen Breitseiten. Aber diese starke Bewaffnung brauchte das Schiff auch, denn sein waschzuberähnlich geschweifter Bauch barg ungemessene Schätze: nicht weniger als 1889 schwere Barren Gold und 278 Barren Silber, nach heutigem Gelde etwa dreißig Millionen Mark. Außerdem trug das Schiff über dreihundert Passagiere, fast alles große englische Handelsherren und einige hohe Aristokraten, unter anderen den Herzog von Chatillon.

Was bedeutete diese seltsame Ladung? Wozu die ungeheure Menge Gold und Silber?

Ein Blick in die Annalen der Weltgeschichte würde dem Frager keine Antwort bringen, denn die Aufgabe des Schiffes war eine rein geschäftliche, allerdings aber von so ungewöhnlicher, großzügiger Art, daß die Tatsache seiner Absendung und das Schicksal dieses Schiffes wohl ein Plätzchen in der Chronik der Weltgeschichte verdienten.

Die gewaltige Geldladung war nach Hamburg bestimmt, wo der Zuckerpreis urplötzlich um vierzig Prozent gefallen war, die Zuckerhandelsherren sich infolgedessen in einer furchtbaren wirtschaftlichen Krise befanden und die ungesäumte Hilfe der englischen Geschäftsfreunde erbeten hatten. Diese englische Hilfe war in kürzester Zeit in Gestalt der Gold- und Silberbarren auf der „Lutine“ unterwegs.

Die „Lutine“ kam nur langsam vorwärts. Der Sturm raste schließlich mit solcher Gewalt, daß das Schiff mit Mann und Maus unterging. Die sandigen Untiefen gaben wohl die Leichen der Besatzung und der Passagiere wieder heraus, der flutende Sand verschlang aber das Schiff selbst samt seinen Schätzen. Das schwere Wrack wühlte sich tief in den Boden, und bald lag der Sand haushoch über den Millionen.

Die Nachricht von dem Unglück der „Lutine“ war alles, was die sehnsüchtig harrenden Hamburger Kaufleute erhielten.

Für Terschelling aber und die anderen friesischen Inseln brach eine Zeit fieberhafter Tätigkeit an. Das Seerecht der damaligen Zeit gab ihnen das an ihrer Küste gestrandete Schiff als Eigentum, und man versuchte nun alles, um dem Meeresboden die versunkenen Schätze zu entreißen. Mancher Inselfriese ward durch einen gefundenen Goldbarren zum reichen Manne. Schließlich erteilten die Leute von Terschelling sogar Konzessionen zur Bergung des Schatzes.

Aber immer tiefer versank das Schiff, und bald wurde es unmöglich, noch zu ihm zu gelangen. Nach neueren Ermittlungen sind von dem Schatze im ganzen nur etwa je hundert Barren Gold und Silber geborgen worden.

Erst in neuester Zeit hat sich mit großem Kapital wieder eine englische Bergungsgesellschaft gebildet, die die versunkenen Millionen zu heben beabsichtigt. Möglich wäre das immerhin, wenn das Schiff nicht inzwischen im Mittelpunkt der Erde angelangt ist. O. Th. St.

Zu spät. — Ich fühlte mich gar nicht mehr wohl und entschloß mich daher, endlich einen mir sehr empfohlenen Arzt aufzusuchen.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er.

„Ich leide an Rheumatismus,“ antwortete ich, „mein Magen ist nicht in Ordnung, und ein böser Katarrh quält mich. Mein Herz ist schwach, meine Augen schmerzen und meine Zähne noch viel mehr.“

„Wie alt sind Sie?“

„Fünfzig. Mir ist aber so, als wenn ich die siebzig bereits hinter mir hätte. Im Inneren habe ich so ein eigentümliches Gefühl, und wenn ich des Morgens erwache, bin ich so schwach, daß mich ein dreijähriges Kind —“

„Ja — ja, ich kenne das. Zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen aber erklären, daß ich Ihnen nicht mehr helfen kann. Wären Sie jedoch in Ihrer Jugend zu mir gekommen, so hätte ich Ihnen wohl sagen können, wie Sie allen diesen Leiden hätten entgehen können. Man betrachtet sie allgemein als die Begleiterscheinungen des Alters, jedes einzelne von ihnen ist aber nur die Folge von Sorglosigkeit in der Jugend. Haben Sie sich etwas Geld gespart?“

„Jeder ordentliche Mann legt sich einen Notgroschen für das Alter zurück.“

„Und legt den Grund zu allerlei Krankheiten, die ihm später das Leben sauer machen. Wenn die Leute in ihrer Jugend so sehr für ihre Gesundheit sorgen möchten, wie sie aufs Geldverdienen erpicht sind, dann wären die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens auch die glücklichsten für sie. Stellen Sie sich vor, daß Sie noch einmal jung seien, und ich will Ihnen sagen, was Sie hätten tun sollen. Es gibt zwei Hauptarten von Krankheiten: die ansteckenden — solche wie Schwindsucht, Typhus usw. Diese bilden die hauptsächlichsten Todesursachen in den jüngeren Jahren. Ist man aber bis zu vierzig oder fünfundvierzig Jahren von ihnen verschont geblieben, so hat man dann nur noch wenig von ihnen zu fürchten. Die zweite Klasse von Krankheiten sind die organischen — die Krankheiten des Herzens, der Leber, der Nieren usw. Gerade diese sind es, die älteren Leuten das Leben zur Qual machen und an denen sie schließlich auch zugrunde gehen. In den meisten Fällen sind sie die Folge von Überanstrengung der betreffenden Organe. Schonen Sie von Jugend auf Ihren Körper, so werden Sie diese Leiden zwanzig Jahre hinausschieben können; nehmen Sie aber keine Rücksicht auf sich und strengen Sie sich zu sehr an, so werden diese Krankheiten Sie heimsuchen, während Sie noch in den besten Jahren sind. Ja, es hängt ganz allein von Ihnen ab, wie Sie Ihren Körper behandeln, ob Sie ein langes und gesundes Leben führen, oder ob Sie Ihr Leben vorzeitig enden. Was für einen Beruf haben Sie?“

„Ich bin Landwirt.“

„Da haben Sie gewiß oft im Regen gearbeitet, sich auf den feuchten Boden gesetzt? Daher kommen jetzt Ihre rheumatischen Schmerzen. Zuerst spürt man nichts, nach ein paar Jahren aber klagt man über Hüftweh und Hexenschuß. Was kann dann der Arzt tun? Er läßt heiße Einreibungen machen, dehnt die Nerven und nimmt andere unangenehme Sachen vor. Und Ihren Katarrh werden Sie nie wieder loswerden. Wie oft hatten Sie wohl in Ihrem Leben Schnupfen und Husten?“



„Jedes Jahr zweimal mindestens."

„Jeder Schnupfen hat einen kleinen Grundstein zu diesem Katarrh gelegt, und jede Erkältung hat Ihre Lungen geschwächt. Und Ihre Verdauungsbeschwerden? Von zehn Leuten ziehen sich neun durch zu rasches Essen, zu heißes Trinken und durch Arbeiten unmittelbar nach den Mahlzeiten solche Beschwerden zu. Auch Ihre schlechten Zähne haben Sie sich dadurch zu verdanken. Die dürfte aber niemand haben. Sie wären sicher noch im Besitz der meisten Ihrer Zähne, wenn Sie jeden Abend den Mund mit in Wasser aufgelöstem doppeltkohlensauren Natron ausgespült hätten. Wahrscheinlich haben Sie in der Jugend Nüsse mit den Zähnen geknackt. Auch Ihre Augen lassen nach? Das ist die Folge von Überanstrengung. Neunundneunzig von hundert muten ihren Augen viel zu viel zu."

„Und mein Herz, Herr Doktor —"

„Nun, das haben Sie systematisch überanstrengt, vielleicht auch mit Tabak vergiftet. Treiben Sie Sport, vielleicht Radfahren, Schilaufen?"

„Beides — früher wenigstens."

„Da haben wir es. Fährt man in der Jugend mit seinem Rade lange bergauf, so wird man im Alter sicherlich ein schwaches Herz haben. Wer zu lange Fußball spielt, sich als Wettläufer auszuzeichnen sucht, dessen Aussichten, herzleidend zu werden, sind drei gegen eins. Aber alles das braucht nicht zu sein, wenn man es verstünde, in der Jugend Maß zu halten, nichts zu übertreiben. Sie sehen also, daß wenn Sie noch einmal jung werden könnten, Sie die beste Aussicht hätten, bei vollkommener Gesundheit ein hohes Alter zu erreichen. Jetzt kommen Sie leider zu spät zu mir." J. C.

Gespensterfang. — Im Stadtarchiv zu Hechingen findet sich ein fürstlich hohenzollernscher Befehl vom 5. Februar 1725, worin jedem Landmann, der „einen Kobold, Nix oder ein anderes dergleichen Gespenst" lebendig oder tot abliefert, eine Belohnung von fünf Gulden zugesichert wird, die der Oberjägermeister auszahlen solle. Wie groß die Zahl der eingefangenen Gespenster gewesen ist, darüber ist leider im Archiv

nichts zu finden, trotzdem auch dieser Nachweis von größtem Interesse gewesen wäre. Th.

Die Angst vor dem Kuß. — Eine zirkassische Sage erzählt folgendes: Einst ging ein junger Mann eine Landstraße entlang, und ein Mädchen kam eine andere. Die beiden Straßen vereinigten sich, und da das Mädchen wie der Mann gleichzeitig an der Stelle ankamen, wo die zwei Wege zusammenliefen, so gingen sie von da an auch gemeinschaftlich weiter. Der Mann trug einen großen eisernen Kessel auf dem Rücken, in der einen Hand hielt er ein lebendes Huhn an den Beinen, in der anderen einen Stock und einen Strick, an dem er eine Ziege führte.

Als die beiden Wanderer nun an eine Schlucht kamen, sprach das Mädchen zu ihrem Begleiter: „Ich fürchte mich, mit Euch durch diese Schlucht zu gehen; es ist so finster und einsam darin, und Ihr könntet mich fassen und küssen."

„Wenn Ihr Euch wirklich vor mir fürchtetet, so würdet Ihr ja wohl nicht mit mir gegangen sein. Wie sollte ich es aber überhaupt anstellen, Euch zu fassen und zu küssen, da ich doch einen eisernen Kessel auf dem Rücken trage, ein lebendes Huhn in der einen Hand, einen Stock in der anderen und dazu noch eine Ziege führe? Ebensogut könnten mir Hände und Füße gebunden sein."

„Das schon," meinte das vorsichtige Mädchen, „wenn Ihr aber den Stock in den Boden steckt, die Ziege daran bindet und dann den Kessel umgestürzt niederlegt, so daß der Boden nach oben steht und so das Huhn darunter steckt, dann könntet Ihr schon so abscheulich sein und mich küssen."

„Dank deiner Weisheit, Mädchen!" dachte der junge Mann erfreut bei sich selbst. „So etwas wäre mir nie in den Sinn gekommen."

Und als die beiden nun mitten in der Schlucht angelangt waren, steckte der junge Mann seinen Stock in den Boden, band die Ziege daran fest, reichte dem Mädchen das Huhn mit den Worten: „Halte es so lange, bis ich Gras schneide für die Ziege," und dann nahm er den Kessel vom Rücken, sperrte das Huhn darunter — und küßte das Mädchen, das sich nicht einmal wehrte, da es „ja doch nichts genützt hätte". A. M.

Eine Grille. — Die Anekdote von den Fröschen in Schlangenbad ist bekannt. Die Kaiserin Charlotte von Rußland, die Schwester Kaiser Wilhelms I., war zur Kur dorthin gekommen und hatte eine Villa bezogen, am Rande einer Wiese, auf der unzählige Frösche quakten. Darüber machte sie in aller Harmlosigkeit eine Bemerkung zu ihrer Umgebung. Der Bürgermeister, der davon erfuhr, faßte jedoch die Äußerung als einen Tadel auf, und sofort ließ er alle verfügbaren Bürger aufbieten, und in der Nacht geschah ein grausames Morden. Am anderen Morgen lebte kein Frosch mehr. Die Kaiserin wunderte sich nun, daß keiner mehr quaken wollte, und so mußte der brave Bürgermeister jetzt wieder alle Kräfte aufbieten, um diese melodienreichen Natursänger herbeizuschaffen.

Umgekehrt ging es mit anderen Musikanten aus der Tierwelt, mit Grillen. Die Prinzessin Pauline Borghese, die Schwester Napoleons, gewann auf ihrem bei Aix gelegenen Landgute Mignard das Gezirp der Grillen so lieb, daß sie es möglichst oft und stark hören wollte. Sie setzte also einen Sou Belohnung für jede ihr überbrachte lebendige Grille aus. Die Belohnung hatte einen unerwarteten Erfolg. Die Grillenfängerei wurde von den Umwohnenden im großen betrieben, und allein an einem Tage erhielt sie über sechstausend Stück. Der Segen ließ nicht nach. Tag für Tag stellten sich glückliche Jäger mit ihrer Beute ein, und nach wenigen Wochen berechnete man die Zahl der Grillen, die in Mignards Gärten ihre vielstimmigen Konzerte ausführten, auf mehr als hunderttausend. Sie machten natürlich einen Heidenspektakel, und es war schwierig, im Freien eine Unterhaltung zu führen. Doch dauerte es immerhin noch einige Zeit, bis die Dame ihre „Grille“ verlor. Sie zahlte nun einen halben Sou für jede aus den Gärten wieder entfernte Grille, und ihre „Grille“ kostete sie somit im ganzen siebzigtausend Franken. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

DATE DUE			

